

# Wilkie Collins



Ein tiefes Geheimniss



# Ein tiefes Geheimniss

Roman

von

**Wilkie Collins**

Verfasser von Die Frau in Weiß 2c.

Aus dem Englischen

von

A. Kretschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Illustrationen von William Sherman Potts (1876–1930) u. A.

Leipzig,

Voigt & Günter.

1862.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quelle: [www.wilkiecollins.de](http://www.wilkiecollins.de)

mit freundlicher Genehmigung

Illustrationen entnommen:  
The Death Secret  
New York:  
Harper & Brothers, Publishers,  
Franklin Square  
1893.  
und  
Charles Scribner's Sons  
New York  
1909.

*I gratefully dedicate  
this collected Edition of my  
Works, to  
The American People.  
Wilkie Collins  
September 1873.*

# Inhaltsverzeichnis

## Ein tiefes Geheimniss

Erster Band

Erstes Kapitel Der 23. August 1829

Zweites Kapitel Das Verbergen des Geheimnisses

Drittes Kapitel Fünfzehn Jahre später

Viertes Kapitel Der Verkauf von Porthgenna Tower

Fünftes Kapitel Die Neuvermählten

Sechstes Kapitel Timon von London

Siebentes Kapitel Werden sie kommen?

Achtes Kapitel Mistreß Jazeph

Neuntes Kapitel Die neue Wärterin

Zweiter Band.

Erstes Kapitel Eine Beratung

Zweites Kapitel Eine abermalige Überraschung

Drittes Kapitel Ein Komplott gegen das Geheimnis

Viertes Kapitel Im Freien

Fünftes Kapitel Im Hause

Sechstes Kapitel Mr. Munder auf dem Richterstuhle

Siebentes Kapitel Mozart spielt den Abschiedsgruß

Achtes Kapitel Ein alter Freund und ein neues Projekt

Neuntes Kapitel Der Anfang des Endes

Dritter Band

Erstes Kapitel Man nähert sich dem Abgrunde

Zweites Kapitel Dicht am Rande

Drittes Kapitel Das Myrtenzimmer

Viertes Kapitel Die Enthüllung des Geheimnisses

Fünftes Kapitel Onkel Joseph

Sechstes Kapitel Warten und Hoffen

Siebentes Kapitel Die Geschichte der Vergangenheit

Achtes Kapitel Das Ende des Tages

Neuntes Kapitel Vierzigtausend Pfund

Zehntes Kapitel Die Morgenröte eines neuen Lebens

# Erster Band

## Erstes Kapitel

*Der 23. August 1829*

»Ich bin neugierig, ob sie den heutigen Tag überlebt.«

»Sieh einmal an die Uhr, Joseph.«

»Zehn Minuten über Zwölf. Dann hat sie ja den Tag schon überlebt, Robert, denn es sind bereits zehn Minuten des neuen vorüber.«

Diese Worte wurde in der Küche eines großen Landhauses gesprochen, welches an der Westküste von Cornwall lag. Die Sprechenden waren zwei der Diener, welche das Hauspersonal des Kapitän Treverton ausmachten, eines Marineoffiziers und des ältesten männlichen Repräsentanten einer alten Familie dieser Provinz.

Beide Diener unterhielten sich zurückhaltend und flüsternd, während sie dicht beisammen saßen und sich, so oft ihr Gespräch ins Stocken kam, erwartungsvoll nach der Tür umblickten.

»Es ist etwas Schauerliches,« sagte der ältere beiden Männer, »daß wir zwei so allein hier in dieser unheimlichen Stube und die Minuten zählen, welche unsere Herrin noch zu leben hat.«

»Robert,« sagte der andere, indem er seine Stimme so tief senkte, daß sie kaum zu hören war, »du bist von deinen Knabenjahren an hier im Dienste gewesen – hast du jemals gehört, daß unsere Herrin Schauspielerin war, als unser Herr sie heiratete ?«

»Woher weißt du denn das?« fragte der ältere Diener stutzend.

»Still, still!« rief der andere, indem er sich hastig von seinem Stuhl erhob.

Eine Klingel läutete draußen auf dem Gange.

»Gilt das einem von uns?« fragte Joseph.

»Kannst du denn immer noch nicht unsere Klingeln schon am Klange unterscheiden?« rief Robert verächtlich. »Diese gilt Sara Leeson. Geh hinaus und sieh nach.«

Der jüngere Diener nahm ein Licht und gehorchte. Als er die Küchentür öffnete, fiel sein Auge auf eine lange Reihe gegenüber an der Wand angebrachter Klingeln. Über jeder derselben stand in saubern schwarzen Buchstaben das unterscheidende Prädikat des Dieners, den sie zu rufen bestimmt war. Die Reihe dieser Überschriften begann mit »Haushälterin« und endete mit »Küchenmagd« und »Laufbursche«.

Die Klingeln entlang schauend, bemerkte Joseph mit leichter Mühe, daß eine derselben in Bewegung war. Über derselben stand das Wort »Kammermädchen«.

Nachdem er dies bemerkt, ging er rasch den Gang entlang und pochte am Ende desselben an eine große altväterische Tür von Eichenholz.

Da keine Antwort erfolgte, so öffnete er die Tür und schaute in das Zimmer hinein. Es war finster und leer.

»Sara ist nicht in dem Zimmer der Haushälterin,« sagte Joseph, nachdem er zu seinem Kameraden in die Küche zurückgekehrt war.

»Dann ist sie in ihr Schlafzimmer gegangen,« entgegnete der ältere Diener. »Geh hinauf und sage ihr, daß ihre Herrin sie verlangt.«

Als Joseph hinausging, läutete die Klingel wieder.

»Rasch! – rasch!« rief Robert. »Sage ihr, die Herrin verlange sie sofort. Vielleicht,« fuhr er leiser mit sich selbst sprechend fort, »vielleicht zum letzten Mal.«

Joseph stieg drei Treppen hinauf, ging die Hälfte eines langen gewölbten Korridors entlang und pochte an eine zweite altväterische Tür von Eichenholz.

Diesmal ward der Ruf beantwortet. Eine tiefe, aber klare, sanfte Stimme im Zimmer fragte, wer da sei.

Joseph richtete in wenigen Worten seinen Auftrag aus. Ehe er noch ausgeredet hatte, öffnete sich die Tür ruhig und schnell und Sara Leeson trat ihm mit ihrem Lichte in der Hand auf der Schwelle gegenüber.

Nicht groß, nicht schön, nicht in ihrer ersten Jugend, schüchtern und unentschlossen in ihrem Wesen, äußerst schlicht und einfach in ihrer Kleidung, war die Zofe, trotz aller dieser Nachteile, eine Person, die man nicht ohne ein Gefühl von Neugier, ja sogar von Interesse betrachten konnte.

Wenig Männer würden bei ihrem ersten Anblick nicht den Wunsch empfunden haben, zu erfahren, wer sie sei, und wenige würden sich befriedigt gefühlt haben, wenn sie zur Antwort erhalten: »Es ist Mistreß Trevertons Zofe.« Wenige hätten sich des Versuchs enthalten, aus ihrem Gesicht und ihrem Benehmen irgend einen geheimen Ausschluß zu erlauschen, aber keinem, selbst nicht dem geduldigsten und geübtesten Beobachter, wäre es gelungen, mehr zu entdecken, als daß sie in einer früheren Zeit ihres Lebens die Feuerprobe großer Leiden und Anfechtungen bestanden haben müsse.

Es lag in ihrem Wesen und noch mehr in ihrem Gesicht etwas, was deutlich und wehmütig sagte: »Ich bin das Wrack von etwas, dessen Anblick dir früher zur Freude gereicht haben würde, ein Wrack, welches niemals wieder in Stand gesetzt werden kann – welches unbeachtet, ohne Führer, ohne Mitleid durchs Leben weitertreiben muß, bis es den verhängnisvollen Strand berührt und die Wogen der Zeit diese kümmerlichen Überreste meines Ich für immer verschlungen haben.«

Dies war die Geschichte, die in Sara Leasons Zügen geschrieben stand – dies und nichts weiter.

Von allen, welche diese Geschichte sich selbst zu deuten versucht, würden wahrscheinlich auch nicht zwei eine und dieselbe Ansicht über die Beschaffenheit des Leidens gehabt haben, welches diese Person durchzumachen gehabt.

Erstens war es schwierig zu sagen, ob der Schmerz, welcher ihr sein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt, Schmerz des Körpers oder Schmerz der Seele gewesen sei. Von welcher Beschaffenheit aber auch die Heimsuchung, von der sie betroffen worden, gewesen sein mochte, so waren die Spuren, welche dieselbe zurückgelassen, in jedem Teile ihres Gesichts tief und auffallend sichtbar. Ihre Wangen hatten ihre Rundung und natürliche Farbe verloren, ihre in Bezug auf Bewegung eigentümlich biegsamen, zartgeformten Lippen hatten eine ungesunde, blasse Farbe angenommen, ihre großen, schwarzen, von ungewöhnlich dichten Wimpern überschatteten Augen hatten einen seltsamen ängstlichen, scheuen Blick, der sie niemals verließ und die schmerzliche Empfindsamkeit und angeborne Schüchternheit ihrer Gemütsart auf mitleiderregende Weise verriet.

Insoweit waren die Spuren, welche Kummer oder Krankheit an ihr zurückgelassen, ganz dieselben, welche den meisten Opfern geistiger oder physischer Leiden gemeinsam sind.

Eine ganz außerordentliche Veränderung aber, die mit ihr vorgegangen war, bestand in dem unnatürlichen Wechsel, der die Farbe ihres Haars betroffen hatte. Es war so dicht und weich und noch ebenso schön und üppig wie das Haar eines jungen Mädchens, aber grau wie das Haar einer Matrone. Es schien in der auffälligsten Weise jeder Spur von Jugend, die sich noch in den Gesichtszügen vorfand, zu widersprechen.

Trotz der Magerkeit und Blässe des Gesichts hätte man dieses nämlich, sobald man es richtig angesehen, keinen Augenblick für das einer bejahrten Frau halten können. So abgezehrt die Wangen auch waren, so hatten dieselben doch nicht eine einzige Runzel. Ihre Augen besaßen, abgesehen von dem darin vorherrschenden Ausdruck von Unruhe und Schüchternheit, noch jenen feuchtschimmernden Glanz, der an den Augen alter Leute niemals wahrzunehmen ist. Die Haut um die Schläfe herum war zart und glatt wie die eines Kindes.

Diese und noch einige andere nie trügende Anzeichen bewiesen, daß sie in Bezug auf die Jahre noch in der Blüte des Lebens stand.

So kränklich und bekümmert sie auch aussah, so hatte sie doch von den Augen abwärts ganz das Ansehen eines Frauenzimmers, welches höchstens dreißig Jahre zählte.

Von den Augen an aufwärts aber war der Eindruck ihres üppigen grauen Haares, in Verbindung mit ihrem Gesicht betrachtet, nicht bloß ein unvereinbarer, sondern auch geradezu befremdender, so befremdend, daß es kein Widerspruch ist, wenn man sagt, daß sie natürlicher ausgesehen haben würde, wenn ihr Haar gefärbt gewesen wäre. Die Kunst hätte in diesem Falle die Wahrheit zu sein geschienen, weil die Natur wie Lüge aussah.

Welche Zauberkraft hatte ihrem Haar in seiner üppigsten Reife die Farbe eines unnatürlichen Greisenalters mitgeteilt? War es schwere Krankheit, oder furchtbarer Kummer gewesen, der sie in der Blüte ihrer Jahre grau gemacht?

Diese Frage hatte ihre Dienstgenossen oft beschäftigt, denn alle waren, als sie sie zum ersten Mal gesehen, von der Eigentümlichkeit ihrer persönlichen Erscheinung betroffen und überdies durch ihre eingewurzelte Gewohnheit mit sich selbst zu sprechen, ein wenig argwöhnisch gemacht worden.

Mochten sie sie jedoch fragen, wie sie wollten, so ward ihre Neugier dennoch niemals befriedigt. Man konnte weiter nichts ermitteln, als daß Sara Leeson in Bezug auf ihr graues Haar und ihre Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, sehr empfindlich war und daß ihre Herrin schon seit langer Zeit jedem im Hause von ihrem Gemahl an verboten hatte, ihre Zofe durch neugierige Fragen zu belästigen.

Schweigend stand sie an jenem verhängnisvollen Morgen des dreiundzwanzigsten August einen Augenblick vor dem Diener, der sie an das Sterbebett ihrer Herrin rief, während die Flamme des Lichts flackernd ihre großen, fragenden, schwarzen Augen und das üppige, unnatürlich graue Haar über denselben beleuchtete. Schweigend stand sie einen Augenblick da, die Hand, welche den Leuchter hielt, zitterte, sodaß das auf dem breiten Fuße desselben liegende Löschhütchen unaufhörlich klapperte; dann dankte sie dem Diener, daß er sie gerufen. Die Unruhe und Furcht, die, während sie

sprach, in ihrer Stimme lag, schien den gewohnten Wohlklang derselben noch zu erhöhen, und die Aufregtheit ihres Wesens tat ihrer gewöhnlichen Sanftheit und ihrer zarten, einnehmenden weiblichen Zurückhaltung keinerlei Eintrag.

Joseph, der wie die andern Diener ihr im Stillen mißtraute und abgeneigt war, weil sie von dem gewöhnlichen Kammermädchentypus so gewaltig abwich, ward bei dieser Gelegenheit durch ihr Wesen und durch ihren Ton, indem sie ihm dankte, so seltsam berührt, daß er sich erbot, ihr das Licht bis an die Tür des Schlafzimmers ihrer Herrin zu tragen.

Sie schüttelte jedoch den Kopf und dankte ihm nochmals; dann ging sie rasch an ihm vorüber und aus dem Korridor hinaus.

Das Zimmer, in welchem Mistreß Treverton im Sterben lag, war eine Etage tiefer. Sara zögerte zwei Mal, ehe sie an die Tür pochte. Dieselbe ward von Kapitän Treverton selbst geöffnet.

In dem Augenblick, wo sie ihren Herrn sah, fuhr sie vor ihm zurück. Wenn sie einen Schlag zu bekommen gefürchtet hätte, so hätte sie sich kaum plötzlicher mit dem Ausdruck größeren Schreckens zurückziehen können.

Dennoch lag in Kapitän Trevertons Gesicht durchaus nichts, was die Befürchtung einer üblen Begegnung oder auch nur unfreundlicher Worte hätte rechtfertigen können. Sein Gesicht war gütig, herzlich und offen und es rieselten noch an demselben die Tränen herab, die er an dem Bett seines Weibes vergossen.

»Geht hinein,« sagte er, das Gesicht abwendend. »Sie will nicht, daß die Wärterin komme; sie wünscht bloß Euch. Ruft mich, wenn der Doktor –«

Die Stimme versagte ihm und er eilte fort, ohne den Redesatz zu vollenden.

Sara Leeson blieb, anstatt in das Zimmer ihrer Herrin zu treten, stehen und sah ihrem Herrn aufmerksam nach solange er sichtbar war. Ihre bleichen Wangen nahmen geradezu die Blässe des Todes an und aus ihren Augen sprach zweifelnde, forschende Unruhe und Angst.

Als er um die Ecke des Korridors verschwunden war, horchte sie

einen Augenblick an der Tür des Krankenzimmers und flüsterte furchtsam bei sich selbst:

»Ob sie es ihm wohl gesagt hat?«

Dann öffnete sie die Tür mit sichtbarer Anstrengung, ihre Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, und nachdem sie argwöhnisch noch einen Augenblick an der Schwelle gezögert, ging sie hinein.

Mistreß Trevertons Schlafzimmer war ein großes, hohes Gemach in dem westlichen Teile des Hauses, sodaß es die Aussicht auf das Meer hatte. Das neben dem Bett brennende Nachtlicht machte die Finsternis in den Ecken des Zimmers eher sichtbar, als daß es dieselbe zerstreut hätte.

Das Bett hatte eine altväterische Form und war mit schweren, dicken, rings herum zugezogenen Vorhängen versehen.

Von den andern Gegenständen im Zimmer ragten bloß die von der größten und massivsten Art genugsam hervor, um in dem düsteren Lichte leidlich sichtbar zu sein. Die Schränke, der lange Spiegel, der Armstuhl mit der hohen Lehne und die große, unförmliche Masse des Bettes selbst stellten sich dem Blicke schwerfällig und unheimlich dar.

Die übrigen Gegenstände flossen in der allgemeinen Dunkelheit alle durcheinander. Durch das geöffnete Fenster, welches die frische Luft des neuangebrochenen Morgens nach der Schwüle der Augunacht hereinlassen sollte, klang das gleichförmige, dumpfe, ferne Brausen der Brandung an der sandigen Küste in das Zimmer. Jedes andere Geräusch war in dieser ersten unheimlichen Stunde des nahen Tages verstummt.

Innerhalb dieses Zimmers bestand das einzige hörbare Geräusch in dem langsamen, mühevollen Atmen der Sterbenden, welches sich matt, aber dennoch deutlich und grauenerregend, selbst durch den fernen Donner, der aus dem Schoße des ewigen Meeres grollte, hindurch hören ließ.

»Mistreß,« sagte Sara Leeson, als sie dicht an den Vorhängen des Bettes stand, aber ohne dieselben zurückzuziehen, »der Herr hat das Zimmer verlassen und mich an seiner Statt hergeschickt.«

»Licht! – Gebt mir mehr Licht!«

Die Mattigkeit tödlicher Krankheit lag in der Stimme, aber der Ton der Sprechenden klang dennoch entschlossen – doppelt entschlossen durch den Gegensatz zu dem zögernden Ausdruck, in welchem Sara gesprochen. Das starke Gemüt der Herrin und die Schwäche der Dienerin beurkundeten sich schon bei diesem kurzen Austausch von durch die Vorhänge eines Sterbebettes hindurchgesprochenen Worten.

Sara zündete mit zitternder Hand zwei Kerzen an, stellte sie zögernd auf einen Tisch am Bett, wartete einen Augenblick, während sie sich mit einer gewissen argwöhnischen Schüchternheit ringsum schaute, und zog dann die Vorhänge auf die Seite.

Die Krankheit, durch welche Mistreß Treverton dem Tode entgegengeführt ward, war eines der furchtbarsten aller Übel, welche den Menschen heimsuchen – ein Übel, welchem besonders Frauen unterworfen sind und welches das Leben unterminiert – in den meisten Fällen ohne bemerkenswerte Spuren seines nagenden Fortschritts in dem Gesicht zu zeigen. Kein Uneingeweihter, welcher Mistreß Treverton, als ihre Dienerin den Bettvorhang auf die Seite zog, gesehen hätte, würde geglaubt haben, daß bei ihr alle Hilfe, die durch menschliche Geschicklichkeit gebracht werden könne, vergeblich sei.

Die geringfügigen Spuren von Krankheit in ihrem Gesicht, die unvermeidlichen Veränderungen in Bezug auf die Anmut und Rundung der Umrisse wurden durch die wunderbare Erhaltung ihrer Gesichtsfarbe, welche noch den ganzen zarten Glanz der ersten jungfräulichen Schönheit besaß, fast unbemerkbar gemacht. Ihr Gesicht war, während es so auf dem Pfühle dalag – zart umrahmt von den kostbaren Spitzen ihrer Haube und gekrönt von dem glänzenden braunen Haar – allem äußern Anscheine nach das Gesicht einer schönen Frau, die von einer leichten Krankheit genas oder nach einer ungewohnten Anstrengung ausruhte.

Selbst Sara Leeson, die sie doch während ihrer ganzen Krankheit beobachtet hatte, konnte, während sie jetzt ihre Herrin ansah, kaum glauben, daß die Pforten des Lebens sich hinter ihr geschlossen und

daß die Hand des Todes ihr schon von den Pforten des Grabes her zuwinkte.

Einige Bücher mit eingezeichneten Stellen, in Papierumschlägen, lagen auf der Bettdecke. Sobald der Vorhang auf die Seite gezogen war, forderte Mistreß Treverton ihre Dienerin durch eine Gebärde auf, die Bücher wegzunehmen. Es waren Theaterstücke, an gewissen Stellen mit Tinte unterstrichen und an den Rändern mit Anmerkungen versehen, welche Auftreten, Abtreten und Stellungen auf der Bühne andeuteten.

Die Diener, welche unten von der Beschäftigung ihrer Herrin vor ihrer Vermählung gesprochen, waren nicht durch falsche Gerüchte irregeleitet worden. Ihre Herrin hatte, nachdem er selbst über die Blüte des Lebens hinaus war, wirklich seine Frau von der obskuren Bühne eines Provinzialtheaters hinweggenommen, während seit ihrem ersten öffentlichen Auftreten kaum zwei Jahre verflossen waren.

Die alten Theaterstücke mit den eingezeichneten Stellen waren einmal ihre wertgehaltene dramatische Bibliothek gewesen; sie hatte um alter Erinnerung willen stets eine große Liebe zu ihnen bewahrt und sie während der letzten Zeit ihrer Krankheit Tage lang hintereinander auf ihrem Bett liegen gehabt.

Nachdem Sara die Bücher weggenommen, kehrte sie zu ihrer Herrin zurück und öffnete, mehr mit dem Ausdruck der Furcht und Verlegenheit als des Kummers, ihre Lippen, um zu sprechen.

Mistreß Treverton hielt aber die Hand empor und deutete dadurch an, daß sie noch einen anderweiten Befehl zu erteilen hatte.

»Verriegele die Tür,« sagte sie mit derselben matten Stimme, aber in demselben entschlossenen Tone, der ihr erstes Begehren, mehr Licht im Zimmer zu haben, so auffällig gemacht hatte. »Verriegele die Tür. Laß niemanden herein, bis ich es erlaube.«

»Niemand?« wiederholte Sara schüchtern, »auch nicht den Doktor? Auch nicht den Herrn?«

»Auch nicht den Doktor – auch nicht den Herrn!« sagte Mistreß Treverton und zeigte auf die Tür. Die Hand war schwach, aber selbst in dieser augenblicklichen Bewegung derselben war die befehlende Gebärde nicht zu verkennen.

Sara verriegelte die Tür, kehrte unentschlossen an das Bett zurück, heftete ihre großen, forschenden, unruhigen Augen fragend auf das Gesicht ihrer Herrin, neigte sich plötzlich über sie und sagte flüsternd:

»Haben Sie es dem Herrn gesagt?«

»Nein,« war die Antwort. »Ich ließ ihn rufen, um es ihm zu sagen – ich bemühte mich, die Worte auszusprechen – schon der Gedanke aber, wie ich es ihm am besten beibringen könnte, erschütterte mich bis in die innerste Seele, Sara – ach, ich habe ihn so lieb! Trotzdem aber würde ich es ihm gesagt haben, wenn er nicht von dem Kinde gesprochen hätte. Sara, er sprach von weiter nichts als dem Kind und das verschloß mir den Mund.«

Sara warf sich, ihre dienstliche Stellung auf eine Weise vergessend, die selbst der nachsichtigsten Herrin außerordentlich erscheinen würde, bei dem ersten Wort, welches Mistreß Treverton entgegnete, auf einen Stuhl, bedeckte sich das Gesicht mit den zitternden Händen und stöhnte bei sich selbst:

»O, was wird geschehen! Was wird nun geschehen!«

Mistreß Trevertons Augen waren feucht geworden und hatten einen mildern Ausdruck angenommen, als sie von ihrer Liebe zu ihrem Gatten sprach. Schweigend lag sie einige Minuten da. Das Arbeiten einer starken Gemütsbewegung verriet sich durch das rasche, angestrengte, mühsame Atmen und durch das schmerzliche Zusammenziehen der Augenbrauen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so wendete sie ihr Gesicht unruhig nach dem Stuhl, auf welchem ihre Dienerin saß, und sprach wieder, diesmal aber in einem Tone, der nur ein Flüstern zu nennen war.

»Gib mir meine Medizin,« sagte sie. »Ich brauche sie.«

Sara fuhr empor und wischte mit dem raschen Instinkt des Gehorsams die Tränen hinweg, welche ihr immer schneller über die Wangen herabrannen.

»Der Doktor,« sagte sie. »Lassen Sie mich den Doktor rufen.«

»Nein – die Medizin – gib mir die Medizin!«

»Welche Flasche? Das Opiat, oder –«

»Nein. Nicht das Opiat, die andere Flasche.«

Sara nahm eine Flasche von dem Tisch, sah aufmerksam, was auf dem angehängten Zettel geschrieben stand, und sagte, es sei noch nicht Zeit, diese Medizin wieder einzunehmen.

»Gib mir die Flasche.«

»O, bitte, verlangen Sie dies nicht von mir! Warten Sie doch ! Der Doktor sagte, es sei so verderblich, als wenn Sie Spiritus tranken, im Fall Sie zu viel davon nähmen.«

Mistreß Trevertons helle graue Augen begannen zu funkeln, die rosige Röte ihrer Wangen ward dunkler; die befehlende Hand ward wieder mit Anstrengung von der Bettdecke emporgehoben, auf welcher sie lag.

»Ziehe den Pfropfen aus der Flasche,« sagte sie, »und gib sie mir. Ich brauche Kräfte. Gleichviel ob ich in einer Stunde oder in einer Woche sterbe. Gib mir die Flasche.«

»Nicht die Flasche,« sagte Sara, während sie dieselbe doch, von dem Blicke ihrer Herrin bezwungen, hingab. »Es ist bloß noch zu zwei Mal einzunehmen darin. Ich bitte, warten Sie – ich will ein Glas holen!«

Sie wendete sich nach dem Tische. In demselben Augenblick aber hob Mistreß Treverton die Flasche an die Lippen, trank den Inhalt derselben aus und warf sie dann von sich auf das Bett.

»Sie hat sich den Tod gegeben!« rief Sara, indem sie erschrocken nach der Tür lief.

»Bleib!« rief die Stimme aus dem Bett schon entschlossener als je. »Bleib! Komm her und lege meine Kissen höher.«

Sara legte die Hand an den Riegel.

»Komm her,« wiederholte Mistreß Treverton. »So lange als noch ein Funken Leben in mir ist, verlange ich Gehorsam. Komm her!«

Die Farbe begann auf ihrem ganzen Gesicht unverkennbar dunkler und das Licht in ihren weitgeöffneten Augen heller zu werden.

Sara kam an das Bett zurück und fügte mit zitternden Händen den Kissen, welche den Kopf und die Schultern der Sterbenden stützten,

noch eins hinzu. Während dies geschah, kam die Bettdecke ein wenig in Unordnung. Mistreß Treverton zog dieselbe schaudernd wieder herauf bis dicht um den Hals herum.

»Hast du die Türe aufgeriegelt?« fragte sie.

»Nein.«

»Ich verbiete dir, dich derselben wieder zu nähern. Hole mir aus dem Schranke neben dem Fenster meine Schreibmappe, Feder und Tinte.«

Sara ging an den Schrank und öffnete ihn, hielt aber plötzlich inne, als ob ein plötzlicher Argwohn sie durchzuckte, und fragte, wozu die Schreibmaterialien gebraucht werden sollten.

»Bring sie nur, dann wirst du es sehen.«

Die Schreibmappe ward mit einem Bogen Briefpapier darauf auf Mistreß Trevertons Knie gelegt, die Feder in die Tinte getaucht und ihr in die Hand gegeben.

Die Kranke schloß die Augen eine Minute lang und seufzte tief. Dann begann sie zu schreiben und sagte zu ihrer Zofe, als die Feder das Papier berührte:

»Schau her!«

Sara lugte ihr unruhig über die Schultern und sah die Feder langsam und matt die drei Worte formen:

»An meinen Gatten.«

»O, nein, nein! Um Gotteswillen, schreiben Sie es nicht!« rief Sara, indem sie ihre Herrin bei der Hand faßte. In dem Augenblick aber, wo Mistreß Treverton sie ansah, ließ sie die Hand wieder los.

Die Feder schrieb weiter und bildete langsam und immer matter soviel Worte, daß dadurch eine Zeile gefüllt ward – dann machte sie Halt. Die Buchstaben der letzten Silbe waren ganz durcheinander gelaufen.

»Tun Sie es nicht!« rief Sara wieder, indem sie vor dem Bett auf die Knie niederfiel. »Schreiben Sie es ihm nicht, wenn Sie es ihm nicht sagen können. Lassen Sie mich das, was ich so lange getragen, auch noch ferner tragen. Lassen Sie das Geheimnis mit

Ihnen und mit mir sterben und in dieser Welt niemals offenbar werden – niemals! niemals! niemals!«

»Das Geheimnis muß offenbar werden,« antwortete Mistreß Treverton. »Mein Gatte muß es wissen und soll es wissen. Ich versuchte, es ihm zu sagen, aber der Mut entsank mir. Daß du es ihm sagen werdest, nachdem ich nicht mehr bin, darauf kann ich mich nicht verlassen. Es muß niedergeschrieben werden. Nimm du die Feder; meine Augen sehen kaum noch, meine Finger fühlen nicht mehr. Nimm die Feder und schreibe, was ich dir sage.«

Sara verbarg, anstatt zu gehorchen, ihr Gesicht in der Bettdecke und weinte bitterlich.

»Du bist seit meiner Vermählung bei mir,« fuhr Mistreß Treverton fort. »Du bist mehr meine Freundin als meine Dienerin gewesen. Willst du mir meine letzte Bitte abschlagen? Du willst! Törin, blicke auf und höre mich an. Es geschieht auf deine eigene Gefahr, wenn du dich weigerst, die Feder zu ergreifen. Schreib oder ich habe keine Ruhe im Grabe. Schreib oder, so wahr der Himmel über uns ist, ich suche aus der andern Welt dich heim!«

Mit einem unterdrückten Schrei richtete Sara sich empor.

»Ihre Worte erfüllen mich mit Schaudern,« flüsterte sie, indem sie ihre Augen mit abergläubisch entsetztem Blick auf das Gesicht ihrer Herrin heftete.

In demselben Augenblicke begann die in allzureichlicher Dosis genommene aufregende Medizin ihre Wirkung auf Mistreß Trevertons Gehirn zu äußern. Sie warf ihren Kopf unruhig von einer Seite des Pfühls auf die andere, sprach gedankenlos einige Zeilen aus einem der alten Theaterstücke, die sie von ihrem Bett hatte hinwegnehmen lassen, und hielt der Dienerin plötzlich die Feder hin, indem sie theatralisch die Hand bewegte und einen Blick nach einer eingebildeten Galerie von Zuschauern emporwarf.

»Schreib!« rief sie mit dem hohlen, schauerlichen Pathos ihrer früheren Bühnenstimme, »schreib!«

Und die schwache Hand bewegte sich wieder mit einer matten, unsichern Nachahmung der alten Theatergebärde. Mechanisch die Finger um die Feder schließend, welche hineingesteckt ward,

wartete Sara, deren Augen immer noch die abergläubische Furcht verrieten, welche die Worte ihrer Herrin erweckt hatten, auf den nächsten Befehl.

Es vergingen einige Minuten ehe Mistreß Treverton wieder sprach. Sie war noch hinreichend bei Besinnung, um sich, wenn auch unklar, der Wirkung bewußt zu sein, welche die Medizin auf sie äußerte, und die ferneren Fortschritte zu bekämpfen, ehe sie ihre Ideen gänzlich verwirrte.

Sie verlangte daher zuerst ihr Riechfläschchen und dann Eau de Cologne. Dieses letztere, welches sie sich auf ihr Taschentuch gießen und dann auf die Stirn legen ließ, schien ihre Geisteskräfte zum Teil wieder herzustellen. Ihre Augen gewannen wieder den intelligenten, ruhigen Blick und als sie ihre Zofe wieder anredete und zu ihr nochmals sagte: »Schreib!« war sie im Stande, dem Befehle dadurch Nachdruck zu geben, daß sie sofort in ruhigem, besonnenem und entschlossenem Tone zu diktieren begann.

Saras Tränen rannen; ihre Lippen murmelten abgebrochene Worte, in welche Bitte und Ausdruck von Reue und Furcht sich auf seltsame Weise mischten, aber sie schrieb gehorsam weiter in schwankenden Zeilen, bis sie beinahe die ersten beiden Seiten des Briefbogens vollgeschrieben hatte.

Dann hielt Mistreß Treverton inne, sah das Geschriebene durch, ergriff die Feder und unterzeichnete es mit ihrem Namen.

Bei dieser Anstrengung schien ihre Macht des Widerstands gegen die aufregende Wirkung der Medizin ihr wieder untreu zu werden. Die tiefe Röte begann wieder ihre Wangen zu färben und sie sprach hastig und unsicher, als sie die Feder wieder ihrer Dienerin einhändigte.

»Unterschreibe!« rief sie, indem sie mit der Hand matt auf die Bettdecke schlug. »Unterschreibe: ‚Sara Leeson als Zeugin.‘ Don nein; schreib: ‚als Mitschuldige.‘ Nimm deinen Anteil auf dich; ich will nicht, daß auch dieser mir zugewälzt werde. Unterschreibe! Ich bestehe darauf; unterschreibe, wie ich dir sage !«

Sara gehorchte und Mistreß Treverton nahm ihr das Papier aus der Hand und zeigte mit derselben wehmütigen theatralischen Geste

darauf, die ihr vorhin entschlüpft war. »Dies wirst du deinem Herrn geben, wenn ich tot bin,« sagte sie, »und jede Frage, die er dir vorlegt, so wahrheitsgetreu beantworten, als ob du vor dem Richterstuhl des Höchsten stündest.«

Die Hände faltend, sah Sara ihre Herrin zum ersten Male mit ruhigen Augen an und sprach zum ersten Male in ruhigem Tone mit ihr.

»Wenn ich wüßte, daß ich zum Sterben geschickt wäre,« sagte sie »o wie gern wollte ich mit Ihnen tauschen.«

»Versprich mir, daß du das Papier deinem Herrn geben willst,« wiederholte Mistreß Treverton. »Versprich – doch nein! Deinem Versprechen traue ich nicht – schwören sollst du es mir. Hole die Bibel – die Bibel, deren sich der Geistliche bediente, als er diesen Morgen hier war. Hole sie oder ich habe keine Ruhe im Grabe. Hole sie oder ich komme aus der andern Welt zu dir.«



Die Herrin lachte, während sie diese Drohung wiederholte. Die Dienerin schauderte, während sie dem Befehl gehorchte, dem diese Drohung Nachdruck geben sollte.

»Ja, ja – die Bibel, deren sich der Geistliche bediente,« fuhr Mistreß Treverton halb gedankenlos fort, als das Buch zur Stelle gebracht war. »Der Geistliche – ein guter schwacher Mann – ich erschreckte ihn, Sara. Er sagte: ‚Sind Sie mir allen Menschen in Frieden?‘ und ich antwortete: ‚Mit allen bis auf einen.‘ Du weißt, wen.«

»Des Kapitäns Bruder. O, sterben Sie nicht in Feindschaft mit irgend jemandem. Sterben Sie auch mit ihm in Freundschaft!« bat Sara.

»Das sagte der Geistliche auch,« entgegnete Mistreß Treverton,

indem ihre Augen kindisch im Zimmer herumzuschweifen begannen, während ihr Ton plötzlich leiser und verworrener ward. »Sie müssen ihm vergeben', sagte der Geistliche. Und ich sagte: ‚Nein. Ich verzeihe allen Menschen, aber dem Bruder meines Gatten nicht.' Der Geistliche stand ganz erschrocken von seinem Stuhle auf, Sara. Er sagte, er wolle für mich beten und wiederkommen. Wird er wiederkommen?«

»Ja, ja,« antwortete Sara, »er ist ein guter Mann – er wird wiederkommen – und o, sagen Sie ihm, daß Sie dem Bruder des Kapitäns verzeihen. Jene schändlichen Worte, die er, als Sie vermählt wurden, von Ihnen sprach, wird er schon einmal entgelten müssen. Vergeben Sie ihm – vergeben Sie ihm, ehe Sie sterben.«

Indem Sara diese Worte sagte, versuchte sie zugleich die Bibel behutsam aus den Augen ihrer Herrin zu entfernen. Diese Bewegung entging aber Mistreß Trevertons Aufmerksamkeit nicht und erweckte ihre sinkenden Kräfte zur Beobachtung der sie umgebenden Dinge.

»Halt!« rief sie, während wieder ein Schimmer der alten Entschlossenheit aus ihren schon vom Tode umflorten Augen leuchtete. Sie packte Sara krampfhaft bei der Hand, legte dieselbe auf die Bibel und hielt sie darauf fest. Ihre andere Hand tastete eine Weile auf der Bettdecke umher, bis sie endlich dem an ihren Gatten gerichteten beschriebenen Papier begegnete. Ihre Finger erfaßten es und ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihren Lippen.

»Ha,« rief sie, »jetzt weiß ich, wozu ich die Bibel haben wollte. Ich sterbe bei vollem Verstande, Sara; du kannst mich auch jetzt noch nicht täuschen.«

Sie hielt wieder inne, lächelte ein wenig und flüsterte dann hastig bei sich selbst: »Warte, warte, warte!«

Dann setzte sie laut mit der alten theatralischen Stimme und Gebärde wieder hinzu:

»Nein, auf dein Versprechen hin traue ich dir nicht. Ich will deinen Schwur haben. Knie nieder. Dies sind meine letzten Worte in dieser Welt – sei ihnen ungehorsam, wenn du es wagst!«

Sara sank an dem Bett auf die Knie nieder. Der leichte Wind

draußen, der gerade jetzt bei dem langsamen Empordämmern des Morgens stärker ward, teilte die Fenstervorhänge ein wenig und blies einen Hauch seines würzigen Duftes freudig in das Krankenzimmer. Das schwere Dröhnen der fernen Brandung ließ sich ebenfalls vernehmen und seine nimmer ruhende Musik in lautern Tönen erklingen. Dann fielen die Fenstervorhänge schwerfällig wieder zu, die flackernde Flamme des Lichts ward wieder ruhig und stet und das unheimliche Schweigen im Zimmer tiefer als je.

»Schwöre! Schwöre!« sagte Mistreß Treverton.

»Die Stimme versagte ihr, als sie dieses Wort ausgesprochen hatte. Sie mühte sich ein wenig, erlangte die Sprache wieder und fuhr fort:

»Schwöre, daß du dieses Papier nicht vernichten willst, wenn ich tot bin.«

Selbst während sie diese feierlichen Worte sprach, selbst bei diesem letzten Kampfe um Leben und Kraft bewies der unausrottbare theatralische Instinkt mit furchtbarer Hartnäckigkeit, wie fest derselbe in ihrem Gemüt wurzelte. Sara fühlte die kalte Hand, die noch auf der ihrigen lag, einen Augenblick sich heben – sie sah wie dieselbe ihr graziös winkte – fühlte, wie sie sich wieder herabsenkte und die ihrige mit zitterndem, ungeduldigem Druck umschloß. Bei dieser letzten Aufforderung antwortete sie mit schwacher Stimme:

»Ich schwöre es!«

»Schwöre auch, daß du dieses Papier nicht mit fortnehmen willst, wenn du, nachdem ich tot bin, dieses Haus verlässest.«

Wieder zögerte Sara, ehe sie antwortete – wieder machte sich der zitternde Druck auf ihrer Hand fühlbar, obschon diesmal schwächer – und wieder stammelten ihre Lippen die Worte:

»Ich schwöre es!«

»Schwöre,« begann Mistreß Treverton zum dritten Male. Die Sprache versagte ihr aber wieder und sie bemühte sich jetzt vergebens, die Herrschaft über dieselbe wiederzuerlangen.

Sara blickte auf und sah, wie Vorläufer von Konvulsionen das schöne Gesicht zu entstellen begannen. Sie sah wie die Finger der weißen, zartgeformten Hand sich krümmten, während sie nach dem Tische hinüberlangten, auf welchem die Medizinflaschen standen.

»Sie haben es ausgetrunken,« rief Sara aufspringend, als sie die Bedeutung dieser Gebärde erriet. »Herrin, liebe Herrin, Sie haben es ausgetrunken, es ist bloß noch das Opiat da. Lassen Sie mich gehen – ich will –«

Ein Blick von Mistreß Treverton tat ihr Einhalt, ehe sie weiter ein Wort sprechen konnte. Die Lippen der Sterbenden bewegten sich rasch.

Sara hielt ihr Ohr dicht an dieselben. Anfangs hörte sie nichts als keuchende, schnell aufeinander folgende Atemzüge, dann einige gebrochene, verworrene, damit gemischte Worte:

»Ich bin noch nicht fertig – du mußt schwören – komm näher heran, näher, näher – noch ein Drittes – dein Herr – schwöre, daß du ihm das Papier geben –«

Die letzten Worte starben leise hinweg. Die Lippen, welche sie so mühsam geformt, teilten sich plötzlich, schlossen sich aber nicht wieder. Sara sprang nach der Tür und rief in den Korridor hinaus nach Hilfe – dann eilte sie an das Bett zurück, ergriff den Bogen Briefpapier, auf welchen sie nach dem Diktat ihrer Herrin geschrieben, und verbarg ihn in ihrem Busen.

Der letzte Blick aus Mistreß Trevertons Augen heftete sich streng und vorwurfsvoll auf sie, indem sie dies tat, und bewahrte während der augenblicklichen Verzerrung der übrigen Züge diesen Ausdruck einen einzigen atemlosen Augenblick lang unverändert.

Dieser Augenblick ging vorüber und mit dem nächsten stahl der Schatten, welcher dem Eintritt des Todes vorangeht, sich herauf und drängte in einer einzigen ruhigen Sekunde das Licht des Lebens von dem ganzen Gesichte hinweg.

Der Arzt trat in Begleitung der Wärterin und eines der Diener in das Zimmer, eilte an das Bett, sah aber auf den ersten Blick, daß die Zeit seiner Dienste hier für immer vorüber war. Er wendete sich zuerst zu dem Diener, der ihm gefolgt war.

»Geht zu Eurem Herrn« sagte er, »und bittet ihn, in seinem Zimmer zu warten, bis ich zu ihm kommen und mit ihm sprechen kann.«

Sara stand noch, ohne sich zu bewegen oder zu sprechen, oder auf jemand zu achten – am Bett.

Die Wärterin, welche sich näherte, um die Vorhänge zusammenzuziehen, stutzte beim Anblick ihres Gesichts und wendete sich dann zu dem Arzt.

»Ich glaube, es wird gut sein, wenn diese Person das Zimmer verläßt; meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?« sagte die Wärterin mit einem gewissen Ausdruck von Verächtlichkeit in ihrem Ton und Blick. »Sie scheint durch das, was geschehen ist, über alle Maßen angegriffen und erschreckt zu sein.«

»Jawohl,« sagte der Doktor, »es ist am besten, wenn sie sich entfernt. Ich gebe Euch den Rat, uns auf einige Zeit zu verlassen,« setzte er hinzu, indem er Sara am Arme berührte.

Sie fuhr argwöhnisch zusammen, hob eine ihrer Hände zu der Stelle empor, wo die Schrift verborgen an ihrem Busen lag, und drückte sie fest darauf, während sie die andere Hand nach einem Licht ausstreckte.

»Ihr werdet wohl tun, wenn Ihr eine Weile in Eurem Zimmer ausruht,« sagte der Arzt, indem er ihr ein Licht gab. »Doch, wartet,« setzte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, hinzu: »Ich stehe im Begriff, die traurige Neuigkeit Eurem Herrn mitzuteilen. Vielleicht wünscht er die letzten Worte zu hören, welche Mistreß Treverton in Eurer Gegenwart gesprochen hat. Deshalb ist es vielleicht am besten, wenn Ihr mitkommt und wartet, während ich zu dem Kapitän hineingehe.«

»Nein! Nein! – jetzt nicht, jetzt nicht, um des Himmels willen!«

Indem Sara diese Worte in leisem, raschem, bittendem Tone sprach und sich dabei wie erschrocken nach der Tür zurückzog, verschwand sie, ohne einen Augenblick zu warten, was man weiter zu ihr sagen würde.

»Eine sonderbare Person,« sagte der Arzt zu der Wärterin gewendet. »Geht ihr nach und sehr, wohin sie geht, im Fall sie

gebraucht wird und wir nach ihr schicken müssen. Ich will hier warten, bis Ihr zurückkommt.«

Als die Wärterin zurückkam, hatte sie weiter nichts zu berichten, als daß sie Sara Leeson bis an ihr Schlafzimmer gefolgt sei – sie in dasselbe habe hineingehen sehen – daß sie an der Tür gehorcht und gehört habe, wie dieselbe von innen verschlossen worden.

»Eine sonderbare Person,« wiederholte der Arzt, »eine von der schweigsamen, geheimnisvollen Sorte.«

»Eine von der nicht guten Sorte,« bemerkte die Wärterin. »Sie spricht immer mit sich selbst und das ist meiner Ansicht ein schlimmes Zeichen. Ihr ganzes Aussehen gefällt mir nicht und ich habe ihr gleich von dem ersten Tage an, wo ich dieses Haus betreten, nicht getrauet.«

---

## Zweites Kapitel

### *Das Verbergen des Geheimnisses*

In dem Augenblick, nachdem Sara Leeson den Schlüssel in der Tür ihres Schlafzimmers herumgedreht hatte, nahm sie den Bogen Briefpapier aus dem Versteck ihres Busens. Sie schauderte, indem sie ihn herauszog, als ob schon seine Berührung sie verwundete, legte ihn offen auf ihren kleinen Ankleidetisch und heftete ihre Augen neugierig auf die Zeilen, welche der Brief enthielt.

Anfangs schwammen und verschmolzen sich dieselben vor ihren Augen durcheinander. Sie drückte ihre Hände einige Minuten lang auf die Augen und betrachtete dann die Schrift wieder. Die Buchstaben waren jetzt klar – deutlich und klar und, wie ihr vorkam, unnatürlich groß.

Da stand die Überschrift: »An meinen Gatten« – dann folgten die von ihrer Feder geschriebenen Zeilen mit den Unterschriften am Ende, erst Mistreß Trevertons und dann ihre eigene.

Das Ganze belief sich auf nur sehr wenige Sätze auf einen einzigen vergänglichen Bogen Papier geschrieben, den die Flamme eines Lichts in einem Augenblick verzehrt haben würde.

Und dennoch saß Sara da und las und las immer und immer wieder und rührte das Papier nicht an, ausgenommen wenn es unbedingt notwendig war, um die erste Seite umzuwenden. Sie regte sich nicht, sie sprach nicht, sie hob ihre Augen nicht von dem Papier empor. Wie ein verurteilter Gefangener sein Todesurteil lesen würde, so las jetzt Sara Leeson die wenigen Zeilen, welche sie und ihre Herrin vor kaum einer halben Stunde geschrieben hatten.

Das Geheimnis der lähmenden Wirkung dieser Schrift auf ihr Gemüt lag nicht bloß in dieser selbst, sondern auch in den Umständen, von welchen ihr Zustandekommen begleitet gewesen war.

Der Schwur, welcher von Mistreß Treverton unter keinem ernstern Einfluß als der letzten Laune der zerrütteten, durch verworrene Erinnerungen an Bühnensituationen aufgestachelten Geisteskräfte verlangt worden, ward von Sara Leeson als das heiligste und unverletzlichste Gelübde betrachtet, durch welches sie sich jemals hätte binden können.

Die Drohung, Gehorsam gegen ihre letzten Befehle noch vom Jenseits aus zu erzwingen, welche Drohung die sterbende Herrin ausgesprochen, um damit zugleich ein spöttisches Experiment mit der abergläubischen Furcht der leichtgläubigen Zofe anzustellen, schwebte jetzt unheimlich über dem schwachen Gemüte Saras, wie ein Urtheilsspruch, der sie sichtbar und unerbittlich in jedem Augenblick ihres künftigen Lebens ereilen könnte.

Als sie sich endlich aufrüttelte, das Papier von sich schob und sich von ihrem Stuhle erhob, blieb sie einen Augenblick ganz still stehen, ehe sie wagte, hinter sich zu schauen. Als sie dies endlich tat, geschah es mit Anstrengung und indem sie einen forschenden, mißtrauischen Blick in das leere Dunkel der entfernteren Winkel des Zimmers warf.

Ihre alte Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, begann wieder ihren Einfluß zu behaupten, während sie jetzt rasch hin und her ging und das Zimmer zuweilen der Länge, zuweilen der Breite nach durchmaß. Sie wiederholte unaufhörlich gebrochene Redensarten, wie zum Beispiel: »Wie kann ich ihm den Brief geben? – Einem so guten Herrn, der so freundlich ist gegen uns alle! – Warum starb sie und überließ alles mir? – Ich kann es nicht alleine tragen,- es ist zuviel für mich!«

Während sie diese Redesätze wiederholte, beschäftigte sie sich träumerisch damit, daß sie die Sachen im Zimmer aufräumte und in Ordnung brachte, obschon dieselben sich bereits in vollkommener Ordnung befanden. Alle ihre Blicke, alle ihre Bewegungen verrieten den vergeblichen Kampf eines schwachen Gemüts, sich unter der Wucht einer schweren Verantwortlichkeit aufrecht zu erhalten. Sie ordnete und ordnete immer wieder die Porzellanschälchen auf ihrem Kaminsims – setzte ihr Nadelkissen erst auf den Spiegel, dann auf

den Tisch vor demselben – veränderte die Stellung des kleinen Porzellanbeckens auf ihrem Waschtische, indem sie es bald rechts bald links schob.

Während aller dieser geringfügigen Verrichtungen waren selbst die nutz- und zwecklosesten derselben stets von einer unverkennbaren Anmut und Zartheit begleitet. Sie warf nichts herunter, sie stellte nichts schief, ihre Tritte machten selbst bei der raschesten Bewegung kein Geräusch – der Saum ihres Kleides war so sauber und fleckenlos, als ob heller Tag und die Augen aller ihrer Nachbarn auf sie geheftet gewesen wären.

Von Zeit zu Zeit änderte sie den Sinn der Worte, welche sie verworren vor sich hin murmelte. Zuweilen gaben sie kühnere und zuversichtliche Gedanken, wenn auch zusammenhangslos, zu erkennen.

Einmal schienen dieselben sie sogar wider ihren Willen an den Ankleidetisch und den darauf liegenden offenen Brief zu treiben. Sie las laut die Aufschrift: »An meinen Gatten,« ergriff dann hastig den Brief und sagte in festerem Tone:

»Warum soll ich ihm diese Schrift überhaupt geben? Warum will ich nicht lieber das Geheimnis mit ihr und mit mir sterben lassen, wie es am besten wäre? Warum sollte er es wissen? Er soll es nicht wissen.«

Indem sie die letzten Worte sprach, näherte sie den Brief bis auf einen Zoll der Flamme des Lichts. In demselben Augenblick bewegte sich vor ihr der weiße Vorhang am Fenster, sowie die frischer werdende Luft durch die altmodischen, schlecht schließenden Fensterflügel hereindrang. Ihr Auge erblickte den Vorhang, während derselbe sich langsam vorwärts und rückwärts bewegte. Schnell drückte sie den Brief mit beiden Händen an ihre Brust und fuhr an die Wand des Zimmers zurück, während ihre Augen immer noch an dem Vorhang hafteten – mit dem Blick desselben Entsetzens, welches sie zu erkennen gegeben, da Mistreß Treverton gedroht hatte, von der andern Welt aus den Gehorsam ihrer Dienerin zu erzwingen.

»Es bewegt sich etwas,« keuchte sie bei sich selbst mit

atemlosem Geflüster; »es bewegt sich etwas in dem Zimmer neben mir !«

Der Vorhang wehte zum zweiten Male langsam hin und her. Ich immer noch unverwandt über die Schulter hinweg anschauend, schlich sie sich die Wand entlang nach der Tür.

»Kommst du schon?« sagte sie, die Augen immer noch auf den Vorhang heftend, während ihre Hand an dem Schlosse nach dem Schlüssel tastete. »Ehe noch das Grab gegraben ist? Ehe noch der Sarg fertig ist? Ehe die Leiche kalt ist?«

Sie öffnete die Tür und schlüpfte auf den Korridor hinaus. Hier blieb sie einen Augenblick stehen und schaute zurück in das Zimmer.

»Ruhe!« sagte sie. »Ruhe! – er soll den Brief bekommen.«

Die Treppenlampe leitete sie aus dem Korridor hinaus. Eilig, als ob sie fürchtete, sich Zeit zum Nachdenken zu lassen, ging sie die Treppe hinunter und erreichte binnen wenigen Minuten Kapitän Trevertons Arbeitszimmer, welches sich im Erdgeschoß befand. Die Tür stand weit geöffnet und das Zimmer war leer.

Nachdem sie eine Weile nachgedacht, zündete sie eins der auf dem Tisch in der Hausflur stehenden Zimmerlichter an der Lampe im Arbeitszimmer an und ging wieder die Treppe hinauf nach dem Schlafzimmer ihres Herrn.

Nachdem sie wiederholt an die Türe gepocht, aber keine Antwort erhalten, wagte sie hineinzugehen. Das Bett stand noch unberührt, die Lichter waren nicht angezündet worden – allem Anscheine nach war während der ganzen Nacht niemand in dem Zimmer gewesen.

Nun gab es bloß noch einen Ort, an welchem sei ihn suchen konnte – das Zimmer, in welchem seine verstorbene Gattin lag. Hatte sie wohl Mut genug, um ihm den Brief dort zu geben?

Sie zögerte ein wenig, dann flüsterte sie: »Ich muß! ich muß!«

Die Richtung, welche sie nun zu nehmen gezwungen war, führte sie wieder einen Teil der Treppe hinunter. Diesmal ging sie sehr langsam, hielt sich vorsichtig an das Geländer an und blieb fast auf jeder Stufe stehen, um Atem zu schöpfen.

Die Tür von Mistreß Trevertons Schlafzimmer ward, als sie an dieselbe zu pochen wagte, von der Wärterin geöffnet, welche in rauhem und argwöhnischem Tone fragte, was sie hier wolle.

»Ich wünsche meinen Herrn zu sprechen.«

»Dann müßt Ihr ihn anderswo suchen. Er war vor einer halben Stunde hier. Jetzt ist er fort.«

»Wißt Ihr, wohin er gegangen ist?«

»Nein. Ich bekümmere mich nicht um das Kommen und Gehen anderer Leute. Ich besorge, was meine Sache ist.«

Mit dieser höflichen Antwort schloß die Wärterin die Tür wieder. Gerade als Sara sich von derselben hinweg wendete, schaute sie nach dem innern Ende des Korridors. Dort befand sich die Tür der Kinderstube. Diese Tür stand ein wenig geöffnet und ein düsterer Schimmer Kerzenlicht fiel durch die Spalte.

Sara ging sofort hinein und sah, daß der Lichtschimmer aus einem innern Zimmer kam, welches, wie sie recht wohl wußte, gewöhnlich von dem Kindermädchen und dem einzigen Kinde des Hauses Treverton bewohnt ward.



„LIEB MICH, WENN DU MICH SEHST, SOU MEIN GEBET ERHÖREN.“

Dieses Kind war ein kleines Mädchen namens Rosamunde, zu dieser Zeit beinahe fünf Jahre alt.

Ist er vielleicht dort? – von allen Zimmern des Hauses gerade in diesem?

Schnell, wie dieser Gedanke in ihr erwachte, steckte Sara den Brief, welchen sie bis jetzt in der Hand getragen, in den Busen ihres Kleides und verbarg ihn zum zweiten Male gerade so, wie sie ihn verborgen, als sie das Bett ihrer Herrin verließ.

Dann stahl sie sich auf den Zehen durch die Kinderstube hindurch nach dem innern Zimmer.

Der Eingang desselben war, einer Laune des Kindes zu Gefallen,

bogenförmig gemacht und mit bunt angestrichenem Spalierwerk versehen, sodaß er dem Eingang eines Gartenhauses glich. Zwei hübsche Zitzvorhänge, die innerhalb des Spalierwerks angebracht waren, bildeten die einzige Schranke zwischen dem Tagzimmer und dem Schlafzimmer.

Einer dieser Vorhänge war in die Höhe gesteckt und auf die auf diese Weise gebildete Öffnung ging Sara jetzt zu, nachdem sie vorsichtig ihr Licht draußen auf dem Korridor gelassen.

Der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit in dem Schlafzimmer des Kindes auf sich zog, war die Gestalt des Kindermädchens, welches fest schlafend in einem Armstuhl am Feuer zurückgelehnt saß. Als sie nach dieser Entdeckung kühner in das Zimmer hineinzuschauen wagte, sah sie ihren Herrn, mit dem Rücken nach ihr gewendet, an dem Bettchen des Kindes sitzen.

Die kleine Rosamunde war wach und stand im Bett, während sie den Hals ihres Vaters mit ihren Armen umschlungen hielt. Eine ihrer Hände hielt die Puppe, die sie mit zu Bett genommen, über seine Schultern hinweg, die andere hielt sich sanft an seinem Haar fest. Die Kleine hatte bitterlich geweint und sich nun erschöpft, sodaß sie bloß von Zeit zu Zeit noch ein wenig stöhnte, während ihr Kopf müde an der Brust des Vaters ruhte.

Die Tränen standen Sara in den Augen, während sie ihren Herrn und die kleinen Hände betrachtete, die seinen Hals umschlungen hielten. Sie verweilte an dem aufgehobenen Vorhang, ohne auf die Gefahr zu achten, in der sie stand, jeden Augenblick entdeckt und zur Rede gestellt zu werden; sie weinte, bis sie Kapitän Treverton beschwichtigend zu der Kleinen sagen hörte:

»Still, meine gute Rose! Still, mein liebes Kind; weine nicht mehr um die arme Mama. Denke an den armen Papa und suche ihn zu trösten.«

So einfach diese Worte waren, so ruhig und zärtlich sich auch gesprochen wurden, schienen sie doch Sara Leeson sofort aller Selbstbeherrschung zu berauben. Ohne darauf zu achten, ob sie gehört würde oder nicht, drehte sie sich um und eilte in den Korridor, als ob es gälte ihr Leben zu retten. An dem Licht vorbei, welches sie

hier hatte stehen lassen, eilte sie, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, nach der Treppe und mit atemloser Schnelligkeit dieselbe hinab nach der Küche.

Hier kam ihr einer der beiden Diener, welche gewacht hatten, entgegen und fragte sie mit der Miene des Erstaunens und Erschreckens, was es gäbe.

»Ich bin krank – ich bin wie ohnmächtig – ich muß an die Luft,« antwortete sie stotternd und verworren. »Öffnet mir die Gartentür und laßt mich hinaus!«

Der Mann gehorchte, aber zweifelhaft, als ob er glaubte, sie könne nicht ohne Gefahr sich selbst überlassen werden.

»Sie wird immer seltsamer in ihren Mucken,« sagte er, als er, nachdem Sara an ihm vorüber ins Freie hinausgeeilt war, wieder zu seinem Kameraden zurückkam. »Nun, da ihre Herrin tot ist, wird sie wahrscheinlich einen andern Dienst suchen müssen. Ich für meine Person werde mich nicht zu Tode nach ihr sehnen. Du wohl auch nicht ?«

Die kühle milde Luft im Garten bestrich frisch Saras Gesicht und schien die Heftigkeit ihrer Aufregung zu beschwichtigen. Sie bog in einen Seitenweg ein, welcher nach einer Terrasse führte und die Aussicht auf die Kirche des benachbarten Dorfes bot. Das Tageslicht außerhalb des Hauses war schon ziemlich hell. Der neblige Schein, welcher dem Sonnenaufgang vorangeht, schwebte friedlich und lieblich hinter einer Strecke schwarzbraunen Moorlandes den ganzen östlichen Himmel entlang. Die alte Kirche mit ihrer Myrten- und Fuchsienhecke, die den kleinen Kirchhof daneben mit all der Üppigkeit umgab, welche man bloß in Cornwall sieht, ward immer deutlicher und fast ebenso schnell als das Morgenfirmament selbst sichtbar.

Sara stützte sich mit den Armen schwerfällig auf die Lehne eines Gartenstuhls und wendete ihr Gesicht nach der Kirche. Ihre Augen schweiften von dem Gebäude selbst nach dem Kirchhof daneben, verweilten hier und sahen, wie das Licht über dem einsamen Asyl, wo die Toten in Frieden ruhten, immer wärmer und wärmer ward.

»O, mein Herz, mein Herz,« sagte sie. »Woraus muß es gemacht

sein, daß es nicht bricht!«

Sie blieb eine Weile so auf den Stuhl gestützt stehen, schaute mit wehmütigem Blick nach dem Kirchhof und dachte über die Worte nach, welche sie Kapitän Treverton zu dem Kinde hatte sagen hören. Sie schienen – wie jetzt auch alles andere in ihren Gedanken zu tun schien – in Zusammenhang mit dem Brief zu stehen, der auf Mistreß Trevertons Sterbebett geschrieben worden. Sie zog ihn wieder aus dem Busen und knitterte ihn zornig in den Fingern zusammen.

»Immer noch in meinen Händen! Immer noch von keinem andern Auge gesehen als dem meinigen!« sagte sie, indem sie auf das zerknitterte Papier herabblickte. »Ist die Schuld aber mein? Wenn sie jetzt noch lebte, wenn sie gesehen hätte, was ich sah – wenn sie gehört hätte, was ich hörte – könnte sie dann von mir erwartet haben, daß ich ihm den Brief geben würde?«

Ihr Gemüt ward durch den Gedanken, den ihre letzten Worte aussprachen, anscheinend beruhigt. Sie bewegte sich gedankenvoll von dem Gartenstuhl hinweg, ging über die Terrasse, einige hölzerne Stufen hinunter und folgte einem durch die Anlagen gebahnten Pfad, der von der östlichen Seite des Hauses nach der nördlichen führte.

Dieser Teil des Gebäudes war seit länger als einem halben Jahrhundert unbewohnt und vernachlässigt gewesen. Zu Zeiten des Vaters des Kapitäns war die ganze Reihe der nördlichen Zimmer ihrer schönsten Gemälde und ihrer schönsten Möbels beraubt worden, um die westlichen Zimmer dekorieren zu helfen, welche jetzt den einzigen bewohnten Teil des Hauses bildeten und die für die Bequemlichkeit der Familie und der Gäste, welche hierherkamen, um vielleicht einige Zeit zu verweilen, auch vollkommen ausreichend waren.

Das schloßähnliche Gebäude hatte ursprünglich die Form eines Vierecks gehabt und war stark befestigt gewesen. Von den vielen Verteidigungswerken des Platzes war bloß noch eins übrig – ein plumper, niedriger Turm, von welchem, sowie von dem nahegelegenen Dorfe das Haus seinen Namen Porthgenna Tower ableitete, und welcher an dem südlichen Ende der westlichen Front

stand.

Die Südseite selbst bestand aus Ställen und Nebengebäuden mit einer verfallenen Mauer vor derselben, welche rückwärts in östlicher Richtung rechtwinklig an die Nordseite stieß und auf diese Weise das Viereck vervollständigte, welches der ganze Umriß des Gebäudes darstellte.

Die äußerliche Ansicht der Reihe nördlicher Gemächer vor dem verwilderten, vernachlässigten Garten unten verriet sehr deutlich, daß viele Jahre vergangen waren, seitdem irgend ein menschliches Wesen sie bewohnt. Die Fensterscheiben waren an manchen Stellen zerbrochen und an andern dicht mit Schmutz und Staub bedeckt. Hier waren die Läden ganz, dort waren sie bloß halb geöffnet. Der sich selbst überlassene Efeu, die wilde, aus den Spalten des Mauerwerks hervorwuchernde Vegetation, die Draperien von Spinnengewebe, das Geröll von Holz, Backsteinen, Kalk, zerbrochenem Glas, Lumpen und Fetzen schmutzigen Tuches, welches unter den Fenstern lag, alles erzählte dieselbe Geschichte von Verfall und Vernachlässigung.

In Folge ihrer Lage schattig, hatte diese verfallene Seite des Hauses ein finsternes, kaltes, winterliches Ansehen, selbst an dem sonnigen Augustmorgen, wo Sara Leeson sich in den verlassenen nördlichen Garten hineinverirrte.

Sich immer mehr in das Labyrinth ihrer eigenen Gedanken vertiefend, ging sie langsam an längst ausgerotteten Blumenbeeten vorüber und von Unkraut überwachsene Kieswege entlang. Ihre Augen schweiften mechanisch über diese Umgebung und ihre Füße trugen sie ebenso mechanisch überall hin, wo eine Spur von einem Wege war, mochte er führen, wohin er wollte.

Die Erschütterung, welche die von ihrem Herrn in der Kinderstube gesprochenen Worte ihrem Gemüt mitgeteilt, hatte ihre ganze Natur sozusagen in die Enge getrieben und in ihr endlich den moralischen Mut erweckt, sich durch einen endgültigen und verzweifelten Entschluss zu waffnen.

Immer langsamer die Pfade des verlassenen Gartens wandernd, sowie der Gang ihrer Ideen sie immer vollständiger von allen äußern

Dingen abzog, blieb sie unwillkürlich an einem freien Raume stehen, der früher einmal ein wohlunterhaltener Rasenplatz gewesen und der jetzt noch die volle Aussicht auf die lange Reihe der unbewohnten nördlichen Zimmer darbot.

Was bindet mich, den Brief überhaupt meinem Herrn zu geben? dachte sie bei sich selbst, indem sie das zerknitterte Papier träumerisch mit der flachen Hand wieder glatt strich. Meine Herrin starb, ohne mich dies beschwören zu lassen. Kann sie es vom Jenseits aus an mir heimsuchen, wenn ich bloß die Versprechungen halte, deren Beobachtung ich wirklich beschworen, aber weiter nichts tue? Kann ich es nicht auf das schlimmste, was geschehen kann, ankommen lassen, so lange ich gewissenhaft alles halte, wozu ich mich eidlich verbindlich gemacht?

Hier schwieg sie in ihrem Selbstgespräch. Ihre abergläubischen Befürchtungen äußerten im Freuen und beim hellen Tageslicht noch denselben Einfluß wie in ihrem Zimmer zur Stunde der Finsternis.

Sie schwieg, dann begann sie wieder den Brief glattzustreichen und sich die Worte der feierlichen Verpflichtung, welche Mistreß Treverton sie gezwungen hatte auf sich zu nehmen, ins Gedächtnis zurückzurufen.

Wozu hatte sie sich wirklich verbindlich gemacht?

Bloß dazu, den Brief nicht zu vernichten und ihn nicht mitzunehmen, wenn sie das Haus verließ.

Außerdem hatte Mistreß Treverton noch gewünscht, daß der Brief ihrem Gemahl gegeben werde. War dieser letzte Wunsch bindend für die Person, welcher er anvertraut worden? Ja. War er so bindend wie ein Eid? Nein.

Als sie zu diesem Schlusse kam, blickte sie auf. Anfangs ruhten ihre Augen gedankenlos auf der einsamen, verlassenem nördlichen Front des Hauses. Allmählich wurden sie durch ein besonderes Fenster angezogen, welches sich genau in der Mitte in dem ersten Stockwerke über dem Erdgeschoß befand. Es war das größte und düsterste der ganzen Reihe.

Plötzlich leuchteten ihre Augen von einem seltsamen Ausdruck. Sie fuhr zusammen, eine schwache Röte überhauchte ihre Wangen

und sie ging schnell näher hin an die Mauer des Hauses.

Die Glasscheiben des großen Fensters waren gelb von Schmutz und Staub und phantastisch mit Spinnweben drapiert. Darunter lag ein Haufen Unrat auf der trockenen Erde eines Platzes umhergestreut, der vielleicht einmal ein Blumenbeet oder ein Ziergebüsch gewesen war.

Die Form des Beetes war noch an einer länglichen Einfassung von Unkraut und wucherndem Gras zu erkennen.

Sie folgte ihm unentschlossen der ganzen Runde nach, blickte bei jedem Schritt nach dem Fenster empor, blieb dann dicht unter demselben stehen, warf einen Blick auf den Brief in ihrer Hand und sagte kurz abgebrochen zu sich selbst:

»Ich will es wagen.«

So wie diese Worte ihren Lippen entfielen, eilte sie zurück nach dem bewohnten Teil des Hauses, folgte dem Korridor in der Küchenetage, welcher nach dem Zimmer der Haushälterin oder dem Wirtschaftszimmer führte, trat in dasselbe und nahm von einem Nagel in der Wand ein Schlüsselbund, an dessen es zusammenhaltendem Ringe ein Elfenbeintäfelchen befestigt war, auf welchem geschrieben stand: »Schlüssel zu den nördlichen Zimmern.«

Sie legte die Schlüssel auf einem Schreibtisch in ihrer Nähe, ergriff eine Feder und fügte auf der leeren Seite des Briefes, den sie nach dem Diktat ihrer Herrin geschrieben, rasch noch folgende Zeilen hinzu:

»Wenn diese Schrift jemals gefunden werden sollte – was, wie ich von ganzem Herzen bete, niemals der Fall sein möge –, so erkläre ich hiermit, daß ich zu dem Entschlusse, sie zu verbergen, gekommen bin, weil ich nicht wage, den Inhalt dieses Briefes meinem Herrn zu zeigen, an welchen er gerichtet ist. Indem ich tue, was ich mir jetzt vornehme zu tun, handle ich allerdings den letzten Wünschen meiner Herrin entgegen, breche aber doch nicht den feierlichen Schwur, den sie mich vor sich an ihrem Sterbebett ablegen ließ. Dieser Schwur verbietet mir, diesen Brief zu vernichten oder ihn mit fortzunehmen, wenn ich das Haus verlasse. Ich werde

auch keins von beiden tun, denn meine Absicht ist, ihn vor allen andern Orten an dem zu verbergen, wo nach meiner Ansicht die wenigste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er jemals gefunden werde. Jedes Drangsal oder Unglück, welches vielleicht eine Folge dieses hinterlistigen Verfahrens von meiner Seite ist, wird über mich selbst kommen. Andere dagegen werden, wie ich fest glaube, in Folge des Verbergens des furchtbaren Geheimnisses, welches dieser Brief enthält, nur um so glücklicher sein.«

Diese Zeilen unterzeichnete sie mit ihrem Namen, drückte rasch das Löschblatt darauf, welches mit den übrigen Schreibmaterialien auf dem Tische lag, nahm den Brief, nachdem sie ihn zusammengefaltet, zur Hand, ergriff das Schlüsselbund, indem sie sich rings umschaute, als ob sie im geheimen beobachtet zu werden fürchtete, und verließ das Zimmer.

Alle ihre Bewegungen, seitdem sie dasselbe betreten, waren hastig und schnell gewesen. Augenscheinlich fürchtete sie, sich auch nur einen Augenblick Muße zum Nachdenken zu lassen.

Als sie die Wirtschaftszimmer verließ, wendete sie sich links, ging eine Hintertreppe hinaus und schloß, oben angelangt, eine Tür auf. Eine Staubwolke flog um sie herum, während sie leise die Tür öffnete. Eine modrige Kühle machte sie frösteln, während sie eine große steinerne Halle durchschritt, in welcher einige schwarze Familienbildnisse hingen, deren Leinwand sich aus den an den Wänden hängenden Rahmen herausblähte.

Nachdem sie wieder eine Treppe erstiegen, kam sie an eine Reihe von Türen, welche alle in Zimmer des ersten Stockwerks auf der nördlichen Seite des Hauses führten.

Sie kniete nieder, legte den Brief neben sich auf die Diele dem Schlüsselloch der ersten Tür gegenüber, an welche sie von der obersten Stufe der Treppe aus kam, lugte mißtrauisch einen Augenblick hinein und begann dann die verschiedenen Schlüssel zu probieren, bis sie einen fand, der in das Schloß paßte.

Es kostete ihr viel Mühe, dies zu Stande zu bringen, denn ihre Aufregung war so groß, daß ihre Hände zitterten und sie kaum im Stande war, die Schlüssel getrennt voneinander zu halten.

Endlich gelang es ihr, die Tür zu öffnen. Dichtere Staubwolken als ihr bis jetzt entgegengekommen, wirbelten in dem Augenblick heraus, wo das Innere des Zimmers sichtbar ward und eine trockene, luftlose, dicke Atmosphäre erstickte sie fast, als sie sich bückte, um den Brief vom Fußboden aufzuheben. Anfangs wich sie zurück und tat einige Schritte wieder nach der Treppe. Doch gewann sie ihre Entschlossenheit sofort wieder.

»Nun kann ich nicht mehr zurück,« sagte sie verzweifelt und trat in das Zimmer.

Sie blieb nicht länger als zwei oder drei Minuten darin. Als sie wieder herauskam, war ihr Gesicht totenbleich vor Furcht, und die Hand, welche, als sie in das Zimmer ging, den Brief gehalten, hielt jetzt nichts weiter als einen kleinen rostigen Schlüssel.

Nachdem sie die Tür wieder verschlossen, besah sie das große Schlüsselbund, welches sie aus dem Wirtschaftszimmer genommen, mit größerer Aufmerksamkeit als sie demselben bis jetzt gewidmet.

Außer dem an dem Ringe, der es zusammenhielt, befestigten Elfenbeintäfelchen waren auch noch kleinere Pergamentblättchen an die Griffe einiger der Schlüssel gebunden, um die Zimmer zu bezeichnen, deren Türen sie öffneten. Der besondere Schlüssel, dessen sie sich bediente, war auch mit einem solchen Blättchen versehen. Sie hielt dasselbe dicht an das Licht und las darauf in von der Zeit halb verwischten Buchstaben geschrieben:

»Das Myrtenzimmer.«

Das Zimmer, in welchem der Brief versteckt war, hatte also einen Namen! Es war ein Name von angenehmem Klang, welcher die meisten Menschen angezogen und sich angenehm ihrer Erinnerung eingepägt haben würde – ein Name, dem aber Sara nach dem, was sie getan, eben aus diesem Grunde mißtrauen mußte.

Sie nahm ihr Nähfütteral aus der Tasche ihrer Schürze und schnitt mit der darin befindlichen Schere das Pergamentblättchen von dem Schlüssel.

War es aber wohl genug, bloß dieses eine zu vernichten? Sie verlor sich in ein Labyrinth von nutzlosen Mutmaßungen und schnitt zuletzt auch die andern Blättchen ab – aus keinem andern Grunde,

als weil sie instinktives Mißtrauen dagegen hegte.

Nachdem sie sorgfältig die Pergamentstreifchen vom Boden aufgelesen, steckte sie dieselben nebst dem kleinen rostigen Schlüssel, den sie aus dem Myrtenzimmer mit herausgebracht, in die leere Tasche ihrer Schürze. Dann lenkte sie, mit dem großen Schlüsselbund in der Hand und indem sie sorgfältig die Türen, die sie auf ihrem Wege nach der Nordseite von Porthgenna Tower geöffnet, wieder verschlossen, ihre Schritte zurück nach dem Wirtschaftszimmer, ging, ohne jemand zu sehen, hinein und hing das Schlüsselbund wieder an den Nagel in der Wand.

Da die Morgenstunden mittlerweile vorgerückt waren und sie daher fürchten mußte, einer oder der andern der Dienerinnen zu begegnen, so eilte sie nun zurück auf ihr Schlafzimmer.

Das Licht, welches sie hier hatte stehen lassen, brannte noch matt in dem frischen Tageslicht. Als sie, nachdem sie das Licht ausgelöscht, den Fenstervorhang auf die Seite zog, flog selbst in dem hellen Tageslicht, welches jetzt hereinfiel, ein Schatten ihrer früheren Furcht über ihr Gesicht. Sie öffnete das Fenster und lehnte sich begierig hinaus in die kühle Luft.

Mochte es nun zum Guten oder zum Schlimmen sein, so war das verhängnisvolle Geheimnis doch nun verborgen – die Tat war geschehen. Es lag etwas Beruhigendes in dem ersten Bewußtsein dieser einen Tatsache. Sie konnte nun gefaßter an sich selbst und an die ungewisse Zukunft denken, die vor ihr lag.

Jetzt, wo das Verhältnis zwischen ihr und ihrer Herrin durch den Tod getrennt worden, konnte sie auf keinen Fall erwarten, in ihrer bisherigen Stellung zu verbleiben. Sie wußte, daß Mistreß Treverton in den letzten Tagen ihrer Krankheit sie der Güte und dem Schutze ihres Gemahls dringend empfohlen hatte und sie war überzeugt, daß die letzten Wünsche der Gattin in diesem wie in allen andern Fällen von ihm als die heiligste Verpflichtung betrachtet werden würden. Konnte sie aber wohl Schutz und Güte von der Hand eines Herrn annehmen, den sie betrügen geholfen und den sie durch den soeben getanen Schritt auch noch ferner in der Täuschung zu erhalten beabsichtigte? Schon der Gedanke an eine solche

Niedrigkeit war so empörend, daß sie fast mit einem Gefühl von Erleichterung die einzige noch übrige traurige Alternative ergriff – nämlich die, das Haus sofort zu verlassen.

Aber wie sollte sie es verlassen? Dadurch, daß sie ihren Dienst förmlich kündigte und sich auf diese Weise Fragen bloßstellte, durch die sie ganz gewiß in Angst und Verwirrung gesetzt würde? Konnte sie es wagen, nach dem, was sie getan, wieder ihrem Herrn gegenüberzutreten, da doch seine ersten Fragen ganz gewiß sich auf ihre Herrin bezogen, da er sich ganz bestimmt nach den letzten betrübenden Einzelheiten und nach dem geringfügigsten Wort erkundigte, welches während der Sterbeszene, deren alleinige Zeugin sie gewesen, gesprochen worden?

Sie fuhr, als die sichern Folgen, wenn sie sich diesem furchtbaren Verhör aussetzte, ihr in immer dichteren Massen vor die Augen traten, empor, nahm ihren Mantel von seinem Nagel an der Wand und horchte, plötzlich von Argwohn und Furcht erfüllt, an ihrer Tür.

Hatte sie Tritte gehört? Ließ ihr Herr sie vielleicht schon holen?

Nein, alles war still draußen. Einige Tränen rollten über ihre Wangen, während sie den Hut aufsetzte und fühlte, daß sie durch die Ausführung dieser einfachen alltäglichen Verrichtung der letzten und vielleicht schwersten der grausamen Notwendigkeiten gegenübertrat, in welche das Verbergen des Geheimnisses sie verwickelt hatte. Es ließ sich nicht ändern, sie mußte es auf die Gefahr ankommen lassen, alles zu verraten, oder die doppelte Prüfung auf sich nehmen, Porthgenna Tower zu verlassen und zwar es heimlich zu verlassen.

Heimlich – ohne ein Wort an ihren Herrn, ohne auch nur eine schriftliche Zeile, um ihm für seine Güte zu danken und ihn um Verzeihung zu bitten. Sie hatte ihr Pult aufgeschlossen und aus demselben ihre Börse, einige Briefe und ein kleines Gesangbuch genommen, ehe ihr diese Erwägungen einfielen. Dieselben veranlaßten sie, mit dem Wiederschließen des Pultes innezuhalten.

»Soll ich schreiben,« fragte sie sich selbst, »und den Brief hier lassen, damit er gefunden werde, wenn ich fort bin?«

Ein wenig weiteres Nachdenken bestimmte sie, diese Frage mit Ja

zu beantworten. So rasch als ihre Feder die Buchstaben formen konnte, schrieb sie einige Zeilen, an Kapitän Treverton gerichtet, in welchen sie bekannte, daß sie ihm ein Geheimnis verschweige, mit dessen Mitteilung sie beauftragt gewesen, indem sie hinzufügte, sie sei fest überzeugt, daß dadurch, daß sie unterlassen, diese Pflicht zu erfüllen, weder ihm noch irgend jemand, für den er sich interessiere, ein Nachteil erwachsen werde. Sie schloß, indem sie ihn noch um Verzeihung bat, daß sie das Haus heimlich verliesse, und als letzte Gunst begehrte, daß man keinerlei Nachforschungen nach ihr anstelle.

Nachdem sie dieses kurze Briefchen versiegelt und auswendig den Namen ihres Herrin darauf geschrieben, legte sie es auf ihren Tisch, horchte dann wieder an der Tür, und nachdem sie sich überzeugt, daß noch niemand auf den Füßen war, begann sie die Treppe von Porthgenna Tower zum letzten Male hinabzugehen.

Am Eingange des Korridors, der nach der Kinderstube führte, blieb sie stehen. Die Tränen, welche sie, seitdem sie ihr Zimmer verlassen, unterdrückt, begannen wieder zu fließen. So dringend ihre Gründe auch waren, ihre Flucht, ohne einen Augenblick Zeit zu versäumen, auszuführen, so näherte sie sich doch mit der seltsamsten Inkonsequenz einige Schritte der Kindersturentür. Ehe sie noch weit gekommen war, schlug ein leichtes Geräusch in dem untern Teile des Hauses an ihr Ohr und hemmte sofort ihr ferneres Vorschreiten.

Während sie so zweifelhaft dastand, stieg der Kummer in ihrem Herzen – ein größerer Kummer, als welchen sie bis jetzt verraten – unwiderstehlich auf ihre Lippen und entrang sich denselben durch tiefes keuchendes Schluchzen.

Das Geräusch desselben schien sie zum Bewußtsein der Gefahr ihrer Lage, wenn sie noch einen Augenblick länger bliebe, aufzurütteln. Sie eilte deshalb wieder nach der Treppe, erreichte unaufgehalten die Küchenetage und ging zu der Gartentür hinaus, welche der Diener ihr bei der Morgendämmerung geöffnet hatte.

Als sie die nächste Umgebung von Porthgenna Tower hinter sich hatte, lenkte sie, anstatt den nächsten Weg über das Moorland, der

nach der Landstraße führte, einzuschlagen, ihre Schritte nach der Kirche, blieb aber, ehe sie dieselbe erreichte, an dem öffentlichen Brunnen der Nachbarschaft stehen, der hier in der Nähe der Fischerhütten des Dorfes Porthgenna gegraben worden.

Nachdem sie sich vorsichtig umgeschaut, ließ sie den kleinen rostigen Schlüssel, den sie mit aus dem Myrtenzimmer gebracht, in den Brunnen fallen, eilte dann weiter und ging in den Kirchhof hinein. Hier lenkte sie ihre Schritte unmittelbar nach einem der Gräber, welches durch einen kleinen Zwischenraum von den übrigen geschieden war. Auf dem zu Häupten desselben stehenden Steine standen folgende Worte:

Gewidmet dem Andenken an  
**Hugh Polwheal**  
Gestorben in seinem 26. Lebensjahr.  
Der Tod ereilte ihn  
durch den Sturz eines Felsens in  
dem Porthgenna-Schacht  
am 17. Dezember 1823.

Nachdem Sara von dem Gras auf dem Grabe einige Halme abgepflückt, öffnete sie das kleine Gesangbuch, welches sie aus ihrem Zimmer in Porthgenna mitgenommen, und legte die Halme sorgfältig und behutsam zwischen die Blätter. Als sie dies tat, blies der Wind das Titelblatt des Gesangbuches offen, sodaß die darauf in großen plumpen Buchstaben geschriebene Inschrift sichtbar ward: »Dies Buch gehört Sara Leeson, die es von Hugh Polwheal geschenkt erhalten.«

Nachdem sie die Grashalme zwischen die Blätter des Buches gelegt, lenkte sie ihre Schritte wieder nach dem Fußsteig zurück, der nach der Landstraße führte. Auf dem Moorland angekommen, nahm sie aus ihrer Schürzentasche die von den Schlüsseln abgeschnittenen Pergamentstreifen und warf sie vereinzelt unter das Heidekraut hinein.

»Nun ist alles getan!« sagte sie. »Gott helfe und verzeihe mir – nun ist alles getan und vorüber!«

Mit diesen Worten kehrte sie dem alten Hause und der Aussicht

auf das Meer jenseits desselben den Rücken und ging weiter über das Moorland hinweg nach der Landstraße.

Vier Stunden später befahl Kapitän Treverton einem Diener, Sara Leeson zu sagen, er wünsche alles zu hören, was sie ihm über die letzten Augenblicke ihrer Herrin mitzuteilen habe.

Der Bote kam mit Blicken und Worten der Bestürzung und mit dem Briefe zurück, den Sara an ihren Herrn gerichtet.

Sofort, nachdem Kapitän Treverton den Brief gelesen, befahl er, schleunige Nachforschungen nach der Entflohenen anzustellen. Sie war in Folge der frühzeitigen Ergrauung ihres Haares, des seltsamen, scheuen Blicks ihrer Augen und ihrer Gewohnheit, fortwährend mit sich selbst zu sprechen, so leicht zu beschreiben und zu erkennen, daß ihre Spur mit Sicherheit bis Truro verfolgt ward.

In dieser großen Stadt aber ging diese Spur verloren und ward nie wieder aufgefunden. Es wurden Belohnungen ausgesetzt, die Behörden des Distrikts für die Sache interessiert, alles, was Reichtum und Ansehen tun konnten, um sie zu entdecken, ward getan, aber vergebens. Man ermittelte keinen Aufschluß, welcher auch nur einen Verdacht in Bezug auf ihren Aufenthaltsort an die Hand gegeben, oder auch nur im mindesten zur Aufklärung über die Beschaffenheit des in ihrem Briefe angedeuteten Geheimnisses beigetragen hätte.

Man sah und hörte in Porthgenna Tower nach dem Morgen des dreiundzwanzigsten August achtzehnhundertundneunundzwanzig von ihr nichts wieder.

---

## Drittes Kapitel

### *Fünfzehn Jahre später*

Die Kirche von Long Beckley – eines bedeutenden landwirtschaftlichen Dorfes in einer der Binnengrafschaften Englands – besitzt, obschon sie sich weder durch ihre Größe, noch durch ihre Bauart, noch durch ihr Alter auszeichnet, nichtsdestoweniger einen Vorzug, welchen die kaufmännischen Despoten von London ihrer stattlichen St. Pauls-Kathedrale barbarischerweise versagt haben. Sie steht nämlich auf einem großen freien Platz und man kann sie daher rings herum von jedem Punkte aus mit Bequemlichkeit überschauen.

Dieser große freie Raum um die Kirche herum ist von drei verschiedenen Richtungen her zugänglich. Es führt eine Straße geradeaus nach dem Haupteingange. Zweitens gibt es einen breiten Kiesweg, der an dem Tore des Pfarrhauses anfängt, quer über den Kirchhof führt und gebührendermaßen bis an den Eingang der Sakristei reicht. Drittens führt ein Fußweg über die Felder, mittelst dessen der Gutsherr und die feineren Leute, die in seiner erhabenen Nachbarschaft wohnen, überhaupt die Seitentür der Kirche erreichen können, so oft ihre angeborene Demut, von günstiger Witterung unterstützt, sie geneigt macht, die Heiligung des Sabbaths unter ihren Dienstleuten dadurch zu ermutigen, daß sie gleich der geringeren Klasse von Andächtigen auf ihren eigenen Füßen zur Kirche gehen.

Um halb acht Uhr an einem gewissen schönen Sommermorgen des Jahres achtzehnhundertvierundvierzig würde ein fremder Beobachter, wenn er zufällig in einem unbemerkten Winkel des Kirchhofs gestanden und mit scharfen Augen um sich geblickt hätte, wahrscheinlich Augenzeuge von Vorgängen gewesen sein, die ihn zu dem Glauben verleitet haben würden, daß in Long Beckley eine Verschwörung im Werke sei, deren Sammelpunkt die Kirche wäre

und deren Haupträdelsführer aus den angesehensten Einwohnern beständen.

Gesetzt, er hätte, als die Uhr die halbe Stunde schlug, nach dem Pfarrhause geblickt, so würde er gesehen haben, wie der Pfarrer oder Vikar von Long Beckley, der ehrwürdige Doktor Chennery, argwöhnisch sein Haus durch die Hintertür verließ, sich wie mit bösem Gewissen umsah, als er sich dem nach der Sakristei führenden Kieswege näherte, geheimnisvoll außen vor der Tür stehen blieb und unruhig die nach dem Dorfe führende Straße hinabschaute.

Angenommen, unser fremder Beobachter hätte sich versteckt gehalten und gleich dem Pfarrer die Straße hinabgeschaut, so hätte er sodann den Küster, einen würdevollen Mann mit einem strengen gelben Gesicht – er war ein protestantischer Loyola seinem Ansehen und ein fleißiger Schuhmacher seinem Handwerke nach – mit einem Blick unaussprechlichen Geheimnisses in seinem Gesicht und einem dicken Schlüsselbund in der Hand sich nähern gesehen haben.

Er würde ferner gesehen haben, wie der Küster sich gegen den Pfarrer mit einem grimmigen Lächeln geheimen Einverständnisses verneigte, gerade so wie Guy Fawkes sich wahrscheinlich gegen Catesby verneigte, als diese beiden bedeutenden Schießpulvereigentümer zusammenkamen, um in ihrer umfangreichen Niederlage unter den Parlamentshäusern Inventur zu halten.

Er würde gesehen haben, wie der Pfarrer in zerstreuter Weise dem Küster zunickte und – es war dies unzweifelhaft eine geheime Parole unter der doppelten Maske der alltäglichen Bemerkung und der freundlichen Frage – sagte: »Ein schöner Morgen, Thomas. Habt Ihr schon gefrühstückt?« Er würde ferner gehört haben, wie Thomas mit einer argwöhnischen Rücksicht auf die kleinsten Einzelheiten antwortete: »Ich habe eine Tasse Tee und eine Brotrinde zu mir genommen, Sir.«

Und dann würde er gesehen haben, wie diese beiden Verschwörer, nachdem sie beide gleichzeitig den Blick auf die Kirchenuhr geworfen, sich mit einander nach der Seitentür

bewegten, welche die Aussicht auf den über die Felder führenden Fußweg hatte.

Wäre er ihnen gefolgt – wie unser fremder Beobachter doch ganz gewiß getan haben würde – so hätte er noch drei fernerweite Verschwörer entdeckt, welche den Fußweg entlang kamen.

Der Anführer dieses verräterischen Trupps war ein ältlicher Herr mit verwittertem Gesicht und einer biedern geraden Haltung, welche ganz bewundernswürdig geeignet war, den Argwohn zu entwaffnen.

Seine beiden Begleiter waren ein junger Herr und eine junge Dame, welche Arm in Arm gingen und flüsternd miteinander sprachen. Sie trugen beide das allereinfachste Morgenkostüm. Die Gesichter beider waren ein wenig bleich und das Benehmen der Dame ein wenig aufgereg.

Außerdem war nichts Besonderes an ihnen zu bemerken, bis sie an das in den Kirchhof hineinführende Pförtchen kamen, wo dann das Benehmen des jungen Herrn auf den ersten Anblick ziemlich befremdend erschien.

Anstatt das Pförtchen zu öffnen und die Dame zuerst eintreten zu lassen, blieb er nämlich zurück, ließ es sie selbst öffnen, wartete bis sie die andere Seite erreicht hatte, streckte dann die Hand über das Pförtchen und ließ sich von ihr durch den Eingang hindurchführen, als wenn er sich plötzlich aus einem erwachsenen Mann in ein hilfloses kleines Kind verwandelt hätte.

Unser fremder Beobachter würde, wenn er dies bemerkt hätte, sowie ferner, daß, als die Personen vom Felder her sich dem Pfarrer so weit genähert hatten, daß sie ihn grüßen konnten, und nachdem der Küster von seinem Schlüsselbund Gebrauch gemacht, um die Kirchentür zu öffnen, der Begleiter der jungen Dame in die Kirche – diesmal aber von Doktor Chennerys Hand – ebenso in die Kirche hineingeführt, wie er früher durch das Pförtchen geführt ward, zu dem unvermeidlichen Schlusse gekommen sein, daß die einen solchen Beistand bedürfende Person mit dem Übel der Blindheit behaftet sei.

Durch diese Entdeckung ein wenig stutzig gemacht, würde er noch mehr erstaunt sein, wenn er in die Kirche hineingeschauet und

gesehen hätte, daß der Blinde und die junge Dame miteinander vor dem Altar standen mit dem ältlichen Herrn als Vater daneben.

Seine nun in ihm erwachende Vermutung, daß der Zweck, welcher die Verschwörer zu dieser frühen Stunde zusammenführte, eine Vermählung beträfe und daß es sich hier um die Feier einer Hochzeit unter der strengsten Verschwiegenheit handle, würde binnen fünf Minuten durch das Erscheinen des Doktor Chennery bestätigt worden sein, welcher in voller Amtstracht aus der Sakristei heraustrat und mit seiner sanften, wohlklingenden Stimme die Traureden und Trauformel ablas.

Nach Beendigung dieser Zeremonie würde der Fremde in immer größere Verwunderung geraten sein, wenn er bemerkt hätte, daß die dabei beteiligten Personen in dem Augenblick, wo das Unterzeichnen, Küssen und bei solchen Gelegenheiten gebräuchliche Gratulieren vorüber war, sich wieder trennten und rasch nach den verschiedenen Richtungen hin entfernten, von welchen her sie sich der Kirche genähert hatten.

Wir lassen den Küster auf dem Dorfwege, die Braut, den Bräutigam und den ältlichen Herrn auf dem Fußwege über die Felder zurückkehren und den fingierten fremden Beobachter als Beute getäuschter Neugier nach irgend einer beliebigen Richtung hin verschwinden und folgen dem Doktor Chennery zum Frühstück im Pfarrhause, um zu hören, was er in Bezug auf seine amtlichen Leistungen an diesem Morgen innerhalb der vertrauten Atmosphäre seines Familienkreises zu sagen hat.

Die bei diesem Frühstück versammelten Personen waren erstens Mr. Phippen, ein Gast; zweitens Miß Sturch, eine Gouvernante; drittens, viertens und fünftens Miß Louise Chennery, zehn Jahre alt; Miß Amely Chennery, neun Jahre alt, und Master Robert Chennery, acht Jahre alt. Es war kein Mutterantlitz gegenwärtig, um das häusliche Gemälde vollständig zu machen. Der Doktor war seit der Geburt seines jüngsten Kindes verwitwet.

Der Gast war ein alter Universitätsfreund des Pfarrers und verweilte jetzt, wie man annahm, um seiner Gesundheit willen in Long Beckley. Die meisten Menschen von irgendwelchem Charakter

wissen sich einen Ruf von irgendeiner Art zu erwerben, der sie in dem geselligen Zirkel, in welchem sie sich bewegen, individualisiert. Mr. Phippen war ein Mann von einigem Charakter und lebte in der Wertschätzung seiner Freunde auf den Ruf hin, ein Märtyrer von Verdauungsbeschwerden zu sein, mit großer Auszeichnung. Überall wohin Mr. Phippen ging, dahin gingen auch die Leiden seines Magens mit ihm. Er übte öffentliche Diät und kurierte sich öffentlich. Er war mit sich selbst und seinen Krankheiten so unausgesetzt beschäftigt, daß er einen zufälligen Bekannten binnen fünf Minuten schon in die Geheimnisse der Beschaffenheit seiner Zunge einweihete, und ganz ebenso fortwährend bereit war, den Zustand seiner Verdauung zu besprechen, wie die Leute im Allgemeinen bereit sind, den Zustand des Wetters zu erörtern.

Über dieses Lieblingsthema sprach er wie über jedes andere in freundlich sanfter Weise, zuweilen in wehmütigem, zuweilen auch in sentimental schmachtendem Tone. Seine Höflichkeit war von der drückend liebreichen Sorte und er machte, wenn er andere Leute anredete, fortwährend von dem Worte »Lieber« Gebrauch.

Was sein Äußeres betraf, so konnte man ihn nicht einen schönen Mann nennen. Seine Augen waren wässerig, groß und hellgrau und rollten in einem Zustande feuchter Bewunderung irgend eines Gegenstandes oder einer Person fortwährend von einer Seite zur andern. Seine Nase war lang, herabhängend und tief melancholisch, wenn in Bezug auf dieses Glied ein solcher Ausdruck statthaft ist. Übrigens hatten seine Lippen eine weinerliche Krümmung, seine Gestalt war klein, sein Kopf groß, kahl und locker zwischen den Schultern sitzend, seine Art sich zu kleiden ein wenig exzentrisch elegant, sein Alter ungefähr fünfundvierzig Jahre, sein Stand der eines ledigen Mannes.

Dies war Mr. Phippen, der Märtyrer der Verdauungsbeschwerden und Gast des Pfarrers von Long Beckley.

Miß Sturch, die Gouvernante, kann kurz und genau als eine junge Dame beschrieben werden, welche seit dem Tage ihrer Geburt niemals durch eine Idee oder eine Empfindung belästigt worden. Sie war ein kleines, feistes, ruhiges, weißes, lächelndes, nett gekleidetes

Mädchen, genau zur Verrichtung gewisser Pflichten zu gewissen Stunden aufgezogen und im Besitz eines unerschöpflichen Wörterbuchs von Gemeinplätzen, welche, so oft es verlangt ward, stets in derselben Qualität zu jeder Stunde des Tages und zu jeder Jahreszeit freundlich von ihren Lippen rieselten. Miß Sturch lachte nie und weinte nie, sondern wählte den sichern Mittelweg, fortwährend zu lächeln. Sie lächelte, wenn sie des Morgens im Januar aus ihrem Schlafzimmer herunterkam und sagte, es wäre sehr kalt. Sie lächelte, wenn sie an einem Morgen im Juli herunterkam und sagte, es sei sehr heiß. Sie lächelte, wenn der Bischof einmal des Jahres sich einfand, um den Vikar zu besuchen; sie lächelte, wenn der Fleischerjunge jeden Morgen kam, um Bestellungen zu holen. Sie lächelte, wenn Miß Louise an ihrer Brust weinte und wegen ihrer Fehler in der Geographie um Nachsicht flehte; sie lächelte, wenn Master Robert ihr auf den Schoß sprang und ihr befahl, ihm das Haar zu bürsten. Es mochte im Pfarrhause geschehen, was da wollte, so war nichts im Stande, Miß Sturch aus dem einen glatten Gleise herauszuwerfen, in welchem sie sich fortwährend und stets in demselben Schritt hin- und herbewegte. Hätte sie während der Bürgerkriege in England in einer Royalistenfamilie gelebt, so hätte sie am Morgen der Hinrichtung Karls des Ersten dem Koche geklingelt, um das Mittagmahl zu bestellen. Wäre Shakespeare wieder zum Leben erwacht und hätte er an einem Sonnabend abends sechs Uhr in dem Pfarrhause vorgesprochen, um Miß Sturch genau zu erklären, mit welchen Ideen er sich bei dem Verfassen des Trauerspiels Hamlet getragen, so hätte sie gelächelt und gesagt, es sei dies außerordentlich interessant, bis es sieben Uhr geschlagen, wo sie den Barden von Avon gebeten hätte, sie zu entschuldigen, um dann mitten in einem Redesatze fortzulaufen und die Hausmagd bei Vergleichung des Waschbuchs zu beaufsichtigen.

Eine sehr achtungswerte junge Person war Miß Sturch, wie die Damen von Long Beckley zu sagen pflegten, so umsichtig mit den Kindern und so treu in Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, von guten Grundsätzen beseelt und eine Pianistin mit markigem Anschlage,

gerade hübsch genug, gerade gut genug gekleidet, gerade redselig genug, vielleicht nicht ganz alt genug und vielleicht ein wenig allzusehr zu einer zu Umarmungen verlockenden Korpulenz um die Taille herum geneigt – im ganzen genommen aber eine sehr schätzenswerte junge Person.

Bei den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Schüler der guten Miß Sturch ist es nicht notwendig, sehr ausführlich zu verweilen.

Miß Louises zur Gewohnheit gewordene Schwäche war ein eingefleischter Hang, den Schnupfen zu bekommen.

Miß Amelys Hauptfehler war eine Geneigtheit, ihren Gaumen zu befriedigen, indem sie zu unberechtigten Zeiten und Stunden allerhand Ergänzungsmahlzeiten und Frühstücke zu sich nahm.

Master Roberts bemerkenswerteste Mängel hatten ihren Grund in der Schnelligkeit, womit er seine Kleider zerriß, und der Stumpfsinnigkeit, welche er beim Lernen des Einmaleins entwickelte.

Die Tugenden sämtlicher drei Geschwister waren ziemlich von einer und derselben Art – sie waren gut gewachsen, sie waren echte Kinder, und sie liebten ihre Miß Sturch auf sozusagen tumultuarische Weise.

Um die Galerie von Familienporträts vollständig zu machen, müssen wir wenigstens versuchen, einen Umriß von dem Vikar oder Pfarrer selbst hinzuzufügen.

Doktor Chennery gereichte in physischer Beziehung der Kirche, welche er angehörte, zur Zierde. Er maß sechs Fuß zwei Zoll, er wog siebzehn Stein, er war der beste Schläger in dem Cricket-Club von Long Beckley; er war in Bezug auf Wein und Hammelfleisch streng orthodox; er brachte auf der Kanzel niemals unangenehme Theorien über die künftige Bestimmung der Menschen zur Sprache; er zankte sich mit niemandem außerhalb der Kanzel; er knöpfte nie seine Taschen zu, wenn die Bedürfnisse seiner armen Brüder – auch mit Einschluß von Andersgläubigen – ihn aufforderten sie zu öffnen. Sein Weg durch die Welt war ein ruhiger Marsch die hohe trockene Mitte einer sichern Chaussee entlang. Die geschlängelten

Nebenpfade theologischer Kontroversen konnte sich ihm rechts und links so verlockend öffnen wie sie wollten – er ging ruhig seinen Weg und ließ sich nicht irre machen. Neuerungssüchtige junge Rekruten der Kirchenarmee konnten ihm die Neununddreißig Artikel auf die verfänglichste Weise dicht unter der Nase aufschlagen, so schaute doch das vorsichtige Auge des Veterans nie um ein Haar breit weiter als seine eigene Unterschrift am Fuße derselben. Er verstand von der Theologie so wenig als möglich, er hatte seiner vorgesetzten Behörde während seines ganzen Lebens nie eine Minute lang irgend eine Belästigung verursacht, er war unschuldig an aller Beteiligung beim Lesen oder Schreiben von Flug- und Streitschriften – kurz, er war der ungeistlichste aller Geistlichen, aber trotz alledem machte er in seiner Amtstracht eine Erscheinung, wie man sie selten sieht.

Siebzehn Stein aufrechtes muskelstarkes Fleisch, ohne eine einzige Wunde und unreine Stelle, besitzen jedenfalls das Verdienst, daß sie Ausdauer hoffen lassen und dies ist eine vortreffliche Tugend bei Säulen jeder Art, in der gegenwärtigen Zeit aber eine ganz besonders kostbare Eigenschaft an einer Säule der Kirche.

Sobald der Vikar in das Frühstückszimmer trat, kamen ihm die Kinder mit lautem Geschrei entgegen. Er war in Beobachtung der Pünktlichkeit bei Mahlzeiten sehr streng und sah sich jetzt selbst von der Uhr überführt, daß er eine Viertelstunde zu spät zum Frühstück kam.

»Es tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, Miß Sturch,« sagte der Vikar, »ich habe jedoch für meine Verspätung eine gute Entschuldigung.«

»O bitte, sprechen Sie nicht davon, Sir,« sagte Miß Sturch, indem sie freundlich ihre feisten kleinen Hände eine über der andern rieb. »Ein schöner Morgen. Ich fürchte, wir werden wieder einen warmen Tag bekommen. Robert, mein guter Junge, stemme dich nicht mit dem Ellbogen auf den Tisch. Ein schöner Morgen – wirklich ein schöner Morgen.«

»Ist dein Magen immer noch nicht in Ordnung, Phippen, wie?« fragte der Vikar, indem er den Schinken zu tranchieren begann.

Mr. Phippen schüttelte kläglich seinen dicken Kopf, legte seinen

gelben, mit einem großen Türkisenring geschmückten Zeigefinger auf das mittelste Quarré seiner hellgrünen Sommerweste, sah Doktor Chennery kläglich an und seufzte, nahm den Finger wieder weg und brachte aus der Brusttasche seines Paletot ein kleines Mahagoni-Etui heraus. Aus diesem nahm er eine sauber gearbeitete kleine Apothekerwaage mit den dazugehörigen Gewichten, ein Stück Ingwer und ein blankpoliertes kleines silbernes Reibeisen.

»Sie werden einen Kranken entschuldigen, meine liebe Miß Sturch, nicht wahr?« sagte Mr. Phippen, indem er den Ingwer matt und langsam in die nächste Teetasse zu reiben begann.

»Ratet einmal, weshalb ich heute Morgen eine Viertelstunde zu spät komme,« sagte der Vikar, indem er geheimnisvoll einen Blick um den Tisch herumschweifen ließ.

»Du hast es verschlafen, Papa!« riefen die drei Kinder, indem sie triumphierend in die Hände klatschten.

»Was meinen Sie, Miß Sturch?« fragte Doktor Chennery.

Miß Sturch lächelte wie gewöhnlich, rieb wie gewöhnlich die Hände, hustete wie gewöhnlich sanft, um die Kehle frei zu machen, sah unverwandt die Teemaschine an und bat dann mit der anmutigsten Höflichkeit, man möge sie entschuldigen, wenn sie nichts sage.

»Nun bist du an der Reihe, Phippen,« sagte der Vikar. »Rate einmal, weshalb ich mich heute Morgen verspätet habe.«

»Mein lieber Freund,« sagte Mr. Phippen, indem er dem Doktor brüderlich die Hand drückte, »fordere mich nicht auf, zu raten, denn ich weiß es. Ich sah, was du gestern beim Dinner aßest – ich sah, was du nach dem Dinner trankst. Keine Verdauung könnte dies aushalten, nicht einmal die deinige. Ich soll erraten, weshalb du diesen Morgen so spät gekommen bist? Ach geh doch, ich weiß es ja ! Du gute, liebe Seele, du hast Arznei eingenommen!«

»Nein, Gott sei Dank, seit zehn Jahren ist davon kein Tropfen über meine Zunge gekommen,« sagte Doktor Chennery mit einem Blick frommer Dankbarkeit. »Nein, nein, du irrst dich vollständig. Du mußt nämlich wissen, ich bin in der Kirche gewesen und was glaubest du wohl, was ich da gemacht habe? Hören Sie, Miß Sturch – höret,

Mädchen, mit allen euren Ohren! Der arme blinde junge Frankland ist endlich ein glücklicher Mann – heute Morgen eben habe ich ihn mit unserer lieben Rosamunde Treverton vermählt.«

»Ohne uns etwas zu sagen, Papa!« riefen die beiden Mädchen gleichzeitig im gellendsten Tone des Ärgers und der Überraschung. »Ohne uns etwas zu sagen, während du doch weißt, wie gern wir zugesehen hätten!«

Eben dies war der Grund, weshalb ich euch nichts davon sagte, meine lieben Kinder,« antwortete der Vikar. »Der junge Frankland ist noch nicht so an sein Übel gewöhnt, der arme junge Mann, daß er es ertragen könnte, sich in der Eigenschaft eines blinden Bräutigams öffentlich bemitleiden und angaffen zu lassen. Er hatte eine so große Furcht davor, an seinem Hochzeitstage Gegenstand der Neugier zu sein, und Rosamunde, dieses gutherzige Mädchen, war so darauf bedacht, ihm in allen Dingen den Willen zu tun, daß wir verabredeten, die Vermählung zu einer Stunde des Morgens zu vollziehen, wo sich vermuten ließe, daß noch keine müßigen Gaffer sich in der Nähe der Kirche herumtrieben. Mir war in Bezug auf den Tag die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht und dasselbe war mit meinem Küster Thomas der Fall. Mit Ausnahme von uns beiden, der Braut, des Bräutigams und des Vaters der Braut, Kapitäns Treverton, wußte niemand –«

»Treverton!« rief Mr. Phippen, indem er seine Teetasse mit dem geriebenen Ingwer auf dem Boden derselben hinhielt, um sie von Miß Sturch füllen zu lassen, »Treverton! – So ist es genug, meine liebe Miß Sturch! – Das ist doch merkwürdig! Diesen Namen kenne ich. – Noch ein wenig Wasser, wenn ich bitten darf. – Sage mir, lieber Doktor – ich danke recht sehr – keinen Zucker – er verwandelt sich im Magen in Säure – ist diese Miß Treverton, welche du vermählt hast – ich danke nochmals, auch keine Milch – eine von den Trevertons in Cornwall?«

»Jawohl, versteht sich,« entgegnete der Vikar. »Ihr Vater, Kapitän Treverton, ist das Haupt der Familie. Nicht als ob dieselbe sehr zahlreich wäre. Der Kapitän und Rosamunde und ihr launenhafter, mürrischer alter Onkel, Andrew Treverton, sind alles, was noch von

dem alten Stamme übrig ist. In früheren Zeiten war es eine reiche Familie und eine schöne Familie – gute Freunde der Kirche und des Staats, weißt du, und alles dergleichen.«

»Erlauben Sie, Herr Doktor, daß Amely noch ein Stück Brot und Kompott bekommt?« fragte Miß Sturch den Vikar, ohne im mindesten zu wissen, daß sie ihn in seiner Rede unterbrach. Da sie in ihrem Geiste keinen überflüssigen Raum hatte, an welchem sie gewisse Dinge hätte aufbewahren können bis es Zeit war, damit herauszurücken, so tat sie Fragen und machte Bemerkungen in dem Augenblick, wo ihr dieselben einfielen, ohne auf den Anfang, die Mitte, oder das Ende der Konversationen zu warten, welche vielleicht in ihrem Beisein geführt wurden. Mit den Augen spielte sie die Rolle einer Zuhörerin ganz vollkommen, aber sie war eine solche wirklich nur dann, wenn die Worte unmittelbar für ihre eigenen Ohren bestimmt und an dieselben gerichtet waren.

»O, geben Sie ihr noch ein Stück – immerhin,« sagte der Vikar gleichgültig. »Überessen muß sie sich einmal und das kann sie ebensogut in Brot und Kompott tun, als in etwas anderem.«

»Mein guter, lieber Freund,« rief Mr. Phippen, »sieh an, was für ein unglücklicher, kranker Mensch ich bin; spricht nicht in dieser entsetzlich gedankenlosen Weise davon, daß du deine liebe kleine Amely sich überessen lassen willst. Wenn der Magen schon in der Jugend überladen wird, was soll dann aus der Verdauung im Alter werden? Das Ding, welches die gemeinen Leute das Inwendige nennen – Miß Sturch wird aus Interesse an ihrer lebenswürdigen Schülerin mich entschuldigen, wenn ich in physiologische Erörterungen eingehe – ist in der Tat eine Maschine. Vom Standpunkt der Verdauung aus betrachtet, Miß Sturch, ist selbst der schönste und jüngste von uns eine Maschine. Man öle unsere Räder, aber man hemme ihren Gang nicht durch unpassende Substanzen. Mehlhaltige Puddings und Hammelkoteletts – Hammelkoteletts und mehlhaltige Puddings – das müßte, wenn es mir nach ginge, die Parole der Älteren von einem Ende Englands bis zum andern sein. Schau her, liebes Kind, sieh mich an. Diese kleine Waage ist durchaus kein Spaß, sondern furchtbarer Ernst. Sieh, ich

lege in die eine Schale derselben trockenes Brot – altbackenes, trockenes Brot, liebe Amely – und in die andere einige Unzen Gewichte. ‚Mr. Phippen, essen Sie nach dem Gewicht. Mr. Phippen, essen Sie Tag für Tag aufs Haar genau dieselbe Quantität. Mr. Phippen, überschreiten Sie dieselbe um keinen Preis, wenn es auch bloß altbackenes, trockenes Brot ist.‘ Meine liebe Amely, das ist kein Scherz – das ist, was die Ärzte zu mir sagten – die Ärzte, liebes Kind, welche meine Maschine seit dreißig Jahren mit kleinen Pillen durch und durch sondiert, aber immer noch nicht gefunden haben, wo es mit meinen Rädern hapert. Merke dir das, liebe Amely – denke an Mr. Phippens mangelhafte Maschine – und sage das nächste Mal, wo man dir noch mehr zu essen anbietet: Nein, ich danke – Miß Sturch, ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich mich in etwas mische, was Ihres Amtes ist, mein Interesse aber für dieses liebe Kind, meine eigene traurige Erfahrung in Bezug auf die hydraköpfigen Qualen – ach, Chennery, mein guter, lieber Freund, wovon sprachen wir denn eigentlich? – Ja, jetzt fällt es mir wieder ein – wir sprachen von der Braut – der interessanten Braut. Also, sie ist eine der Trevertons von Cornwall? Ich war vor Jahren mit Andrew ein wenig näher bekannt. Er war ein exzentrischer, menschenfeindlicher alter Junggesell, gerade wie ich selbst, Miß Sturch; er litt auch an der Verdauung gerade wie ich, liebe Amely. Er hatte, vermute ich, durchaus keine Ähnlichkeit mit seinem Bruder, dem Kapitän. Also, die ist nun vermählt? Ein lebenswürdiges Mädchen – ich zweifle nicht daran – ein lebenswürdiges Mädchen.«

»In der ganzen Welt gibt es kein besseres, aufrichtigeres und hübscheres,« sagte der Vikar. »Dabei ist sie auch eine sehr lebhaft, energischer Person.«

»Wie werde ich sie vermissen,« sagte Miß Louise. »Niemand anders amüsierte mich so wie Rosamunde, als ich das letzte Mal an dem blöden Schnupfen litt und das Bett hüten mußte.«

»Und was gab sie uns immer für nette kleine Soupers!« sagte Miß Amely.

»Sie war das einzige Mädchen, welches ich je gekannt, das mit Knaben zu spielen verstand,« sagte Master Robert. »Sie konnte den

Ball mit einer Hand fangen, Mr. Phippen, und auf dem Eise mit gleichen Füßen schuscheln.«

»Was du nicht sagst!« rief Mr. Phippen. »Das ist ja eine ganz außerordentliche Frau für einen Blinden! Nicht wahr, lieber Doktor, du sagtest, er sei blind? Wie hieß er gleich? Sie werden mein schlechtes Gedächtnis nicht allzuhart beurteilen, Miß Sturch. Wenn Verdauungsbeschwerden den Körper ruiniert haben, dann beginnen sie auch an dem Geiste zu nagen. Mr. Frank hieß er, nicht wahr? Und ist er von seiner Geburt an blind gewesen? Traurig! Traurig!«

»Nein, nein – Frankland heißt er,« antwortete der Vikar, »Leonard Frankland. Auch ist er keineswegs von seiner Geburt an blind gewesen. Es ist nicht viel über ein Jahr her, als er noch so gut sehen konnte wie eins von uns.«

»Dann ist er wohl durch einen Unfall erblindet?« sagte Mr. Phippen. »Du erlaubst mir doch, daß ich mich in den Armstuhl setze? Eine teilweise liegende Stellung ist mir nach der Mahlzeit allemal von wesentlichem Nutzen. Also, es ist mit seinen Augen ein Unfall vorgegangen? Ja, in diesem Lehnstuhl sitzt es sich doch köstlich!«

»Einen Unfall kann man es eigentlich nicht nennen,« entgegnete Doktor Chennery, »Leonard Franklands Erziehung hatte viel Schwierigkeiten. Erstens war er von Haus aus sehr schwächlich. Mit der Zeit schien sich dies jedoch zu bessern und er wuchs zu einem ruhigen, gesetzten, manierlichen Knaben heran, der mit meinem Söhnchen dort durchaus keine Ähnlichkeit hatte. Er war sehr liebenswürdig und es ging sich, wie man zu sagen pflegt, sehr gut mit ihm um. Er hatte große Vorliebe für die Mechanik – ich erzähle dir alles dies, damit du die Sache richtig begreifst, wenn ich auf seine Blindheit zu sprechen komme – und nachdem er eine Beschäftigung dieser Art nach der andern vorgenommen, legte er sich endlich aufs Uhrmachen. Es war dies ein seltsamer Zeitvertreib für einen Knaben, aber alles, was zarte Behandlung und viel Geduld und Ausdauer erforderte, war gerade das, was Leonard liebte und gern trieb. Ich sagte immer zu seinen Eltern: »Zieht ihn von diesem Stuhle herunter, zerbricht seine Vergrößerungsgläser, schickt ihn zu mir und ich will mit ihm Turnübungen durchmachen und ihn einen

Ballschlägel handhaben lehren.« Aber es half nichts. Seine Eltern wußten, glaube ich, am besten, was zu tun wäre und sagten, man müsse ihm den Willen tun. Na, die Sache ging eine Zeitlang ganz gut, bis er wieder in eine lange Krankheit verfiel – wie ich glaube, weil er sich nicht Bewegung genug gemacht hatte. Sobald als er wieder zu genesen begann, ging auch die alte Uhrmacherei wieder los. Das schlimme Ende aber sollte noch kommen. Ungefähr die letzte Arbeit, die er ausführte, der arme Teufel, war die Reparatur meiner Uhr – hier ist sie – sie geht so regelmäßig wie eine Dampfmaschine. Ich hatte sie noch nicht lange wieder in der Tasche, als ich hörte, daß er sich über heftige Schmerzen im Hinterkopfe beklage und daß er alle Arten sich bewegende Punkte vor den Augen sähe. »Gebt ihm tüchtig Portwein zu trinken und laßt ihn täglich drei Stunden lang auf einem ruhigen Pferdchen spazierenreiten« – dies war mein Rat. Anstatt aber denselben zu befolgen, ließen seine Eltern Ärzte von London holen, legten ihm spanische Fliegen hinter die Ohren und zwischen die Schultern, ließen ihn Quecksilber einnehmen und steckten ihn in ein finsternes Zimmer. Es half nichts. Die Augen wurden schlimmer und schlimmer, flackerten und flackerten und verlöschten endlich wie die Flamme eins Lichts. Seine Mutter starb – es war ein Glück für sie, die arme Seele – ehe dies geschah. Sein Vater war ganz außer sich und reiste mit ihm zu Augenärzten in London und zu Augenärzten in Paris. Sie taten aber weiter nichts, als daß sie die Blindheit bei einem langen lateinischen Namen nannten und sagten, es sei hoffnungslos und nutzlos, eine Operation zu versuchen. Einige von ihnen sagten, das Übel sei die Folge der langwierigen Schwäche, woran er zwei Mal nach seiner Krankheit gelitten. Andere wieder sagten, es sein eine apoplektische Ergießung im Gehirn. Alle aber schüttelten die Köpfe, als sie von der Uhrmacherei hörten. Und so brachte man ihn blind wieder nach Hause; blind ist er jetzt und blind wird er bleiben, der arme junge Mann, so lange er lebt.«

»Du machst mich sehr ängstlich, lieber Chennery, du machst mich sehr ängstlich,« sagte Mr. Phippen, »besonders mit dieser Theorie von langwieriger Schwäche nach Krankheit. Gütiger Himmel! Ich

habe auch an langwieriger Schwäche gelitten – ich leide jetzt noch daran. Punkte sah er vor den Augen? Ich sehe auch schwarze Punkte – tanzende schwarze Punkte – tausende, schwarze, gallige Punkte. Auf mein Ehrenwort, lieber Chennery, das paßt ganz auf mich – meine Sympathie ist schmerzlich erregbar – Ich fühle diese Blindengeschichte in jedem Nerv meines Körpers – du kannst es mir glauben.«

»Wer aber Leonard ansieht und es nicht weiß, der würde kaum glauben, daß er blind ist,« sagte Miß Louise, indem sie sich mit der Absicht, Mr. Phippens Gleichmut wieder herzustellen, ins Gespräch mischte. »Abgesehen davon, daß seine Augen ruhiger aussehen als die anderer Leute, scheint kein Unterschied bemerkbar zu sein. Wer war jener berühmte Mann, von dem Sie uns erzählten, Miß Sturch, der auch blind war und dem man es ebensowenig anmerkte wie Leonard Frankland?«

»Milton, liebes Kind. Ich bat euch, zu merken, daß er der berühmteste der epischen Dichter Englands war,« antwortete Miß Sturch in ihrem freundlichen Tone. »Er spricht sich selbst sehr poetisch über die Ursache seiner Blindheit aus. Du sollst es selbst lesen. Louise. Nachdem wir diesen Morgen ein wenig französisch getrieben haben, werden wir ein wenig Milton vornehmen. Still, still, liebes Kind,- dein Papa spricht.«

»Der arme junge Frankland!« sagte der Vikar mitleidig. »Das gute, zärtliche, edle Wesen, welches ich ihm diesen Morgen vermählt, scheint ihm in seinen Leiden als Trost gesendet zu sein. Wenn irgend eine menschliche Kreatur ihn für sein noch übriges Leben glücklich machen kann, so ist es Rosamunde Treverton.«

»Sie hat ein Opfer gebracht,« sagte Mr. Phippen, »aber deswegen gefällt sie mir, denn ich habe auch ein Opfer gebracht, indem ich ledig geblieben bin. Auch scheint es aus Humanitätsrücksichten unumgänglich nötig zu sein, daß ich ledig bleibe. Wie könnte ich mit gutem Gewissen bei einer solchen Verdauung wie die meinige ein Mitglied des schönern Teils der Schöpfung unglücklich machen! Nein, ich bin ein Opfer in meiner eigenen Person und habe Mitgefühl für Andere, die sich in derselben Lage befinden. Weinte sie sehr,

Chennery, als du die Zeremonie vollzogst?«

»Ob sie weinte!« rief der Vikar verächtlich. »Rosamunde Treverton gehört nicht zu der weinerlichen sentimental Sorte, das kann ich dir versichern. Sie ist ein schönes, kräftiges, warm fühlendes Mädchen, welches schon durch ihre Blicke zu erkennen gibt, was sie meint, wenn sie einem Manne sagt, sie wolle ihn heiraten. Und merke wohl, sie ist auf die Probe gestellt worden. Wenn sie ihn nicht von ganzem Herzen und ganzer Seele liebte, so hätte ihr schon vor Monaten freigestanden, ganz nach Belieben einen Andern zu heiraten. Sie waren schon lange zuvor, ehe der junge Frankland von diesem grausamen Leiden heimgesucht ward, miteinander verlobt, denn die Väter haben seit Jahren als Nachbarn hier nebeneinander gewohnt. Als Leonard blind ward, erbot er in seiner Gewissenhaftigkeit sich sofort, Rosamunde ihres Versprechens zu entbinden. Du hättest den Brief lesen sollen, Phippen, den sie ihm darauf schrieb. Ich gestehe ganz offen, daß ich fiennte wie ein altes Weib, als man mir ihn zeigte. Ich würde die jungen Leute sofort, nachdem ich den Brief gelesen, vermählt haben, der alte Frankland aber war ein kritischer, pedantischer Mann und bestand auf einer Probezeit von sechs Monaten, damit Rosamunde sich überzeugen könne, ob sie ihr eigenes Gemüt auch richtig verstünde. Er starb ehe diese Frist um war und dies war die Ursache, daß die Heirat abermals hinausgeschoben ward. Alle diese Verzögerungen aber äußerten auf Rosamunden keine Einwirkung und sechs Jahre würden sie ebensowenig verändert haben, als diese sechs Monate im Stande gewesen waren. Sie stand dem armen geduldigen Blinden heute morgen noch ebenso zärtlich liebend zur Seite wie an dem ersten Tage ihrer Verlobung. ‚Du sollst keinen traurigen Augenblick kennen, Lenny, wenn ich es verhindern kann, so lange du lebst.‘ Diese waren die ersten Worte, die sie zu ihm sagte, als wir alle aus der Kirche heraustraten. ‚Ich höre Sie, Rosamunde‘, sagte ich. ‚Und Sie sollen auch mein Richter sein, Doktor‘, sagte sie blitzschnell. ‚Wir wollen wieder nach Long Beckley kommen und Sie sollen dann Lenny fragen, ob ich nicht mein Wort gehalten habe.‘ Mit diesen Worten gab sie mir einen Kuß, den Ihr hier in dem Pfarrhause

hättet hören können, das gute Mädchen! Wir wollen bei dem Dinner auf ihre Gesundheit trinken, Miß Sturch – wir wollen auf die Gesundheit beider trinken, Phippen, und zwar in einer Flasche des besten Weins, den ich im Keller habe.«

»Was mich betrifft, in einem Glas Wasser, wenn du es mir erlaubst,« sagte Mr. Phippen traurig. »Aber, mein lieber Chenney, als du von den Vätern dieser beiden interessanten jungen Leute sprachst, sagtest du, sie hätten seit Jahren hier in Long Beckley als nahe Nachbarn gelebt. Mein Gedächtnis hat sehr gelitten, dies weiß ich recht wohl, aber ich glaubte, Kapitän Treverton sei der älteste der beiden Brüder und habe, wenn er nicht zur See gewesen, stets in dem alten Familienschlosse in Cornwall gewohnt.«

»So lange seine Gattin lebte, war dies allerdings der Fall,« entgegnete der Vikar. »Seit ihrem Tode, der schon im Jahre Neunundzwanzig erfolgte – jetzt schreiben wir Vierundvierzig – das macht –«

Der Vikar schwieg einen Augenblick, um nachzurechnen und sah Miß Sturch an.

»Fünfzehn Jahre, Sir,« sagte Miß Sturch, indem sie dieses Fazit eines kleinen Subtraktionsexempels mit ihrem freundlichen Lächeln darbot.

»Sehr richtig,« fuhr Doktor Chenney fort, »seitdem Mistreß Treverton vor fünfzehn Jahren starb, ist der Kapitän dem Schlosse Porthgenna Tower nicht wieder zu nahe gekommen. Und was noch mehr ist, Phippen, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, verkaufte er es – er verkaufte es mit allem Zubehör, Bergwerk, Fischereien u.s.w. – alles zusammen für vierzigtausend Pfund.«

»Wie?« rief Mr. Phippen; »fand er denn die Luft ungesund? Ich sollte meinen, die dortigen Bodenerzeugnisse, insoweit sie als Nahrungsmittel dienen, müßten in jenen rauhen Regionen von ziemlich geringer Art sein. Wer kaufte denn die Beszung?«

»Leonard Franklands Vater,« sagte der Vikar. »Es ist eine ziemlich lange Geschichte, dieser Verkauf von Porthgenna Tower, und es knüpfen sich einige seltsame Umstände daran. Wie wäre es, wenn wir einen Gang in den Garten machten, Phippen? Ich will dir die

ganze Geschichte erzählen, während ich meine Morgenzigarre rauche. Miß Sturch, wenn Sie mich brauchen, so finden Sie mich unten im Garten. Mädchen, sehet zu, daß ihr eure Aufgaben richtig lernt. Bob, vergiß nicht, daß ich in der Hausflur einen Stock stehen und in meinem Ankleidezimmer eine Rute hängen habe! Komm, Phippen, erhebe dich aus diesem Armstuhle. Willst du denn keinen Spaziergang mit im Garten machen?«

»O ja, mein lieber Freund, das heißt, wenn du mir freundlichst einen Sonnenschirm leihen und mir erlauben willst, daß ich meinen Feldstuhl in der Hand trage,« sagte Mr. Phippen. »Ich bin zu schwach, um die Sonnenhitze zu ertragen, und kann nicht weit gehen, ohne mich niederzusetzen. In dem Augenblick, wo ich mich ermüdet fühle, Miß Sturch, schlage ich meinen Feldstuhl auseinander und setze mich nieder, mag es sein wo es wolle, ohne die mindeste Rücksicht darauf, wie es vielleicht aussieht. Ich bin bereit, Chennery, sobald es dir beliebt – ebenso bereit, mein guter Freund, auf den Spaziergang im Garten als auf die Geschichte wegen des Verkaufs von Porthgenna Tower. Du sagtest, es wäre eine seltsame Geschichte, nicht wahr?«

»Ich sagte, es knüpfen sich allerhand seltsame Umstände daran,« entgegnete der Vikar, »und wenn du dieselben gehört haben wirst, so wirst du, glaube ich, dasselbe sagen. Komm mit, du findest deinen Feldstuhl und eine Auswahl von allen Arten Regen- und Sonnenschirmen unten in der Hausflur.«

Mit diesen Worten öffnete Doktor Chennery sein Zigarrenetui und ging voran aus dem Frühstückszimmer hinaus.

---

## Viertes Kapitel

### *Der Verkauf von Porthgenna Tower*

»Wie reizend! Wie ländlich! Wie beschwichtigend auf die Nerven!« sagte Mr. Phippen, indem er mit sentimentalem Blick den Rasenplatz auf der Hinterseite des Pfarrhauses im Schatten des leichtesten Schirmes betrachtete, den er in der Hausflur hatte ausfindig machen können. »Drei Jahre sind vergangen, Chennery, drei leidensvolle Jahre für mich – doch dabei brauchen wir weiter nicht zu verweilen – seitdem ich das letzte Mal auf diesem Rasenplatze stand. Dort ist das Fenster deines alten Studierzimmers, wo ich das letzte Mal jenen Anfall von Sodbrennen hatte – es war zur Erdbeerzeit, wie du dich entsinnen wirst. Ha! Und dort ist das Schulzimmer! Könnte ich wohl jemals vergessen, wie diese liebe Miß Sturch aus jenem Zimmer zu mir kam, als hilfreicher Engel – mit Soda und Ingwer – so eifrig und gewissenhaft bedacht, den Trank umzurühren, und so aufrichtig betrübt, daß kein Riechsalz im Hause war! Wie weide ich mich an diesen angenehmen Erinnerungen, Chennery ! Dieselben sind für mich ein ebenso großer Luxusgenuß wie deine Zigarre für dich. Könntest du nicht auf der andern Seite gehen, lieber Freund? Ich liebe den Geruch, aber den Rauch kann ich nicht vertragen. Ich danke dir. Und nun, wie war es mit der Geschichte – der seltsamen Geschichte? Wie hieß das alte Schloß – ich interessiere mich ungemein dafür – es fing mit einem P an, nicht wahr?«

»Porthgenna Tower,« sagte der Vikar.

»Ganz recht,« entgegnete Mr. Phippen, indem er seinen Schirm zärtlich von der einen Schulter auf die andere legte. »Und was um aller Welt willen bewog Kapitän Treverton, dies alte Schloß zu verkaufen?«

»Ich glaube, der Grund war, weil es ihm nach dem Tode seiner Gattin zuwider geworden war,« antwortete Doktor Chennery. »Die

Besitzung bildet nämlich kein unveräußerliches Familiengrundstück und es machte den Kapitän daher keine Schwierigkeit, sie zu verkaufen, ausgenommen natürlich insofern, als es ihm schwierig ward, einen Käufer zu finden.«

»Warum kaufte sein Bruder sie nicht?« fragte Mr. Phippen. »Warum kaufte unser exzentrischer Freund, Andrew Treverton, sie nicht?«

»Nenne ihn nicht unsern Freund,« sagte der Vikar. »Das ist ein gemeiner, schmutziger, alter Egoist. Du brauchst nicht den Kopf zu schütteln, Phippen, und dich zu bemühen, zu tun, als ob meine Worte dich unangenehm berührten. Ich kenne Andrew Trevertons Jugendgeschichte ebenso gut als du. Ich weiß, daß er mit der niedrigsten Undankbarkeit und Schurkerei von einem Universitätsfreunde behandelt ward, der ihm alles nahm, was er zu geben hatte und ihn endlich auf die größte Weise betrog. Dies weiß ich alles recht wohl. Ein Beispiel von Undankbarkeit aber berechtigt den Menschen nicht, sich von aller Gesellschaft abzuschließen und von der ganzen Menschheit zu behaupten, sie gereiche der Erde, auf der sie wandelt, zur Schande. Ich selbst habe den alten Isegrimm sagen hören, der größte Wohltäter unserer Generation wäre ein zweiter Herodes, welcher die zweite Generation verhinderte, auf die erste zu folgen. Kann wohl ein Mann, der auf diese Weise spricht, der Freund irgend eines menschlichen Wesens sein, welches noch die mindeste Achtung vor seinen Mitmenschen oder sich selbst hat?«

»Mein Freund,« sagte Mr. Phippen, indem er den Vikar beim Arm faßte und geheimnisvoll die Stimme senkte »mein lieber und verehrungswürdiger Freund! Ich bewundere deine ehrliche Entrüstung über den Mann, der diese außerordentlich misanthropische Ansicht ausgesprochen, aber – ich vertraue dies dir, Chennery, unter der größten Verschwiegenheit an – es gibt Augenblicke – ganz besonders des Morgens, wo meine Verdauung in einem solchen Zustande ist, daß ich jenem vernichtungswütigen Menschen Andrew Treverton vollständig Recht gegeben habe. Ich bin erwacht und meine Zunge hat ausgesehen wie Schlacke – ich

bin bis vor den Spiegel gekrochen und habe sie betrachtet – und dann habe ich bei mir selbst gesagt: ‚Lieber möge das Menschengeschlecht ausgerottet werden als ein solcher Zustand fort dauern.‘«

»Ach Unsinn!« rief der Vikar, indem er Mr. Phippens Geständnis mit einem Ausbruch unehrerbietigen Gelächters aufnahm. »Das nächste Mal, wo deine Zunge wieder in diesem Zustande ist, trinke ein Glas gutes, frisches Bier und du wirst beten, daß wenigstens der brauende Teil des Menschengeschlechts noch nicht aussterbe. Doch kehren wir jetzt nach Porthgenna Tower zurück, sonst komme ich mit meiner Geschichte nicht vorwärts. Als Kapitän Treverton einmal den Entschluß gefaßt hatte, die Beszung zu verkaufen, würde er, wie ich nicht zweifle, unter gewöhnlichen Umständen sie zunächst seinem Bruder, der das mütterliche Vermögen geerbt, angeboten haben, damit sie bei der Familie bliebe. Nicht als ob Andrew in dieser Beziehung zu Hoffnungen berechtigt hätte, denn nie hatte es einen hartnäckigern alten Junggesellen gegeben. Indessen, wie die Dinge damals standen – und wie ich leider sagen muß, auch jetzt noch stehen – konnte der Kapitän seinem Bruder kein persönliches Anerbieten irgend einer Art machen, denn sie sprachen weder miteinander, noch schrieben sie einander, was auch jetzt noch nicht der Fall ist. Es ist traurig, so etwas sagen zu müssen, aber der schlimmste Zwist dieser Art, von dem ich je gehört, ist der Zwist zwischen diesen beiden Brüdern.«

»Entschuldige, lieber Freund,« sagte Mr. Phippen, indem er den Feldstuhl, der bis jetzt an seiner seidenen Quaste baumelnd an dem hakenförmigen Griffe des Sonnenschirms gehangen hatte, auseinanderschlug. »Darf ich mich niedersetzen, ehe du weiter erzählst? Dieser Teil der Geschichte regt mich ein wenig auf und ich darf mich nicht allzusehr anstrengen. Bitte also, erzähle weiter. Ich glaube nicht, daß die Beine meines Feldstuhls Löcher in den Rasen machen werden. Ich bin so leicht – in der Tat ein pures Gerippe. Also erzähle weiter, ich bitte dich!«

»Du mußt gehört haben,« fuhr der Vikar fort, »daß Kapitän Treverton, als er in schon ziemlich vorgerückten Lebensjahren stand,

eine Schauspielerin heiratete. Es war, glaube ich, eine Person von etwas heftiger Gemütsart, aber von tadellosem Rufe und gegen ihren Gatten so treu und liebend wie eine Frau nur sein konnte. Deshalb war sie meiner Ansicht nach für ihn einer sehr gute Frau und er machte es recht, daß er sie heiratete. Die Verwandten und Freunde des Kapitäns erhoben aber natürlich das gewöhnliche unsinnige Geschrei und der Bruder des Kapitäns stellte sich, als der einzige nahe Verwandte, die Aufgabe, die Heirat auf die anstößigste und unzarteste Art wieder rückgängig zu machen. Da ihm dies nicht gelang und er die arme Frau tödlich haßte, so verließ er seines Bruders Haus und sagte unter vielen andern Schändlichkeiten der jungen Frau eine ganz besondere nach, welche ich, auf Ehre, mein lieber Phippen, mich schäme zu wiederholen. Wie nun aber seine Worte auch gelautet haben mochten, so wurden sie unglücklicherweise Mistreß Treverton zu Ohren gebracht und waren von der Art, daß keine Frau – am allerwenigsten eine von so heftiger Gemütsart wie die des Kapitäns – sie jemals verzeihen konnte. Es folgte eine Zusammenkunft zwischen den beiden Brüdern und dieselbe führte, wie du dir leicht denken kannst, zu sehr unglücklichen Ergebnissen. Sie schieden auf die beklagenswerteste Weise. Der Kapitän erklärte in der Hitze seiner Leidenschaft, Andrew habe, seitdem er geboren worden, nicht ein einziges edles Gefühl in seinem Herzen gekannt und werde auch ohne eine einzige freundliche Regung gegen irgend eine lebende Seele in der Welt sterben. Andrew entgegnete, wenn er auch kein Herz habe, so habe er doch ein Gedächtnis und er werde sich diese Abschiedsworte merken solange er lebe. So schieden sie. Zwei Mal tat später der Kapitän die ersten Schritte zu einer Aussöhnung. Das erste Mal war, als seine Tochter Rosamunde geboren ward, und das zweite Mal, als seine Gattin starb. Bei jeder dieser Gelegenheiten schrieb der ältere Bruder, wenn der jüngere die abscheulichen Worte, die er gegen seine Schwägerin gesprochen, zurücknehmen wolle, so solle ihm jede Sühne für die unfreundliche Sprache geboten werden, deren sich der Kapitän in der Übereilung des Zornes bei ihrer letzten Begegnung gegen ihn bedient. Es erfolgte aber auf keinen dieser beiden Briefe eine Antwort von Andrew und die Entfremdung

zwischen den beiden Brüdern hat bis auf die gegenwärtige Zeit fortgedauert. Nun weißt du, warum der Kapitän nicht erst privatim seinen Bruder in Kenntnis setzen und um seine Ansicht befragen konnte, ehe er seine Absicht, Porthgenna Tower zu verkaufen, öffentlich bekannt machte, nicht wahr?«

Obschon Mr. Phippen zur Antwort auf diese Frage erklärte, er verstünde vollkommen, und obschon er auf die höflichste Weise den Vikar bat, weiter zu erzählen, so schien doch seine Aufmerksamkeit für den Augenblick ausschließlich durch die Besichtigung der Beine seines Feldstuhls und die Untersuchung beansprucht zu werden, welchen Eindruck dieselben auf den Rasenplatz des Pfarrhauses machten.

Doktor Chennerys eigenes Interesse an den Umständen, welche er erzählte, schien jedoch hinreichend stark zu sein, um jeden vorübergehenden Mangel an Aufmerksamkeit von Seiten seines Gastes zu ersetzen. Nachdem er einige kräftige Züge an seiner Zigarre getan, welche, während er sprach, mehrmals in drohender Gefahr geschwebt, auszugehen, fuhr er in seiner Erzählung mit den Worten fort:

»Also das Haus, die Grundstücke, das Bergwerk und die Fischereien von Porthgenna wurden alle einige Monate nach Mistreß Trevertons Tode öffentlich zum Verkauf ausgedungen, aber es gingen keine Gebote auf das Besitztum ein, welche möglicherweise hätten angenommen werden können. Der verfallene Zustand des Hauses, der schlechte Kulturzustand des Feldes, gerichtliche Differenzen wegen des Bergwerks und jedesmal wiederkehrende Schwierigkeiten bei Erhebung der Grundzinsen – alles dies trug dazu bei, Porthgenna zu etwas zu machen, was, wie man bei Auktionen zu sagen pflegt, schwer an den Mann zu bringen ist. Obschon es Kapitän Treverton sonach nicht gelang, das Besitztum zu verkaufen, so konnte er doch nicht vermocht werden, seinen Entschluß zu ändern und wieder dort zu wohnen. Der Tod seines Weibes brach ihm fast das Herz, denn er hatte sie in jeder Beziehung ebenso sehr geliebt wie sie ihn und schon der Anblick des Ortes, an welchen sich die Erinnerung des größten Kammers

seines Lebens knüpfte, ward ihm verhaßt. Er zog daher mit seiner kleinen Tochter und einer Verwandten von Mistreß Treverton, die ihre Gouvernante war, in unsere Nachbarschaft und mietete ein hübsches kleines Landhaus jenseits der Kirchenfelder, nicht weit von dem großen Hause mit der hohen Gartenmauer, welche du dicht an der Straße nach London bemerkt haben mußt. Dieses Haus ward damals von Leonard Franklands Eltern bewohnt. Die neuen Nachbarn wurden sehr bald vertraute Freunde und so geschah es, daß die jungen Leute, welche ich diesen Morgen miteinander vermählt, als Kinder miteinander erzogen wurden und sich ineinander verliebten, fast ehe sie noch die Kinderschuhe ausgezogen.«

»Chennery, lieber Freund, nicht wahr, ich sehe so aus, als ob ich ganz schief säße, wie?« rief Mr. Phippen, indem er dem Vikar plötzlich mit erschrockenem Blick ins Wort fiel. »Es tut mir leid, dich zu unterbrechen, aber in der Tat, euer Gras ist außerordentlich weich. Eins der Beine meines Feldstuhls wird jeden Augenblick kürzer. Ich bohre ein Loch! Ich purzle! Gütiger Himmel! Ich fühle, wie ich mich auf die Seite neige. Ich falle, Chennery, so wahr ich lebe, ich falle!«

»Unsinn!« rief der Vikar, indem er erst Mr. Phippen und dann Mr. Phippens Feldstuhl, der sich ganz schief in das Gras hineingebohrt, in die Höhe riß. »Komm hierher auf den Kiesweg; da kannst du keine Löcher bohren. Was gibst's denn schon wieder?«

»Herzklopfen,« sagte Mr. Phippen, indem er seinen Schirm fallen ließ und die Hand aufs Herz legte, »und Galle. Ich sehe wieder diese schwarzen Punkte – diese höllischen schwarzen Punkte, welche vor meinen Augen herumtanzen. Chennery, wie wäre es, wenn du einen landwirtschaftlichen Freund über die Qualität deines Grases zu Rate zögst. Ich gebe dir mein Wort, dein Rasenplatz ist weicher als er sein sollte. – Rasenplatz!« wiederholte Mr. Phippen verächtlich bei sich selbst, indem er sich herumdrehte, um seinen Schirm aufzuheben. »Es ist kein Rasenplatz – es ist ein Sumpf.«

»Na, setz dich nun wieder nieder,« sagte der Vikar, »und tue dem Herzklopfen und den schwarzen Punkten nicht die Liebe an, ihnen

auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen. Wünschst du etwas zu trinken? Arznei oder Bier, oder sonst etwas?«

»Nein, nein! ich mache nicht gerne Mühe,« antwortete Mr. Phippen. »Lieber leide ich – lieber entbehre ich. Ich glaube, wenn du in deiner Geschichte weiter fortführest, so würde mich das beruhigen. Ich weiß nicht mehr recht, wie du darauf zu sprechen kamst, aber ich glaube, du sagtest etwas sehr interessantes in Bezug auf Kinderschuhe.«

»Unsinn!« rief Doktor Chennery. »Ich sprach bloß von der Liebe zwischen den beiden Kindern, welche jetzt zu Mann und Frau herangewachsen sind, und ich wollte dir eben erzählen, daß Kapitän Treverton kurz nachdem er sich in unsere Nachbarschaft niedergelassen, sich wieder der tätigen Ausübung seines Berufs zuwendete. Nichts anderes schien im Stande zu sein, die Kluft auszufüllen, welche der Verlust seiner Gattin in sein Leben gerissen. Da er bei der Admiralität sehr gut steht, so kann er stets ein Schiff bekommen, wenn er um eins nachsucht, und bis zur gegenwärtigen Zeit ist er mit einigen Zwischenzeiten, die er am Lande verlebt, fast immer zur See gewesen, obschon er, wie seine Tochter und seine Freunde meinen, nun ein wenig zu alt dazu wird. Zieh nur kein solches Gesicht, Phippen – ich schweife nicht so weit von der Sache ab, wie du glaubst. Es sind dies einige der notwendigen Einzelheiten, welche vorausgeschickt werden müssen. Und nun, nachdem ich mich derselben in aller Gemächlichkeit entledigt habe, komme ich endlich auf den Hauptteil meiner Geschichte – den Verkauf von Porthgenna Tower. – Was gibst's denn? Willst du wieder aufstehen?«

Ja, Mr. Phippen wünschte wirklich wieder aufzustehen, denn er war der Meinung, das beste Mittel, das Herzklopfen zu beschwichtigen und die schwarzen Punkte zu zerstreuen, wäre ein wenig Bewegung. Er wollte durchaus keine Mühe verursachen, fragte aber, ob sein würdiger Freund Chennery, ehe er in seiner so höchst interessanten Geschichte weiter fortführe, ihm den Arm geben, den Feldstuhl tragen und langsam mit ihm nach der Richtung des Schulzimmerfensters gehen wollte, um Miß Sturch mit

Bequemlichkeit rufen zu können, im Fall es nötig würde, das letzte Mittel zu versuchen und einen niederschlagenden Trank zu nehmen.

Der Vikar, dessen unerschöpfliche Gutmütigkeit jeder Probe, auf welche Mr. Phippens Verdauungsbeschwerden sie stellen konnten, gewachsen war, fügte sich in alle diese Zumutungen und fuhr mit seiner Geschichte fort, indem er, ohne es zu wissen, den Ton und die Haltung eines gutmütigen Vaters annahm, der sein Möglichstes tut, um ein launenhaftes, eigensinniges Kind zufrieden zu stellen.

»Ich sage dir,« hob er wieder an, »daß der ältere Mr. Frankland und Kapitän Treverton hier nahe Nachbarn waren. Sie waren noch nicht lange miteinander bekannt, als der erstere von dem letzteren erfuhr, daß Porthgenna Tower zu verkaufen stünde. Als der alte Frankland dies zum ersten Mal hörte, tat er einige Fragen in Bezug auf die Besetzung, sagte aber kein Wort davon, daß er sie kaufen wollte. Bald darauf bekam der Kapitän ein Schiff und ging in See. Während seiner Abwesenheit reiste der alte Frankland im Stillen nach Cornwall, um die Besetzung in Augenschein zu nehmen und von den mit der Aufsicht über das Schloß und die Ländereien beauftragten Personen so viel als möglich über die Vorzüge und Mängel des Ganzen zu erfahren. Als er wieder kam, sagte er nichts, als bis Kapitän Treverton von seiner Seereise zurückkehrte, und dann ging der alte Herr eines Morgens in seiner ruhigen, entschiedenen Weise mit der Sprache heraus.

»Treverton', sagte er, 'wenn Sie Porthgenna Tower zu dem Preise verkaufen wollen, zu welchem Sie es selbst wieder erstanden, als Sie es auf dem Wege der Versteigerung zu veräußern suchten, so schreiben Sie an Ihren Anwalt und sagen Sie ihm, er solle die Besitzurkunden zu dem meinigen tragen und sich von diesem die Kaufsumme auszahlen lassen.' Kapitän Treverton ward natürlich durch dies unvermutete Anerbieten ein wenig überrascht, andere Leute aber, die, wie ich, die Geschichte des alten Frankland kannten, wunderten sich nicht so sehr darüber. Er hatte sein Vermögen durch Handelsgeschäfte erworben, war aber töricht genug, sich dieser einfachen und ihm zur Ehre gereichenden Tatsache zu schämen. Seine Ahnen waren nämlich vor der Zeit des

Bürgerkriegs Rittergutsbesitzer von ziemlicher Bedeutung gewesen und der große Ehrgeiz des alten Herrn bestand darin, den Kaufmann in dem Landedelmann untergehen und seinen Sohn ihm in der Eigenschaft des Squire eines großen Landgutes, welches ihm bedeutendes Ansehen in der Grafschaft gewährte, folgen zu lassen. Er war bereit, die Hälfte seines Vermögens der Ausführung dieses großen Plans zu widmen; die Hälfte seines Vermögens aber reichte nicht hin, um ein Gut, wie er es haben wollte, in einem wichtigen landwirtschaftlichen Distrikte wie der unserige ist zu kaufen. Die Grundzinsen sind hier hoch und dem Land wird bei uns der größtmögliche Ertrag abgewonnen. Eine Besitzung von dem Umfange wie Schloß Porthgenna würde, wenn sie hier läge, das Doppelte der Summe wert sein, welche Kapitän Treverton dafür verlangen konnte. Der alte Frankland wußte dies recht wohl und legte alle mögliche Wichtigkeit darauf. Übrigens lag in der mittelalterlichen Erscheinung von Porthgenna Tower und in dem Recht über das Bergwerk und die Fischereien, welches in den Ankauf der Besitzung eingeschlossen war, etwas, was seinen Begriffen von Wiederherstellung des alten Glanzes seiner Familie schmeichelte. Hier konnte er und sein Sohn nach ihm, wie er glaubte, den Gutsherrn nach großem Maßstabe spielen und nach seinem souveränen Willen und Belieben den Fleiß von Hunderten armer Leute dirigieren, die zerstreut in die Küste entlang wohnten oder in den kleinen Binnendörfern beisammen hockten. Dies war eine sehr verführerische Aussicht und die Sache konnte für vierzigtausend Pfund realisiert werden, was gerade zehntausend Pfund weniger war, wie er sich vorgenommen daran zu wenden als er zuerst beschlossen hatte, sich aus einem schlichten Kaufmann in einen hochtrabenden Landedelmann zu verwandeln. Leute, welche diese Tatsachen kannten, wunderten sich, wie ich gesagt habe, nicht sehr über Mr. Franklands Bereitwilligkeit, Porthgenna Tower zu kaufen, und Kapitän Treverton säumte, wie kaum erwähnt zu werden braucht, nicht, den Kauf seinerseits festzumachen. Die Besitzung wechselte den Herrn und der alte Frankland begab sich mit einem Gefolge von klugen Leuten aus London an Ort und Stelle, um das Bergwerk und die Fischereien nach neuen wissenschaftlichen

Prinzipien zu betreiben und das alte Haus von oben bis unten mit funkelneuen, mittelalterlichen Dekorationen unter der Leitung eines Herrn zu verschönern, welcher, wie man sagte, ein Architekt war, aber nach meiner Meinung einem verkleideten katholischen Pfaffen täuschend ähnlich sah. Wundervolle Pläne und Entwürfe, nicht wahr? Und wie glaubst du wohl, wie sie ausschlugen?»

»O, erzähle mir das, lieber Freund!« war die Antwort, die Mr. Phippens Lippen entfiel. »Ich möchte wissen, ob Miß Sturch eine falsche Kampfertinktur in ihrer Hausapotheke hätte,« war der Gedanke, welcher Mr. Phippens Gemüt beschäftigte.

»Ich soll es dir erzählen!« rief der Vikar. »Nun, natürlich erwiesen sich alle Pläne des alten Mr. Frankland als vollkommen verfehlt. Seine Gutsuntertanen betrachteten ihn als einen Emporkömmling. Das Alter seiner Familie machte keinen Eindruck auf sie. Es konnte eine alte Familie sein, aber es war doch keine cornische Familie und deshalb besaß sie in ihren Augen keine Bedeutung. Für Trevertons wären sie bis ans Ende der Welt gegangen, für die Franklands wollte keiner auch nur einen Schritt von seinem Wege abweichen. Was das Bergwerk betraf, so schien es von demselben meuterischen Geist beseelt zu sein, welcher sich der Pächter bemächtigt hatte. Die klugen Leute von London, die nach allen Richtungen hin nach den gelehrtesten wissenschaftlichen Prinzipien zu Werke gingen, brachten auf je fünf Pfund, die sie hineinwendeten, ungefähr für sechs Pence Erz heraus. Mit den Fischereien war es nicht viel besser. Ein neues System, Heringe zu trocknen, welches in der Theorie ein Wunder von Ersparnis war, erwies sich in der Praxis als ein förmliches Phänomen von Verschwendung. Der einzige glückliche Umstand unter diesen zahlreichen unglücklichen war der, daß der alte Frankland sich noch rechtzeitig mit dem mittelalterlichen Architekten veruneinigte, der wie ein verkleideter katholischer Pfaffe aussah. Dieses glückliche Ereignis ersparte dem neuen Besitzer von Porthgenna all das Geld, welches er außerdem auf das Restaurieren und Neudekorieren der ganzen Reihe von Zimmern auf der nördlichen Seite des Hauses verwendet haben würde, die seit länger als fünfzig Jahren sich selbst und dem Verfall anheimgegeben

gewesen und die noch bis auf den heutigen Tag sich in diesem alten vernachlässigten Zustand befinden. Um de Sache kurz zu machen, nachdem der alte Frankland in Porthgenna mehr Tausende von Pfunden nutzlos ausgegeben, als ich Lust habe zusammenzurechnen, gab er seine Pläne endlich auf, überließ den Ort ärgerlich der Obhut seines Kastellans, welchem er ausdrücklich befahl, nie wieder einen Heller hineinzuwenden, und kehrte in unsere Gegend zurück. Da er sehr ärgerlich war und, als er hierher zurückkam, Kapitän Treverton zufällig am Lande antraf, so war das Erste, was er tat, das, daß er in Gegenwart des Kapitäns ein wenig zu heftig auf Porthgenna und alle Leute dort schimpfte. Dies führte zu einer kühlen Stimmung zwischen den beiden Nachbarn, die vielleicht zum Abbruch alles Verkehrs geführt haben würde, wenn nicht die Kinder auf beiden Seiten gewesen wären, die einander noch ebenso oft sprachen als vorher und zuletzt durch hartnäckige Ausdauer der Entfremdung zwischen ihren Vätern ein Ende machten indem sie dieselbe einfach in ein lächerliches Licht stellten. Dies ist meiner Meinung nach der merkwürdigste Teil der Geschichte. Wichtige Familieninteressen hingen davon ab, daß diese beiden jungen Leute sich ineinander verliebten und wunderbarerweise war dies – wie du durch mein Geständnis am Frühstückstische bereits erfahren – auch gerade das, was sie taten. Wir haben hier einen Fall von höchst romantischer Liebesheirat, die auch zugleich von allen andern gerade die Heirat ist, welche die Eltern auf beiden Seiten das größte materielle Interesse hatten zu fördern. Shakespeare kann sagen, was er will – die Bahn treuer Liebe ist zuweilen doch glatt. Niemals ward die Trauformel in besserer Anwendung gesprochen als da ich sie diesen Morgen las. Da Leonard der Erbe von Porthgenna ist, so kehrt die Tochter des Kapitäns nun als Herrin in die Besetzung zurück, welche ihr Vater verkauft hatte. Da Rosamunde das einzige Kind ihres Vaters ist, so ist die Kaufsumme für Porthgenna, welche der alte Frankland früher als weggeworfenes Geld betrachtete, nun, wenn der Kapitän stirbt, die Aussteuer der Gattin des jungen Frankland. Ich weiß nicht, was du von dem Anfang und der Mitte meiner Geschichte denkst, Phippen, das Ende aber muß dich jedenfalls zufriedenstellen. Hörtest du wohl jemals von

einer Braut und einem Bräutigam, welche ihre Ehe mit schöneren Aussichten fürs Leben begannen, als unsere Braut und unser Bräutigam von heute?«

Ehe Mr. Phippen hierauf etwas antworten konnte, steckte Miß Sturch den Kopf aus dem Schlafzimmerfenster heraus, und als sie die beiden Herren sich nähern sah, ließ sie ihnen ihr unabänderliches Lächeln entgegenstrahlen; dann sagte sie, den Vikar anredend, in ihrem sanftesten Tone:

»Es tut mir außerordentlich leid, Sie zu belästigen, Herr Doktor, aber Robert kommt diesen Morgen mit seinem Einmaleins auch gar nicht von der Stelle.«

»Wie weit ist er denn jetzt?« fragte Doktor Chennery.

»Bis sieben mal acht, Sir,« entgegnete Miß Sturch.

»Bob!« schrie der Vikar durch das Fenster. »Sieben mal acht?«

»Ist dreiundvierzig,« antwortete die weinerliche Stimme des unsichtbaren Bob.

»Noch einmal sollst du antworten dürfen, ehe ich meinen Stock hole,« sagte Doktor Chennery. »Also, aufgepaßt – sieben mal –«

»Mein lieber, guter Freund,« mischte Phippen sich ein, »wenn du diesen unglücklichen Knaben schlägst, so wird er schreien. Meine Nerven sind heute Morgen schon einmal durch den Feldstuhl angegriffen worden – wenn ich nun auch noch Schreien höre, so ist es vollends aus mit mir. Laß mir Zeit, mich erst zu entfernen, und gestatte mir auch der lieben Miß Sturch das traurige Schauspiel einer Züchtigung, welches für ein so empfindsames Herz wie das ihrige furchtbar sein muß, dadurch zu ersparen, daß ich sie um ein wenig Kampfertinktur bitte und ihr dadurch einen Vorwand verschaffe, sich gleich mir auf die Seite zu begeben. Ich glaube, ich hätte unter andern Umständen mich auch ohne Kampfertinktur behelfen können, jetzt aber bitte ich ohne Zögern darum, sowohl um Miß Sturchs willen, als auch meiner eigenen armen Nerven willen. Haben Sie Kampfertinktur, Miß Sturch? Sagen Sie ja; ich bitte Sie flehentlich darum, und geben Sie mir dadurch Gelegenheit, Sie aus dem Bereich des Geschreies hinauszueskortieren.«

Während Miß Sturch – deren wohlgeschultes Herz für die

reichlichste väterliche Tracht Prügel und das lauteste kindliche Anerkenntnis derselben durch Gekreisch unverwundbar war – lächelnd und gefaßt wie immer die Treppe hinaufeilte, um die Kampfertinktur zu holen, schlich sich Master Bob, als er sich mit seinen Schwestern in dem Schulzimmer allein sah, an die jüngste derselben, brachte aus seiner Hosentasche drei ein wenig unsauber gewordene Bonbons und bat, indem er Miß Amely bei der schwachen oder naschhaften Seite ihres Charakters angriff, ihr listigerweise diese Bonbons, wenn sie ihm dagegen eine vertrauliche Belehrung in Bezug auf sieben mal acht angedeihen lassen wollte.

»Willst du diese Bonbons?« flüsterte Bob.

»Ei ja!« antwortete Amely.

»Sieben mal acht?« fragte Bob.

»Ist sechsfünfzig,« antwortete Amely.

»Ist das auch wahr?« fragte Bob vorsichtig.

»Ja wohl,« beteuerte Amely.

Die Bonbons wechselten den Besitzer und die Katastrophe des häuslichen Dramas wechselte damit zugleich.

Gerade als Miß Sturch mit der Kampfertinktur in der Eigenschaft einer medizinischen Hebe für Mr. Phippen erschien, zeigte sich ihr ungelehriger Schüler seinem Vater am Schulzimmerfenster in der Eigenschaft eines gebesserten Sohnes, nämlich arithmetisch gesprochen. Der Stock blieb für diesen Tag in Ruhe und Mr. Phippen trank sein Glas Kampfertinktur mit einem Gemüt, welches in Bezug auf Miß Sturchs empfindsames Herz und Master Bobs Geschrei nun vollkommen wieder beruhigt war.

»Sehr angenehm in jeder Beziehung,« sagte der Märtyrer der Unverdaulichkeit, indem er die letzten Tropfen ausschlürfend, wohlgefällig mit den Lippen schmatzte.

»Meine Nerven bleiben verschont, Miß Sturchs empfindsames Herz bleibt verschont und der Rücken des armen Knaben bleibt ebenfalls verschont. Du kannst dir nicht denken, wie leicht es mir ums Herz ist, Chennery. Wo waren wir denn in der allerliebsten Geschichte stehen geblieben, als diese kleine häusliche

Unterbrechung eintrat?«

»Wir waren damit zu Ende,« sagte der Vikar. »Die Braut und der Bräutigam sind nun schon mehrere Meilen unterwegs, um die Flitterwochen in dem Seebad St. Swithin zuzubringen. Kapitän Treverton wird ebenfalls nur noch einen Tag dableiben. Vergangenen Montag erhielt er Ordre unter Segel zu gehen und morgen reist er nach Portsmouth, um das Kommando seines Schiffes zu übernehmen. Obschon er es nicht mit dürren Worten zugestehen will, so weiß ich doch zufällig, daß Rosamunde ihn überredet hat, diese Reise seine letzte sein zu lassen. Sie beabsichtigt ihn wieder nach Porthgenna zu locken, damit er dort bei ihr und ihrem Gatten lebe – ein Plan, von dem ich hoffe und glaube, daß er in Erfüllung gehen werde. Die westlichen Zimmer des alten Hauses, in deren einem Mistreß Treverton starb, sollen von dem jungen Ehepaar gar nicht in Gebrauch genommen werden. Man hat einen Baumeister – diesmal einen verständigen praktischen Mann – beauftragt, die vernachlässigten Nordzimmer zu besichtigen, um sie zu dekorieren. Dieser Teil des Hauses steht mit den traurigen Erinnerungen in Kapitän Trevertons Gemüt in keinem Zusammenhang, denn weder er noch sonst jemand hat ihn während der Zeit seines Verweilens in Porthgenna jemals betreten. In Erwägung der Veränderung, welche diese Reparatur der nördlichen Zimmer im Ansehen des Hauses hervorbringen wird und wenn man dabei noch die mildernde Einwirkung der Zeit auf alle schmerzlichen Erinnerungen in Anschlag bringt, möchte ich sagen, es ließe sich mit Grund erwarten, daß Kapitän Treverton den Rest seiner Tage unter seinen alten Gutsuntertanen verleben werde. Es wäre ein großes Glück für Leonard Frankland, wenn er dies täte, denn ganz gewiß würde er den Leuten von Porthgenna eine freundliche Gesinnung gegen ihren neuen Herrn beibringen. Wenn Leonard unter Kapitän Trevertons Fittichen bei seinen cornischen Untertanen eingeführt wird, so kann er sicher sein, gut mit ihnen auszukommen, vorausgesetzt, daß er sich enthält, den Familienstolz, den er von seinem Vater geerbt, allzuviel zu zeigen. Er ist ein wenig geneigt, die Vorzüge der Geburt und die Wichtigkeit des Ranges zu

überschätzen. Dies ist aber wirklich der einzige bemerkbare Mangel in seinem Charakter. In allen anderen Beziehungen kann ich redlich von ihm sagen, daß er verdient, was er bekommen hat – die beste Frau von der Welt. Welch ein wonniges Leben, Phippen, scheint diese glücklichen jungen Leute zu erwarten! Es ist kühn, von menschlichen Geschöpfen so etwas zu sagen, aber ich mag sehen soweit ich will, so kann ich an dem Himmel ihrer Zukunft keine Wolke entdecken.«

»Du vortrefflicher, guter Mann!« rief Mr. Phippen, indem er den Vikar liebevoll die Hand drückte. »Welch ein Genuß für mich, dich zu hören! Wie schwelge ich in deiner sonnigen Lebensanschauung !«

»Und ist es nicht die richtige – besonders was den jungen Frankland und seine Gattin betrifft?« fragte der Vikar.

»Wenn du mich fragst,« sagte Mr. Phippen mit wehmütigem Lächeln und einer philosophischen Ruhe in seinem Wesen, »so kann ich bloß antworten, daß die Richtung der spekulativen Ansichten des Menschen – um nicht allzugenau auf die Sache einzugehen – von dem Zustande seiner Absonderungen abhängt. Deine Gallenabsonderungen, lieber Freund, sind in Ordnung, und deshalb betrachtest du alles von der hellen Seite; meine Gallenabsonderungen dagegen sind völlig unregelmäßig und deshalb betrachte ich die Dinge von der dunkeln Seite. Du betrachtest die künftigen Aussichten dieses neuvermählten Paares und sagst, du könntest keine Wolke darin entdecken. Ich will diese Behauptung auch durchaus nicht bestreiten, denn ich habe nicht das Vergnügen, die Braut und den Bräutigam zu kennen. Ich blicke aber zu dem Himmel über unsern eigenen Häuptern auf – ich erinnere mich, daß als wir den Garten zuerst betraten, keine Wolke daran sichtbar war – und jetzt sehe ich, gerade über jenen zwei Bäumen, die so dicht beisammen stehen, eine Wolke, die ganz unerwartet zum Vorschein gekommen ist, niemand weiß woher – und ich ziehe meine eigenen Schlüsse.«

Dies sagte Mr. Phippen, indem er, um sich wieder in das Haus hineinzubegeben, die Gartentreppe hinaufging.

»Dies ist meine Philosophie,« fuhr er fort. »Sie hat vielleicht einen

Anflug von Galle, aber nichtsdestoweniger ist es Philosophie.«

»Alle Philosophie der Welt,« sagte der Vikar, indem er seinem Gast die Stufen hinauffolgte, »ist nicht im Stande, meine Überzeugungen zu erschüttern, daß Leonard Frankland und seine junge Gattin eine glückliche Zukunft vor sich haben.«

Mr. Phippen lachte, und indem er auf den Stufen wartete, bis sein Wirt ihn eingeholt hatte, nahm er auf die freundlichste Weise diesen beim Arm.

»Du hast eine allerliebste Geschichte erzählt, Chennery,« sagte er, »und dieselbe mit einer allerliebsten Ansicht beendet. Aber, lieber Freund, obschon dein gesundes Gemüt unter dem Einfluß einer beneidenswert leichten Verdauung meine gallsüchtige Philosophie verachtet, so vergiß doch nicht ganz die Wolke über den beiden Bäumen. Schau jetzt einmal hin – sie wird schon dunkler und größer!«

---

## Fünftes Kapitel

### *Die Neuvermählten*

Unter dem Dach einer verwitweten Mutter lebte Miß Mowlem bescheiden in dem kleinen Seebadeorte St. Swithins-on-Sea. Im Frühling des Jahres 1844 ward das Herz der verwitweten Mutter noch in ihrem Alter durch ein kleines Erbteil erfreut. Die verschiedenen Zwecke, zu welchem das Geld verwendet werden konnte, reiflich überlegend, beschloß die umsichtige alte Dame endlich, es in Möbels anzulegen, damit das erste und zweite Stockwerk ihres Hauses möglichst geschmackvoll auszustatten und dann einen Zettel an das Wohnzimmerfenster zu hängen, um dem Publikum kundzutun, daß sie möblierte Zimmer zu vermieten habe.

Bis zum Sommer waren die Zimmer in Stand und der Zettel ward angehängt. Kaum war eine Woche vergangen, so erschien ein würdevoller schwarzgekleideter Mann, um die Zimmer in Augenschein zu nehmen, erklärte sich durch das Aussehen derselben zufriedengestellt und mietete sie auf einen Monat gewiß für eine neuvermählte junge Herrschaft, welche wahrscheinlich in einigen Tagen Besitz davon nehmen würde.

Der würdevolle schwarzgekleidete Mann war Kapitän Trevertons Diener und die junge Herrschaft, welche auch in der angegebenen Zeit sich einfand, um Besitz zu nehmen, war Mr. und Mistreß Frankland.

Das mütterliche Interesse, welches Mißtreß Mowlem an ihren jugendlichen ersten Mietsleuten nahm, war notwendig von sehr lebhafter Beschaffenheit, aber es war Apathie zu nennen im Vergleich mit dem sentimental Interesse, welches ihre Tochter daran fand, das Benehmen und Wesen der jungen Dame und des jungen Herrn in ihrer Eigenschaft als Neuvermählte zu beobachten.

Von dem Augenblick an, wo Mr. und Mistreß Frankland das Haus

betraten, begann Miß Mowlem sie mit dem ganzen Eifer eines fleißigen Schülers zu studieren, der einen neuen Zweig des Wissens in Angriff nimmt. In jedem ihr während des Tages übrig bleibenden Augenblick beschäftigte diese betriebsame und wißbegierige junge Dame sich damit, daß sie sich die Treppe hinaufstahl, um Beobachtungen zu sammeln, und dann wieder herunterlief, um sie ihrer Mutter mitzuteilen.

Als das neuvermählte Paar eine Woche im Hause war, hatte Miß Mowlem schon so guten Gebrauch von ihren Augen, Ohren und Gelegenheiten gemacht, daß sie mit der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit des berühmtesten Memoirenschreibers ein Buch über diese sieben Tage zu schreiben im Stande gewesen wäre.

Wir mögen jedoch lernen, soviel wir wollen, so sehen wir doch, daß je länger wir leben, es desto mehr zu lernen gibt. Sieben Tage geduldiger Ansammlung von Tatsachen in Bezug auf die Flitterwochen hatten Miß Mowlem noch bei weitem nicht über das Bereich weiterer Entdeckungen hinausversetzt.

Am Morgen des achten Tages, nachdem sie das Frühstücksgeschirr heruntergeholt, stahl sich die neugierige Beobachterin ihrer Gewohnheit gemäß wieder hinauf, um mittelst des Schlüsselloch-Kanals der Salontür an der Quelle der Erkenntnis zu trinken. Nach einer Abwesenheit von fünf Minuten kam sie atemlos vor Aufregung wieder in die Küche hinunter, um in Bezug auf Mr. und Mistreß Frankland ihrer ehrwürdigen Mutter eine neue Entdeckung mitzuteilen.

»Was glaubst du wohl, was sie jetzt macht?« rief Miß Mowlem mit weit geöffneten Augen und hoch emporgehobenen Händen.

»Nichts Nützliches wahrscheinlich,« antwortete Mistreß Mowlem mit sarkastischer Schnelligkeit.

»Sie sitzt ihm wirklich und wahrhaftig auf dem Knie! Mutter, saßest du jemals auf meines Vaters Knie, als ihr nicht längst erst vermählet wart?«

»O bewahre, liebes Kind! Als ich mit deinem armen seligen Vater verheiratet ward, waren wir keins von uns noch flatterhafte junge Leute, sondern hatten schon mehr Verstand.«

»Sie hat ihren Kopf auf seine Schulter gelegt,« fuhr Miß Mowlem immer aufgeregter fort, »und ihre Arme um seinen Hals geschlungen – beide Arme, Mutter, so fest als nur möglich.«

»Das glaube ich nicht!« rief Mistreß Mowlem entrüstet. »Eine solche Dame, welche Reichtum, Bildung und alles Mögliche besitzt, sollte sich betragen wie eine Hausmagd mit ihrem Schatz! Sage mir nicht so etwas – ich glaube es nicht.«

Trotzdem aber beruhete die Sache vollkommen in Wahrheit. Es gab eine Menge Stühle in Mistreß Mowlems Salon; es lagen drei wunderschön gebundene Bücher auf dem runden, blankpolierten Tische darin – die Altertümer von St. Swithin, Smallridges Predigten und Klopstocks Messias in englischer Prosa – Mistreß Frankland hätte auf purpurrotem Saffian mit dem besten Roßhaar gepolstert sitzen und ihren Geist durch archäologische Studien, durch orthodoxe inländische Theologie oder durch fromme Poesie ausländischen Ursprungs belehren und unterhalten können – aber dennoch – so frivol ist die Natur der Frauen – huldigte sie so verkehrten Ansichten, daß sie lieber nichts machte und sich unbequem auf die Knie ihres Gatten pflanzte!

Sie saß eine Zeitlang in der durchaus nicht würdevollen Stellung, welche Miß Mowlem ihrer Mutter mit so graphischer Genauigkeit geschildert hatte, lehnte sich dann ein wenig zurück, richtete den Kopf empor und schaute aufmerksam in das ruhige nachdenkliche Gesicht des Blinden.

»Lenny, du bist heute Morgen sehr schweigsam,« sagte sie. »Woran denkst du? Wenn du mir alle deine Gedanken erzählen willst, so will ich dir auch alle die meinigen mitteilen.«

»Würde dir wirklich etwas daran liegen, alle meine Gedanken zu hören?« fragte Leonard.

»Ja, alle. Ich werde eifersüchtig sein auf jeden Gedanken, den du für dich behältst. Sage mir, woran du jetzt eben dachtest. An mich?«

»Nein, an dich gerade nicht.«

»Das gereicht dir eben nicht zur Ehre. Bist du in acht Tagen schon meiner überdrüssig? Ich meinesteihs habe seitdem wir hier sind noch an keinen Menschen weiter gedacht als an dich. Ah, du lachst! O

Lenny, ich liebe dich so sehr – wie kann ich an jemand anders denken als an dich? Nein, ich werde dich nicht küssen. Erst muß ich wissen, woran du jetzt dachtest.«

»An einen Traum, Rosamunde, den ich vorige Nacht hatte. Seit den ersten Tagen meiner Blindheit – nun, ich dachte, du wolltest mich nicht eher wieder küssen, als bis ich dir gesagt hätte, woran ich gedacht?«

»Ich kann nicht umhin dich zu küssen, Lenny, wenn du von dem Verlust deines Augenlichts sprichst. Sage mir, mein armer Junge, helfe ich dir diesen Verlust ersetzen? Bist du glücklicher als du sonst zu sein pflegtest und habe ich einigen Anteil am Schaffen dieses Glückes, sei er auch noch so gering?«

Sie wendete, indem sie dies sagte, das Gesicht hinweg, aber Leonard war ihr zu rasch. Seine forschenden Finger berührten ihre Wange.

»Rosamunde, du weinst!« sagte er.

»Ich sollte weinen?« antwortete sie mit plötzlich erheuchelter Heiterkeit. »Nein,« fuhr sie nach einer augenblicklichen Pause fort, »ich will dich niemals täuschen, Geliebter, auch nicht in der unbedeutendsten Kleinigkeit. Meine Augen dienen jetzt uns beiden, nicht wahr? Du verlässest dich in Bezug auf alles, was dein Gefühlssinn dir nicht sagen kann, auf mich und ich darf mich des Vertrauens nicht unwürdig machen, nicht wahr nicht? Ja, ich weinte wirklich, Lenny, aber nur ein ganz klein wenig. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war mir auf einmal, als hätte ich dich in meinem ganzen Leben noch nie so bemitleidet wie gerade in diesem Augenblick. Doch laß dies nur gut sein – ich bin nun fertig. Erzähle weiter – du wolltest mir etwas mitteilen.«

»Ich wollte sagen, Rosamunde, daß ich, seitdem ich das Augenlicht verloren, einen seltsamen Umstand an mir bemerkt habe. Ich träume sehr viel, aber ich träume niemals von mir als einem Blinden. Ich besuche in meinen Träumen oft Orte, die ich gesehen, und Leute, die ich kannte, als ich mein Gesicht noch hatte, und obschon ich während dieser Träume mich meiner ebenso selbst bewußt fühle, wie wenn ich vollkommen munter und wach bin, so

fühle ich mich doch niemals blind. Ich wandere in meinem Schläfe an allen Orten, die ich sonst besucht, umher, ohne daß ich den Weg durch Tasten zu suchen brauche. Ich spreche im Schläfe mit einer Menge alter Freunde und sehe den Ausdruck ihres Gesichts, welchen ich als Wachender niemals wiedersehen werde. Es ist nun über ein Jahr her, daß ich das Gesicht verloren und dennoch war es mir wie der erschütternde Schlag einer neuen Entdeckung, als ich vergangene Nacht aus meinem Träume erwachte und mich plötzlich besann, daß ich blind war.«

»Was für ein Traum war es, Lenny?«

»Nur ein Traum von dem Orte, wo ich dich das erste Mal sah, als wir beide noch Kinder waren. Ich sah die Waldwiese wie sie vor Jahren war, mit ihren knorrigen Wurzeln und den sich um sie herumrankenden Heidelbeerbüschen, in einem noch schattigen Lichte, welches von dem regnerischen Himmel durch dichtes Laub fiel. Ich sah den Schlamm auf dem Wege in der Mitte der Waldwiese mit den Spuren von den Hufen der Kühe an manchen Stellen und den scharf eingedrückten Ringen an andern, wo die Bäuerinnen kurz zuvor in ihren Holzschuhen vorübergetratscht waren. Ich sah das schmutzige Wasser zu beiden Seiten des Fußweges nach dem Regen ablaufen und ich sah dich, Rosamunde, als wildes ungezogenes Mädchen, über und über mit Schmutz bedeckt – gerade wie du damals wirklich warst – während du dein schönes blaues Überröckchen und deine hübschen kleinen feisten Hände beschmutzttest, indem du einen Damm machtest, um das laufende Wasser aufzuhalten und über die Entrüstung deiner Wärterin lachtest, als sie versuchte, dich hinwegzuziehen und nach Hause zu führen. Alles dies sah ich, gerade so wie es zu jener Zeit wirklich war, seltsamerweise aber sah ich mich selbst nicht als den Knaben, der ich damals war. Du warst ein kleines Mädchen und die Waldwiese befand sich in ihrem alten vernachlässigten Zustande, und dennoch, obschon ich ganz in der so fernen Vergangenheit war, befand ich mich doch, was mich selbst betraf, in der Gegenwart. Während des ganzen Traums war ich mir unbehaglich bewußt, ein erwachsener Mann, mit einem Worte genau das zu sein, was ich

jetzt bin, nur mit der Ausnahme, daß ich nicht blind war.«

»Was für ein Gedächtnis mußt du haben, Geliebter, daß du dir alle diese kleinen Umstände nach den Jahren, welche seit jenem nassen Tage auf der Waldwiese vergangen sind, in die Erinnerung zurückrufen kannst! Wie gut weißt du, was ich als Kind war! Erinnerst du dich auch noch ebenso lebhaft, wie ich vor einem Jahr aussah, als du mich – o Lenny, es bricht mir fast das Herz, wenn ich daran denke – als du mich zum letzten Mal sahst?«

»Ob ich mich dessen entsinne, Rosamunde? Mein letzter Blick auf dein Antlitz hat dein Bildnis meiner Erinnerung in Farben gemalt, die nie erbleichen können. Ich habe viele Bilder in meinem Geiste, dein Bild aber ist das hellste und schönste von allen.«

»Und es ist auch das beste Bild, welches man von mir haben könnte – in meiner Jugend gemalt, Geliebter, als mein Gesicht fortwährend bekannte, daß ich dich liebte, obschon mein Mund nichts sagte? Es liegt einiger Trost in diesem Gedanken. Wenn Jahre über uns beiden dahingegangen sind, Lenny, und wenn die Zeit beginnt, mir ihre Spuren aufzudrücken, dann wirst du nicht zu dir selbst sagen: ‚Meine Rosamunde beginnt zu welken; sie wird immer weniger dem ähnlicher, was sie war, als ich sie heiratete.‘ Für dich, Geliebter, werde ich niemals alt werden; das schöne jugendliche Bild in deiner Erinnerung wird immer noch mein Bild sein, auch wenn meine Wange gerunzelt und mein Haar grau ist.«

»Immer noch dein Bild – stets dasselbe, mag ich so alt werden als ich wolle.«

»Aber weißt du auch gewiß, daß es in allen Teilen klar ist? Gibt es darin nirgends zweifelhafte Linien, unvollendete Winkel? Ich habe mich, seitdem du mich sahst, noch nicht verändert – ich bin gerade noch so wie ich vor einem Jahre war. Gesetzt nun, ich fragte dich, wie ich jetzt aussehe, könntest du mir es sagen, ohne einen Irrtum zu begehen?«

»Stelle mich auf die Probe.«

»Soll ich? Dann sollst du einen vollständigen Katechismus durchmachen. Ich ermüde dich doch nicht, wenn ich so auf deinem Knie sitze? – Also, erstens: wie groß bin ich, wenn wir beide

nebeneinander stehen?«

»Du reichst mir gerade bis ans Ohr.«

»Richtig. Das wäre die erste Frage. Nun zur zweiten: Wie sieht mein Haar auf deinem Bild aus?«

»Es ist dunkelbraun. Es ist stark und voll und auf deiner Stirn für den Geschmack gewisser Leute ein wenig zu tief hereingewachsen.«

»Kümmern wir uns nicht um gewisse Leute. Steht es auch für deinen Geschmack zu tief?«

»Nein, durchaus nicht. Ich liebe es so; ich liebe die kleinen natürlichen Wellenlinien, die es gegen die Stirn bildet. Ich liebe es so zurückgestrichen, wie du es trägst, in einfachen Flechten, welche deine Wangen und dein Ohr sichtbar lassen, und vor allen Dingen liebe ich jenen großen glänzenden Knäuel, den es bildet, wenn es an deinem Hinterkopfe zusammengebunden ist.«

»O Lenny, wie gut erinnerst du dich meiner so weit! Gehe nun ein wenig tiefer herab.«

»Ein wenig tiefer heißt bis auf die Augenbrauen. Es sind auf meinem Bild sehr nett und sauber gezeichnete Augenbrauen.«

»Ja, - aber sie haben einen Fehler. Sage mir, was für ein Fehler ist dies.«

»Sie sind nicht so stark markiert als sie es sein könnten.«

»Abermals richtig – und meine Augen?«

»Sind braune Augen, große Augen, wachsamen Augen, die sich fortwährend umschauen, Augen, die bald sehr sanft, bald wieder sehr lebendig sein können. Zärtliche und helle Augen, gerade wie in dem gegenwärtigen Augenblick, aber fähig, auf einen sehr leichten Anreiz hin, sich ein wenig zu weit zu öffnen und etwas allzufunkelnd entschlossen auszusehen.«

»Dann hüte dich, ihnen dieses Aussehen jetzt mitzuteilen! Was gibt es unter den Augen?«

»Eine Nase, die nicht ganz groß genug ist, um mit ihnen in richtigem Verhältnis zu stehen – eine Nase, die einen leichten Hang besitzt, das zu sein, was man eine –«

»O sprich dieses abscheuliche Wort nicht aus! Schone meine Empfindlichkeit wenigstens insoweit daß du es ins Französische übersetzest. Sage retroussé und gehe über meine Nase so schnell als möglich hinweg.«

»Nun, dann muß ich bei dem Munde stehen bleiben und gestehe, daß dieser der Vollkommenheit so nahe als möglich kommt. Die Lippen sind von lieblicher Form, von frischer Farbe und von unwiderstehlichem Ausdruck. Sie lächeln auf meinem Bilde und ich bin überzeugt, daß sie auch jetzt mich anlächeln.«

»Wie konnte sie auch anders, wenn sie so gelobt werden? Meine Eitelkeit flüstert mir übrigens zu, daß ich am besten tun werde, wenn ich meine Katechisation hier schließe. Wenn ich von meiner Gesichtsfarbe spreche, so werde ich bloß hören, daß sie von der dunkeln Gattung und daß niemals Rot genug darin ist, ausgenommen, wenn ich gehe oder reite, oder verlegen oder zornig bin. Wenn ich eine Frage über meinen Wuchs riskiere, so werde ich die furchtbare Antwort erhalten: Du bist auf gefährliche Weise zur Wohlbeleibtheit geneigt. Wenn ich sage: Wie kleide ich mich? So wird man mir sagen: Nicht bescheiden genug; du liebst die bunten Farben wie ein Kind. – Nein, ich will lieber keine Fragen mehr wagen. Doch, Eitelkeit beiseite, Lenny, ich bin so froh, so stolz, so glücklich, zu finden, daß du das Bild meines Ich so deutlich in der Erinnerung bewahren kannst. Ich werde nun alles Mögliche tun, um so auszusehen und mich so zu kleiden, daß ich mit deiner letzten Erinnerung an mich übereinstimme. Mein innigst Geliebter, ich will dir Ehre machen – ich will versuchen, ob ich nicht machen kann, daß man dich um dein Weib beneidet. Du verdienst hunderttausend Küsse dafür, daß du deinen Katechismus so gut gekonnt – und hier hast du sie.«

Während Mistreß Frankland ihrem Gatten den Lohn seines Verdienstes auszahlte, machte sich das Geräusch eines schwachen, höflich bedeutsamen Hustens in einem Winkel des Zimmers schüchtern hörbar.

Mit der Schnelligkeit, die alle ihre Handlungen kennzeichnete, sich augenblicklich herumdrehend, sah Mistreß Frankland zu ihrem

Schrecken und ihrer Entrüstung sich Miß Mowlem gegenüber, welche dicht an der Schwelle stand – mit einem Brief in der Hand und einem Erröten sentimentaler Aufregung auf ihrem geziert lächelnden Gesicht.

»Unglückliche! Wie können Sie sich unterstehen, hereinzukommen, ohne erst anzupochen!« rief Rosamunde, indem sie mit dem Fuße stampfend aufsprang und in einem Augenblick von der Höhe der Zärtlichkeit auf die Höhe des Zornes übersprang.

Miß Mowlem zitterte schuldbewußt vor den funkelnden zornigen Augen, die sie durch und durch schaueten, ward sehr bleich, hielt entschuldigend den Brief hin und sagte in ihrem schüchternsten Tone, es täte ihr sehr leid.

»Leid!« rief Rosamunde, indem sie durch die Entschuldigung noch mehr erbittert ward, als sie durch die Überrumpelung gewesen und dies durch ein zweites Stampfen mit dem Fuße zu erkennen gab. »Wer fragt danach, ob es Ihnen leid tut oder nicht – ich mag nichts davon wissen. In meinem Leben bin ich nicht so beleidigt worden – niemals, Sie gemeines, neugieriges, spionierendes Geschöpf!«

»Rosamunde! Rosamunde! Ich bitte, vergiß dich nicht!« mischte sich Mr. Franklands ruhige Stimme ein.

»Lenny, mein Geliebter, ich kann nicht anders! Dieses Geschöpf könnte einen Engel wütend machen. Sie hat uns belauert solange wir hier sind – ja, das haben Sie getan, Sie ungebildetes, rohes Frauenzimmer! Ich argwohnte es schon längst – nun bin ich überzeugt. Sollen wir unsere Türen verschließen, um uns vor Ihnen zu sichern? – Wir werden unsere Türen nicht verschließen. Bringen Sie unsere Rechnung. Wir kündigen hiermit. Mr. Frankland kündigt Ihnen – nicht wahr, du kündigst, Lenny? – Ich werde alle deine Sachen selbst einpacken; sie soll nichts davon anrühren. Gehen Sie hinunter und machen Sie unsere Rechnung und sagen Sie Ihrer Mutter, daß wir kündigen. Mr. Frankland sagt, er wolle sich nicht ohne weiteres in seinem Zimmer überfallen und neugierige Frauenzimmer an seinen Türen horchen lassen. Und ich sage das auch. Legen Sie diesen Brief auf den Tisch – wenn Sie ihn nicht vielleicht auch öffnen und lesen wollen. Legen Sie ihn hin, Sie

keckes Frauenzimmer, und bringen Sie die Rechnung und sagen Sie Ihrer Mutter, daß wir das Haus sofort verlassen werden.«

Bei dieser furchtbaren Drohung rang Miß Mowlem, welche von Natur nicht bloß neugierig, sondern auch sanft und schüchtern war, verzweiflungsvoll die Hände und brach in einen Tränenstrom aus.

»O gütiger, barmherziger Himmel!« rief Miß Mowlem, indem sie in ihrer Verzweiflung die Decke anredete, »was wird meine Mutter sagen! Was wird nun aus mir werden! O Madame, ich glaubte, ich hätte angepocht – ich habe auch wirklich angepocht. O Madame, ich bitte demütigst um Verzeihung – ich will sie nicht wieder stören. O, Madame, meine Mutter ist eine arme Witwe und dies ist das erste Mal, daß wir diese Zimmer vermietet haben und wir haben unser ganzes Geld in die Möbel gesteckt. O Madame, o Madame, wie wird es mir ergehen, wenn Sie unser Haus verlassen!«

Hier vermochte Miß Mowlem nicht weiter zu sprechen und krampfhaftes Schluchzen trat an die Stelle der Worte.

»Rosamunde!« sagte Mr. Frankland. Es lag diesmal ein Ausdruck von Kummer ebenso wie von Zurechtweisung in seiner Stimme.

Rosamundes leises Ohr bemerkte diese Veränderung in seinem Tone sofort. Als sie nach ihm herumschaute, wechselte sie die Farbe, ihr Köpfchen senkte sich ein wenig und ihr ganzer Ausdruck änderte sich augenblicklich. Sie stahl sich mit sanft wehmütig blickenden Augen an die Seite ihres Gatten und hielt ihre Lippen liebkosend dicht an sein Ohr.

»Lenny!« flüsterte sie, »habe ich dich gegen mich erzürnt ?«

»Ich kann dir niemals zürnen, Rosamunde,« antwortete er ruhig. »Ich wünsche bloß, Geliebte, daß du dich ein wenig eher beherrscht hättest.«

»Ach, das tut mir so leid – so leid, so leid!«

Die frischen, weichen Lippen näherten sich seinem Ohre noch mehr, während sie diese reuigen Worte flüsterten und die schlaue kleine Hand kroch zitternd um seinen Hals herum und begann mit seinem Haar zu spielen.

»Es tut mir so leid und wie schäme ich mich vor mir selbst. – Aber

so etwas hätte gewiß auch jeden andern Menschen ärgerlich gemacht – meinst du nicht auch, Geliebter? Und du wirst mir verzeihen – nicht wahr, Lenny, wenn ich dir verspreche, mich nie wieder so schlecht zu benehmen. – Wegen der albernen flennenden Närrin an der Tür mach dir keine Sorge,« fuhr Rosamunde fort, indem sie einen leichten Rückfall erfuhr, während sie sich nach Miß Mowlem umschaute, welche unbeweglich reuig an der Wand stand und das Gesicht mit einem eben nicht sehr weißen Taschentuche bedeckt hielt.

»Ich will die Sache mit ihr schlichten; ich will ihrem Weinen ein Ende machen! Ich will sie hinausführen, ich will alles Mögliche in der Welt tun, was freundlich gegen sie ist, dafern du mir nur verzeihst.«

»Ein paar höfliche Worte, weiter ist nichts nötig – nichts weiter als ein paar höfliche Worte,« sagte Mr. Frankland etwas kalt und gezwungen.

»Na, weinen Sie nur nicht mehr,« sagte Rosamunde, indem sie stracks auf Miß Mowlem zuging und ihr ohne weitere Umstände das Tuch von dem Gesichte zog. »Hören Sie doch auf! Es tut mir leid, daß ich gleich so in die Hitze kam – obschon Sie durchaus kein Recht hatten, hereinzukommen, ohne angepocht zu haben. Es ist nicht meine Absicht, Sie zu betrüben, oder Ihnen wieder ein unfreundliches Wort zu sagen, dafern Sie nur künftig allemal anpochen und jetzt aufhören zu weinen. So hören Sie doch nur auf, Sie langweiliges Geschöpf! Wir gehen nicht fort, wir fragen weder nach Ihrer Mutter, noch nach der Rechnung, noch nach sonst etwas. Hier haben Sie auch etwas, wenn Sie aufhören wollen zu weinen. Hier ist mein Halsband – ich sah, wie Sie es gestern umprobierten, als ich in dem Schlafzimmer auf dem Sofa lag und Sie glaubten, ich schlief. Lassen Sie es nur gut sein. Ich bin deswegen nicht böse. Nehmen Sie das Band – nehmen Sie es als ein Friedenszeichen, wenn Sie es nicht als ein Geschenk annehmen wollen. Sie sollen es nehmen! – Nein, so wollte ich nicht sagen – ich wollte sagen, seien Sie so gut, es zu nehmen. So habe ich es Ihnen angesteckt, und nun geben Sie mir die Hand und seien Sie wieder freundlich, und gehen Sie hinauf und sehen Sie, wie es sich im Spiegel ausnimmt.«

Mit diesen Worten öffnete Mistreß Frankland die Tür, gab unter dem Vorwand eines Klopfens auf die Schulter der verblüfften und verlegenen Miß Mowlem einen gutmütigen Schub, machte die Tür wieder zu und nahm einen Augenblick darauf wieder ihren Platz auf dem Knie ihres Gatten ein.

»Ich habe die Sache ausgeglichen, Geliebter,« sagte sie. »Ich habe die neugierige Närrin mit meinem hellgrünen Bande fortgeschickt – sie sieht in demselben so gelb aus wie eine Guinee und so häßlich wie –«

Rosamunde schwieg plötzlich und blickte Mr. Frankland unruhig ins Gesicht.

»Lenny!« sagte sie wehmütig, indem sie ihre Wange an die seine legte. »Bist du mir noch böse?«

»Meine Geliebte, ich bin dir nie böse gewesen. Ich kann das nie sein. Ich will mich in Zukunft stets zu mäßigen suchen, Lenny.«

»Ich bin überzeugt, daß du es tun wirst, Rosamunde. Doch lassen wir das. Ich dachte jetzt nicht an deine heftige Gemütsart.«

»Woran dachtest du denn?«

»An die Entschuldigung, welche du Miß Mowlem machtest.«

»Sagte ich nicht genug? Ich will sie zurückrufen, wenn du es wünschest – ich will noch eine reuige Rede halten – ich will alles tun, nur sie nicht küssen. Das kann ich wirklich nicht – ich kann jetzt niemand küssen als dich.«

»Meine geliebte Rosamunde, wie kindisch bist du doch in gewissen Dingen! Du sagtest zu Miß Mowlem mehr als genug – weit mehr. Und wenn du es nicht übel nimmst, so muß ich sagen, daß du dich bei deiner Großmut und Gutmütigkeit diesem Mädchen gegenüber ein wenig vergaßest. Ich meine nicht sowohl, daß du ihr das Band schenkest – obschon dies vielleicht mit etwas weniger Vertraulichkeit hätte geschehen können – wohl aber schließe ich aus dem, was du sagtest, daß du sogar so weit gingest, ihr die Hand zu drücken.«

»War das nicht recht? Ich glaubte, dies sei die freundlichste Art und Weise, die Sache zu schlichten.«

»Liebe Rosamunde, unter Personen gleichen Ranges ist dies eine ganz vortreffliche Weise, etwas beizulegen. Bedenke aber den Unterschied zwischen deiner Stellung in der Gesellschaft und Miß Mowlems.«

»Ich will es mir überlegen, wenn du es wünschest, Geliebter. Ich glaube aber, ich gerate nach meinem Vater, der sich – der gute alte Mann – niemals um Verschiedenheit des Ranges bekümmert. Ich kann nicht umhin, Leute gern zu haben, welche freundlich gegen mich sind, ohne daß ich daran denke, ob sie an Rang über oder unter mir stehen, und als ich mich wieder beruhigt hatte, fühlte ich, wie ich gestehen muß, mich darüber, daß ich diese unglückliche Miß Mowlem in Schrecken und Angst gejagt hatte, ebenso ärgerlich als wenn sie demselben Stande angehört hätte wie ich. Ich werde mich allerdings bemühen, so zu denken wie du, Lenny, aber ich fürchte sehr, daß ich, ohne recht zu wissen wie, das geworden bin, was die Zeitungen einen Radikalen nennen.«

»Meine liebe Rosamunde, sprich nicht auf diese Weise von dir selbst, auch im Scherz nicht. Du solltest von allen Menschen in der Welt der letzte sein, der diese Rangesunterschiede untereinander mengt, von welchen das ganze Wohl der Gesellschaft abhängt.«

»Ist das wirklich der Fall? Und dennoch, Geliebter, scheinen wir doch nicht mit so gewaltigen Unterschieden geschaffen zu sein. Wir haben alle dieselbe Anzahl von Händen und Füßen, wir sind alle hungrig und durstig – im Sommer wird es uns allen heiß und im Winter frieren wir alle. Wir lachen alle, wenn wir vergnügt sind, und weinen, wenn wir Kummer fühlen – mit einem Worte, wir haben alle dieselben Gefühle, mögen wir nun hoch oder tief in der Gesellschaft stehen. Ich hätte dich nicht inniger lieben können, Lenny, als ich jetzt tue, wenn ich eine Herzogin, und nach nicht weniger als ich jetzt tue, wenn ich eine Magd gewesen wäre.«

»Liebe Rosamunde, eine Magd bist du nicht und in Bezug auf das, was du von einer Herzogin sprichst, muß ich dich daran erinnern, daß du nicht so tief unter einer Herzogin stehst als du zu glauben scheinst. Manche Dame von hohem Titel kann nicht auf eine solche Reihe von Ahnen zurückschauen wie die Deinigen. Die Familie

deines Vaters, Rosamunde, ist eine der ältesten in England – selbst die Familie meines Vaters reicht kaum so weit zurück und wir waren begüterte Landedelleute, als mancher Name, der jetzt die Pairswürde besitzt, noch gar nicht genannt ward. Es ist wirklich lächerlich ungereimt, dich von dir selbst als einer Radikalen sprechen zu hören.«

»Ich will nicht wieder so von mir sprechen, Lenny – nur mach' kein so ernsthaftes Gesicht. Ich will ein Tory sein, Geliebter, wenn du mir einen Kuß geben und mich noch eine Weile auf deinem Knie sitzen lassen willst.«

Mr. Franklands Ernsthaftigkeit vermochte nicht gegen den Wechsel der politischen Grundsätze seiner Gattin und die Bedingungen Stand zu halten, welche sie daran knüpfte. Sein Gesicht heiterte sich auf und er lachte fast ebenso fröhlich wie Rosamunde selbst.

»Apropos,« sagte er, nachdem eine kleine Pause ihm Zeit gegeben, seine Gedanken zu sammeln, »hörte ich dich nicht zu Miß Mowlem sagen, sie solle einen Brief auf den Tisch legen? Ist der Brief an dich oder an mich?«

»Ach, das hab' ich ganz vergessen,« sagte Rosamunde, an den Tisch eilend. »Der Brief ist an dich, Lenny – und ach mein Himmel! Er trägt das Postzeichen Porthgenna.«

»Dann muß er von dem Baumeister sein, den ich wegen der Reparaturen dorthin geschickt habe. Leihe mir deine Augen, Rosamunde, und laß uns hören, was er sagt.«

Rosamunde öffnete den Brief, zog einen Schemel zu den Füßen ihres Gatten, setzte sich nieder, legte ihre Arme auf seine Knie und las wie folgt:

»An Leonard Frankland, Esq.

*»Sir! – In Gemäßheit der Instruktion, welche Sie die Güte hatten, mir zu erteilen, habe ich Porthgenna Tower in genauen Augenschein genommen, um zu ermitteln, welche Reparaturen das Haus im Allgemeinen und die nördliche Seite desselben besonders bedarf. Was die Außenseite betrifft, so braucht das*

*Gebäude weiter nichts als ein wenig Abputzen und Anstreichen. Die Mauern und das Fundament sind wie für eine ewige Dauer bestimmt, und noch niemals habe ich so feste, massive Mauerarbeit gesehen.*

*»Was das Innere des Hauses betrifft, so kann ich jedoch hierüber keinen so günstigen Bericht erstatten. Die Zimmer im westlichen Teile, welche während der Zeit von Kapitän Trevertons Anwesenheit bewohnt und später von den mit der Aufsicht über das Haus beauftragten Personen gut in Ordnung gehalten worden, befinden sich in ganz leidlichem Zustande. Zweihundert Pfund würden, glaube ich, hinreichen, um die Kosten für alle in mein Fach schlagenden Reparaturen, deren diese Zimmer bedürfen, zu decken. Diese Summe würde jedoch nicht die Wiederherstellung der westlichen Treppe einschließen, die an mehreren Stellen zusammengebrochen und deren Geländer vom ersten bis zum zweiten Absatze sehr unsicher ist. Fünfundzwanzig bis dreißig Pfund würden jedoch genügen, um auch hier alles wieder in gehörige Ordnung zu bringen.*

*»In den Zimmern der Nordseite ist der Zustand von Verfall in jeder Beziehung so arg, als er nur sein kann. So viel ich habe ermitteln können, ist zu Kapitän Trevertons Zeit niemals jemand diesen Zimmern zu nahe gekommen und auch später sind sie von keinem Menschen betreten worden. Die Leute, welche jetzt das Haus bewohnen, haben eine abergläubische Furcht, irgend eine der nördlichen Türen zu öffnen, weil gar zu lange Zeit verstrichen ist, seitdem kein lebendes Wesen sie passiert hat. Niemand erbot sich, mich bei meiner Musterung zu begleiten und niemand konnte mir sagen, welche Schlüssel zu den Zimmertüren in irgend einem Teile des nördlichen Flügels gehörten. Ich fand auch keinen Plan, der die Namen oder Nummern dieser Zimmer enthalten hätte, und ebenso wenig waren zu meiner Überraschung Nummern oder Aufschriften an den einzelnen Schlüsseln befestigt. Man gab sie mir alle an einem großen Ringe hängend, mit einem Elfenbeintäfelchen*

*daran, auf welchem bloß die Worte: ‚Schlüssel zu den nördlichen Zimmern‘ zu lesen waren.*

*»Ich nehme mir die Freiheit, diese Einzelheiten zu erwähnen, um zu erklären, weshalb ich, wie Sie vielleicht glauben, meinen Aufenthalt in Porthgenna Tower länger ausgedehnt habe als es nötig war. Ich brachte beinahe einen ganzen Tag damit zu, die Schlüssel von dem Ringe abzunehmen und sie aufs Geratewohl in die Schlösser der Türen einzupassen. Ebenso war ich einige Stunden des nächstfolgenden Tages damit beschäftigt, jede Tür auswendig mit einer Nummer zu versehen und eine eben solche an jedem Schlüssel zu befestigen, ehe ich ihn wieder in den Ring brachte, um der Möglichkeit fernerer Irrtümer und Weitläufigkeiten vorzubeugen.*

*»Da ich hoffe, Ihnen in einigen Tagen einen speziellen Anschlag über die in dem nördlichen Teile des Schlosses vom Erdgeschoß an bis unter das Dach notwendigen Reparaturen vorzulegen, so brauche ich hier bloß noch zu sagen, daß diese Reparaturen einige Zeit in Anspruch nehmen und von sehr ausgedehnter Art sein werden. Die Balken des ersten Stockwerks sind von der Trockensäule angegriffen. Die Feuchtigkeit in einigen Zimmern und die Ratten in andern haben das Wandgetäfel fast ganz zerstört. Vier der Kaminsimse haben sich von der Wand gelöst und die Zimmerdecken sind entweder mit Moderflecken bedeckt, oder geborsten, oder in ausgedehntem Maße abgebröckelt. Der Fußboden ist im Allgemeinen in besserem Zustande als ich erwartet hatte, die Fensterläden und Rahmen aber haben sich so krumm gezogen, daß sie nicht mehr zu gebrauchen sind.*

*»Ich halte es für meine Pflicht zu erklären, daß die Kosten für Instandsetzung aller dieser Dinge – das heißt um diese Zimmer sicher und bewohnbar zu machen und sie in geeignetem Zustand für den Tapezierer zu setzen – sehr beträchtlich sein werden. Ich möchte mir daher für den Fall, daß Sie von der Summe meines*

*Kostenanschlag überrascht oder unzufrieden damit sind, den Vorschlag erlauben, daß Sie mir einen Freund, in welchen Sie Vertrauen setzen, namhaft machen, damit derselbe mit meinem Anschlag in der Hand mich auf einem Gange durch die nördlichen Zimmer begleite. Ich mache mich anheischig, dann, dafern es gewünscht wird, die Notwendigkeit jeder einzelnen Reparatur und die Richtigkeit jedes besondern Ansatzes für dieselbe zur Zufriedenheit jedes unparteiischen Sachverständigen, den Sie deshalb zu beauftragen belieben, nachzuweisen.*

»In der Hoffnung, Ihnen diesen Kostenanschlag binnen einigen Tagen übersenden zu können, bin ich Ihr gehorsamster Diener

»Thomas Horlock.«

»Das ist ein sehr ehrlicher, gerade mit der Sprache herausgehender Brief,« sagte Mr. Frankland.

»Ich wollte, der Baumeister hätte den Kostenanschlag gleich mitgeschickt,« sagte Rosamunde. »Warum konnte der fatale Mann uns nicht sogleich in runder Summe sagen, was die Reparaturen wirklich kosten werden?«

»Ich vermute, liebe Rosamunde, er hat gefürchtet, uns zu erschrecken, wenn er uns den Betrag in runder Summe nennt.«

»Das abscheuliche Geld! Es kommt einem immer in den Weg und vereitelt alle Pläne. Wenn wir nicht genug haben, so wollen wir welches von jemand borgen. Gedenkst du einen Freund nach Porthgenna zu schicken, damit derselbe das Haus mit Mr. Horlock besichtige? Wenn dies der Fall wäre, so wüßte ich, wen du schicken könntest.«

»Wen denn?«

»Mich, wenn du willst – natürlich unter deiner Eskorte. Lache nur nicht, Lenny; ich würde Mr. Horlock scharf ins Gebet nehmen, gegen jeden seiner Ansätze Einspruch erheben und ihn unerbittlich in die Enge treiben. Ich sah einmal einen Taxator ein Haus durchgehen

und weiß ganz genau, was dabei zu tun ist. Man stampft mit dem FuÙe auf die Diele und pocht an die Wände und kratzt an der Mauer und guckt alle Kamine hinauf und zu allen Fenstern hinaus – zuweilen macht man Notizen in ein kleines Buch, zuweilen miÙt man mit einer Schmiege, zuweilen setzt man sich plötzlich nieder und versinkt in tiefes Nachdenken – und das Ende von allem ist, daÙ man sagt, das Haus werde sich sehr gut machen, wenn der Besitzer den Beutel ziehen und es in gehörigen Stand setzen lassen wolle.«

»Sehr gut, Rosamunde. Du besitzt noch ein Talent mehr als ich wußte und ich glaube, ich habe nun keine andere Wahl, als dir Gelegenheit zu geben, es zu entwickeln. Ich habe nichts dagegen, Rosamunde, daÙ du mit einem Manne vom Fache als Beistand die wichtige Aufgabe übernimmst, Mr. Horlocks Kostenanschlag soviel als möglich zu reduzieren; ich habe nichts dagegen, daÙ du sobald du Lust hast, einen kurzen Besuch in Porthgenna machst – besonders da ich jetzt weiß, daÙ die westlichen Zimmer noch bewohnbar sind.«

»O wie freundlich von dir! Welches Vergnügen wird mir dies machen! Ich werde mich freuen, das alte Haus noch einmal zu sehen, ehe Veränderungen damit vorgenommen werden! Ich war erst fünf Jahre alt, Lenny, als wir Porthgenna verließen, und ich bin höchst neugierig zu sehen, was ich mir davon nach einer so langen, langen Abwesenheit noch gemerkt habe. Weißt du wohl, daÙ ich von jenem verfallenen nördlichen Flügel des Hauses nie etwas gesehen? Und doch bin ich so ganz vernarrt in altertümliche Zimmer. Wir wollen sie alle durchwandern, Lenny. Du sollst dich an meine Hand halten und mit meinen Augen sehen und ebenso viele Entdeckungen machen wie ich. Ich prophezeie, daÙ wir Gespenster sehen und Schätze finden und geheimnisvolle Geräusche hören werden. Und, o Himmel! welche Staubwolken werden wir durchzumachen haben. – Uff! Schon der Gedanke daran droht mich zu ersticken.«

»Jetzt, da wir einmal auf Porthgenna zu sprechen gekommen sind, Rosamunde, laÙ uns einen Augenblick lang ernsthaft sein. Mir ist es klar, daÙ diese Reparatur der nördlichen Zimmer eine bedeutende Summe Geldes kosten wird. Nun aber, liebe

Rosamunde, betrachte ich keine Summe, wie groß sie auch sein möge, als übel angewendet, dafern sie dir Vergnügen verschafft. Ich bin mit Herz und Seele bei dir –«

Er schwieg. Die liebkosenden Arme seines Weibes schlangen sich wieder um ihn und ihre Wange lehnte sich sanft an die seine.

»Sprich weiter, Lenny,« sagte sie mit einem solchen Ausdruck von Zärtlichkeit in diesen drei einfachen Worten, daß ihm für den Augenblick die Sprache versagte und sein ganzes Gefühl in den einen Luxusgenuß des Hörens versenkt zu sein schien.

»Rosamunde,« flüsterte er, »es gibt in der Welt keine Musik, die mich so berührte, wie deine Stimme mich jetzt berührt. Ich fühle sie durch mein ganzes Sein hindurch, wie ich zuweilen zu der Zeit, wo ich noch sehen konnte, des Nachts den Himmel zu fühlen pflegte.«

Während er sprach, schlossen die liebkosenden Arme sich fester um seinen Hals und die brennenden Lippen nahmen die Stelle ein, wo bis jetzt die Wange gelegen.

»Sprich weiter, Lenny,« wiederholten sie jetzt nicht bloß zärtlich, sondern glücklich; »Du sagtest, du wärest mit Herz und Seele bei mir – worin?«

»In deinem Plane, liebe Rosamunde, deinen Vater zu bewegen, sich nach seiner letzten Reise von seinem Beruf zurückzuziehen, und in deiner Hoffnung, ihn zu überreden, den Abend seiner Tage glücklich bei uns in Porthgenna zu verleben. Wenn das Geld, welches für die Instandsetzung der nördlichen Zimmer zu verwenden wäre, damit wir alle in Zukunft darin leben könnten, die Erscheinung dieses Hauses in seinen Augen wirklich so veränderte, daß dadurch die alten, kummervollen Erinnerungen, die sich für ihn daran knüpfen, zerstreut würden und das Wohnen dort ihn wieder zur Freude anstatt zur Qual gereichte, so würde ich das Geld als das gut angewendet betrachten. Aber, Rosamunde, bist du des Gelingens deines Planes, ehe wir denselben in Angriff nehmen, auch gewiß? Hast du gegen deinen Vater hinsichtlich unserer Pläne mit Porthgenna irgend eine Andeutung fallen lassen?«

»Ich sagte ihm, Lenny, daß ich mich nicht eher ganz zufrieden fühlen würde, als bis er die See verließ und seinen Wohnsitz bei

uns nähme – und er sagte, er wolle es tun. Über Porthgenna erwähnte ich kein Wort – er auch nicht – aber er weiß, daß wir dort wohnen werden, wenn wir uns häuslich einrichten, und er stellte keine Bedingungen als er versprach, daß unsere Heimat auch seine Heimat sein solle.«

»Ist der Verlust deiner Mutter die einzige traurige Erinnerung, die er an diesen Platz hat?«

»Nicht ganz. Es gibt auch noch etwas, was niemals erwähnt worden ist, aber was ich dir erzählen kann, weil keine Geheimnisse zwischen uns bestehen dürfen. Meine Mutter hatte nämlich eine Lieblingsdienerin, welche von der Zeit ihrer Verheiratung an bei ihr gewesen und die zufällig die einzige im Zimmer anwesende Person war, als sie starb. Ich entsinne mich noch dieses Frauenzimmers in unklarer kindischer Weise. Sie war sonderbar in ihrer äußern Erscheinung und in ihrem Benehmen, und kein großer Günstling bei irgend jemand im Hause, ausgenommen bei ihrer Herrin. An dem Morgen des Todestages meiner Mutter verschwand diese Dienerin nun auf die seltsamste Weise aus dem Hause, indem sie einen höchst eigentümlichen und geheimnisvollen Brief an meinen Vater zurückließ, worin sie behauptete, es sei ihr in den letzten Augenblicken meiner sterbenden Mutter ein Geheimnis anvertraut worden, welches sie beauftragt sei, ihrem Herrn mitzuteilen, sobald ihre Herrin nicht mehr wäre. Sie fügte hinzu, sie scheue sich, von diesem Geheimnis zu sprechen, und um allem Ausfragen darnach auszuweichen, habe sie beschlossen, das Haus auf immer zu verlassen. Sie war auch wirklich schon einige Stunden fort, als der Brief gefunden und geöffnet ward, und man hat seit dieser Zeit nie wieder etwas von ihr gesehen oder gehört. Dieser Umstand schien auf das Gemüt meines Vaters einen fast ebenso starken Eindruck zu machen wie der Tod meiner Mutter. Unsere Nachbar- und Dienstleute glaubten alle – ebenso wie ich – daß diese Person nicht recht bei Verstande gewesen sei, mein Vater aber war dieser Ansicht nicht und ich weiß, daß er den Brief von jener Zeit an bis jetzt weder vernichtet noch vergessen hat.«

»Ein seltsamer Umstand, Rosamunde – ein sehr seltsamer

Umstand und ich wundere mich nicht, daß derselbe einen dauernden Eindruck auf ihn gemacht hat.«

»Verlaß dich darauf, Lenny, die Diener und die Nachbarn hatten Recht – das Weib war nicht recht bei Sinnen. Auf jeden Fall war es aber ein eigentümliches Ereignis in unserer Familie. Alle alten Häuser haben ihre Romantik und dies ist die Romantik unseres Hauses. Es sind aber seitdem viele Jahre vergangen und teils in Folge der Zeit, teils in Folge der Veränderungen, die wir vorzunehmen in Begriff stehen, fürchte ich nicht, daß mein guter, lieber Vater unsere Pläne vereiteln werde. Gib ihm einen neuen nördlichen Garten in Porthgenna, wo er, wie er es nennt, auf dem Deck herumspazieren kann – gib ihm neue nördliche Zimmer, um darin zu wohnen – und ich stehe für das gute Ergebnis. Doch alles dies gehört der Zukunft an; laß uns jetzt zur Gegenwart zurückkehren. Wann werden wir unsern fliegenden Besuch in Porthgenna machen, Lenny, und uns in die wichtige Aufgabe stürzen, Mr. Horlocks Kostenanschlag über die Reparaturen in gehörige Schranken zu bannen?«

»Wir haben noch drei Wochen hier zu bleiben, Rosamunde.«

»Ja, und dann müssen wir nach Long Beckley zurückkehren. Ich versprach jenem besten und dicksten aller Männer, dem Vikar, daß wir unsern ersten Besuch bei ihm abstaten würden. Unter drei Wochen oder einem Monat läßt er uns ganz gewiß nicht fort.«

»In diesem Falle wird es am besten sein, wenn wir sagen, daß unser Besuch in Porthgenna in zwei Monaten, von jetzt an gerechnet, stattfinden solle. Ist deine Schreibmappe im Zimmer, Rosamunde?«

»Ja, sie liegt dicht neben uns auf dem Tische.«

»Nun dann schreib an Mr. Horlock und bestimme eine Zusammenkunft nach zwei Monaten in dem alten Hause. Sage ihm auch, da wir uns unsicheren Treppen nicht anvertrauen könnten – besonders in Erwägung, daß ich auf Geländer angewiesen bin – so solle er die westliche Treppe unverweilt in Stand setzen lassen. Und da du dann einmal die Feder in der Hand hast, so wird es dir vielleicht künftige Mühe sparen, wenn du gleich ein zweites

Briefchen an die Haushälterin in Porthgenna schreibst und ihr meldest, wenn sie uns erwarten kann.«

Rosamunde setzte sich heiter an den Tisch und tauchte mit einer kleinen triumphierenden Bewegung die Feder in die Tinte.

»In zwei Monaten,« rief sie fröhlich, »in zwei Monaten soll ich den lieben alten Ort wiedersehen! In zwei Monaten, Lenny, werden unsere profanen Füße in den Einöden der nördlichen Zimmer den Staub aufwirbeln.«

---

## Sechstes Kapitel

### *Timon von London*

Timon von Athen zog sich von der undankbaren Welt in eine Grotte am Meeresstrande zurück. Timon von London flüchtete sich vor seines Gleichen in ein vereinzelt stehendes Haus in Bayswater.

Timon von Athen machte seiner Misanthropie in prachtvollen Versen Luft – Timon von London gab seine Gefühle und Meinungen in schäbiger Prosa zu erkennen.

Timon von Athen hatte die Ehre, »mein hoher Herr« genannt zu werden – Timon von London ward nur als »Mr. Treverton« angeredet.

Die einzige Ähnlichkeit, welche diesen mehrfachen Kontrasten zwischen den beiden Timons entgegengesetzt werden konnte, bestand darin, daß ihre Menschenfeindlichkeit wenigstens echt war. Beide waren unverbesserliche Menschenhasser.

Andrew Trevertons Charakter hatte von seiner Kindheit an jene stark unterscheidenden, einander widerstreitenden und oft in Konflikt geratenden Kennzeichen von Gut und Schlecht dargeboten, welche die Sprache der Welt nach ihrer sorglosen verächtlichen Weise in das einzige Wort exzentrisch zusammenfaßt.

Es gibt wahrscheinlich keinen bessern Beweis von der Richtigkeit jener Definition vom Menschen, welche ihn als ein nachahmendes Tier beschreibt, als den, der in der Tatsache liegt, daß das Urteil der Welt stets gegen jedes einzelne Individuum gerichtet ist, welches sich herausnimmt, von den übrigen abzuweichen.

Ein Mensch ist ein Bestandteil einer Herde und seine Wolle muß von der allgemeinen Farbe sein. Er muß trinken, wo die übrigen trinken, und grasen, wo die übrigen grasen. Wenn die andern durch einen Hund erschreckt werden und fortrennend mit dem rechten Beine zuerst die Flucht ergreifen, so muß auch er durch einen Hund

erschreckt werden und bei der Flucht sich ebenfalls des rechten Beins zuerst bedienen. Erschrickt er nicht oder ergreift, wenn er auch erschrickt, doch die Flucht nicht in derselben Weise wie die übrigen, so wird dies sofort als ein Beweis betrachtet, daß es mit ihm nicht ganz richtig ist.

Es gehe nur einer mittags mit vollkommener Gelassenheit in seinen Mienen und ganz anständig in seinem Benehmen, ohne den mindesten Anschein von Geistesverwirrung in seinen Augen oder in seinem Wesen, aber ohne Hut, von dem einen Ende der Oxfordstreet bis zum andern, und man frage dann einen Jeden der Tausende von huttragenden Leuten, an welchen er vorübergeht, was sie von ihm denken. Wie viele werden sich dann wohl enthalten, sofort zu erklären, er sei übergeschnappt, obschon sie keinen andern Beweis dafür haben als seinen unbedeckten Kopf?

Ja, noch mehr – man lasse ihn höflich einen jeden dieser Vorübergehenden anreden und ihm in den schlichtesten Worten und in der verständigsten Weise auseinander setzen, daß sein Kopf sich ohne Hut weit leichter und behaglicher fühlt als mit einem solchen, wie viele seiner Mitmenschen, welche bei der ersten Begegnung mit ihm erklärten, er sei übergeschnappt, werden, nachdem sie diese Erklärung vernommen, anderer Meinung sein, wenn sie sich von ihm trennen? In der überwiegenden Mehrheit der Fälle würde die Erklärung selbst als ein ganz vortrefflicher neuer Beweis betrachtet werden, daß der Verstand des hutlosen Mannes unbestreitbar gelitten habe.

Da Andrew Treverton gleich beim Beginn des Lebensmarsches mit der übrigen Mannschaft des sterblichen Regiments nicht Schritt hielt, so mußte er auch gleich von seinen frühesten Tagen an die Strafe für diese Unregelmäßigkeit bezahlen. In der Kinderstube war er ein Phänomen, in der Schule eine Zielscheibe und auf der Universität ein Schlachtopfer. Die unwissende Kindermagd erklärte ihn für ein »putziges Kind«; der gelehrte Schulmeister drückte die Sache etwas artiger aus und schilderte ihn als einen exzentrischen Knaben; der Studienmeister auf der Universität blies ebenfalls mit in das Horn der Andern, verglich aber witzigerweise Andrews Kopf mit

einem Dach und sagte, es müsse einen Sparren zu viel haben. Wenn aber ein Dach einen Sparren zu viel hat und derselbe ist nicht gehörig fest gemacht, so muß er zuletzt herunterfallen. An dem Dache eines Hauses betrachten wir, wenn so etwas passiert, dies als eine notwendige Folge von Vernachlässigung; an dem Dache eines Menschenkopfes dagegen werden wir dadurch in der Regel sehr in Erstaunen und Schrecken gesetzt.

Nach einigen Richtungen hin übersehen und in anderen falsch geleitet, versuchten Andrews ungeschlachte Fähigkeiten zum Guten sich in hilfloser Weise selbst zu gestalten.

Die bessere Seite seiner Exzentrizität nahm die Form von Freundschaft an. Er fühlte sich auf ganz unerklärliche Weise zu einem seiner Schulkameraden hingezogen – einem Knaben, der ihm auf dem Spielplatz keine besondere Rücksicht angedeihen ließ und ihm auch in der Schule selbst von keinem besondern Nutzen war.

Niemand konnte auch nur den mindesten Grund zu dieser Freundschaft entdecken, nichtsdestoweniger aber war es eine notorische Tatsache, daß Andrews Taschengeld diesem Knaben stets zu Diensten stand, daß Andrew hinter ihm herlief wie ein Hund und daß Andrew sehr häufig die Schuld und Strafe, welche seinen Freund hätte treffen sollen, auf sich selbst nahm.

Als einige Jahre später dieser Freund auf die Universität ging, bat Andrew darum, auch auf die Universität geschickt zu werden, und attachierte sich hier enger als je an den seltsam gewählten Kameraden seiner Schulzeit.

Eine solche Anhänglichkeit hätte Jeden rühren müssen, der nur einen gewöhnlichen Grad von edler Denkweise besessen hätte; auf die von Haus aus gemeine Natur des unwürdigen Freundes aber machte sie durchaus keinen Eindruck.

Nach dreijährigem Umgang auf der Universität – einem Umgang, der auf der einen Seite nur Egoismus und auf der andern nur Selbstverleugnung war – kam das Ende und es begann vor Andrews Augen grausam zu tagen. Als seine Börse in der Hand seines Freundes leicht ward, als die Akzente, welche er den Wechsellern seines Freundes gegeben, am zahlreichsten waren, überließ der

Bruder seiner redlichen Zuneigung, der Held seiner schlichten Bewunderung ihn der Verlegenheit, dem Spott und der Einsamkeit, ohne auch nur den mindesten Schein von Reue zu heucheln, ja sogar ihm ein Wort des Lebewohls zu sagen.

Andrew kehrte, nachdem ihm auf diese Weise das Leben schon beim Beginn desselben verbittert worden, in das Haus seines Vaters zurück – er kehrte zurück, um sich Vorwürfe über die Schulden machen zu lassen, die er kontrahiert, um einem Menschen zu dienen, der ihn auf die herzloseste Weise gemißbraucht und schamlos betrogen hatte.

Er verließ, mit der Ungnade seines Vaters belastet, das Haus, um mit einem geringen Taschengeld auf Reisen zu gehen. Die Reisen dauerten lange und endeten, wie dies mit solchen Reisen oft der Fall ist, mit förmlicher Entfremdung vom Vaterlande. Das Leben, welches er während seines langen Verweilens im Auslande führte, die Gesellschaft, mit welcher er umging, äußerten eine dauernde, nachteilige Wirkung auf ihn.

Als er endlich nach England zurückkam, trat er in der hoffnungslosesten aller Rollen auf – in der Rolle eines Menschen, der an nichts glaubt. Zu dieser Zeit seines Lebens lag die einzige Möglichkeit einer glücklichen Zukunft für ihn in den guten Wirkungen, welche vielleicht der Einfluß seines Bruders auf ihn äußern konnte.

Kaum aber hatten die beiden Brüder ihren früheren Umgang wieder aufgenommen, so ward demselben durch den Zwist, welchen Kapitän Trevertons Vermählung veranlaßte, auf immer ein Ende gemacht.

Von dieser Zeit an war Andrew für alle geselligen Interessen und Zwecke ein verlorener Mann. Von dieser Zeit an setzte er den letzten Vorstellungen, die ihm von den letzten Freunden, die sich für ihn interessierten, gemacht wurden, stets eine und dieselbe bittere und hoffnungslose Antwort entgegen.

»Mein liebster Freund verließ und betrog mich,« pflegte er zu sagen. »Mein einziger Bruder hat sich um einer Komödiantin willen mit mir veruneinigt. Was kann ich nach diesen Erfahrungen wohl von der übrigen Menschheit erwarten? Ich habe für meinen Glauben an

Andere zweimal gebüßt – ich will nicht zum dritten Male dafür büßen. Der Klügste ist der, welcher sein Herz in seiner naturgemäßen Beschäftigung, Blut durch den Körper zu pumpen, nicht stört. Ich habe meine Erfahrungen in der Fremde und daheim gesammelt und genug gelernt, um die Täuschungen des Lebens zu durchschauen, welche den Augen anderer Menschen wie Wirklichkeit erscheinen, den meinigen aber sich schon vor Jahren in ihrer wahren Gestalt gezeigt haben. Meine Aufgabe in dieser Welt ist Essen, Trinken, Schlafen und Sterben. Alles andere ist Überfluß und ich habe nichts damit zu schaffen.«

Die wenigen Leute, welche sich, nachdem sie durch ein solches Geständnis zurückgeschreckt worden, die Mühe nahmen, sich wieder nach ihm zu erkundigen, hörten drei oder vier Jahre nach der Vermählung seines Bruders, daß er in der Nähe von Bayswater lebte.

Das Gerücht erzählte, er habe das erste beste Haus gekauft, welches durch eine ringsherumführende Mauer von allen andern Häusern abgeschnitten sei. Ferner erzählte man, er lebe wie ein Geizhals; er habe einen alten Diener namens Shrowl, der sogar ein noch größerer Menschenfeind sei als er selbst; er lasse keine lebende Seele, nicht einmal dann und wann eine Scheuerfrau, sein Haus betreten; er lasse sich den Bart wachsen und habe seinem Diener Shrowl befohlen, seinem Beispiele zu folgen.

Im Jahre 1844 ward die Tatsache, daß ein Mann sich nicht rasierte, von der aufgeklärten Mehrheit der englischen Nation als ein Beweis von Mangel an gesundem Verstand betrachtet. Gegenwärtig würde Mr. Trevertons Bart bloß seinem guten Rufe als achtbarer, solider Mann im Wege gestanden haben. Zu jener Zeit aber ward er als ein neuer Beweis der früheren Behauptung betrachtet, daß es mit ihm nicht ganz richtig sei.

Dennoch war er gerade zu dieser Zeit, wie sein Makler hätte bezeugen können, einer der gewandtesten und schlauesten Geschäftsleute in London; er verstand die falsche Seite jeder beliebigen Frage mit einem Aufwand von Sophistik und Sarkasmen zu verteidigen, um welche ihn selbst Doktor Johnson beneidet haben

würde; er hielt seine Bücher bis auf den Heller in der strengsten Ordnung; sein Tun und Wesen zeigte von früh an bis abends niemals etwas Außergewöhnliches; seine Augen waren der verkörperte Scharfblick – aber was nützten ihm in dem Urteil seiner Nachbarn alle diese vortrefflichen Eigenschaften, da er sich herausnahm, auf einem andern Fuße zu leben als sie und während er ein haariges Wahnsinnszeugnis am untern Teile seines Gesichts trug?

Wir haben in Bezug auf teilweise Duldung von Bärten seit jener Zeit einen kleinen Fortschritt gemacht, aber es bleibt uns immer noch ein bedeutender Weg zurückzulegen. Würde wohl selbst jetzt der zuverlässigste Komptoirist eines Bankiers in der ganzen Hauptstadt auch nur die entfernteste Aussicht haben, seine Stelle zu behalten, wenn er aufhörte, sein Kinn zu rasieren?

Das gemeine Gerücht, welches Mr. Treverton als Wahnsinnigen verleumdete, hatte, indem es ihn als einen Geizhals schilderte, einen zweiten Irrtum zu verantworten. Er sparte mehr als zwei Dritteile des Einkommens von seinem ziemlich bedeutenden Vermögen, aber nicht weil er Gefallen daran gefunden hätte, Geld zusammenzuscharren, sondern weil er an den Bequemlichkeiten und Luxusgenüssen, auf welche man Geld zu verwenden pflegt, keinen Genuß fand. Wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß seine Verachtung seines eigenen Reichtums ebenso aufrichtig war wie die des Reichtums seiner Nachbarn.

Indem auf diese Weise das Gerücht bei Schilderung seines Charakters nach diesen beiden Seiten hin die Unwahrheit sprach, hatte es doch wenigstens in einer Beziehung sehr inkonsequenterweise Recht, nämlich bei der Schilderung seiner Lebensweise.

Es war vollkommen gegründet, daß er das erste beste Haus gekauft, welches innerhalb seiner eigenen Mauern abgeschlossen war – es war begründet, daß niemandem unter irgendeinem Vorwand gestattet war, seine Schwelle zu überschreiten, und ebenso war es auch begründet, daß er in Mr. Shrowls Person einen Diener gefunden, der gegen die ganze Menschheit von noch bittererem

Groll erfüllt war als er selbst.

Das Leben, welches diese beiden Männer führten, kam der Existenz des Urmenschen oder Wilden so nahe, als die sie umgebenden Verhältnisse der Zivilisation gestatteten. Die Notwendigkeit des Essens und Trinkens zugehend, setzte Mr. Treverton seinen Ehrgeiz vor allen Dingen darein, das Leben mit so wenig Abhängigkeit als möglich von der Menschenklasse zu erhalten, welche ein Geschäft daraus machte, für die körperlichen Bedürfnisse ihrer Nächsten zu sorgen und die, wie er glaubte, ihn eben auf Grund ihres Berufes hin auf die nichtswürdigste Weise betrog.

Da Timon von London auf der hintern Seite des Hauses einen Garten hatte, so machte er den Gemüsehändler ganz entbehrlich, indem er seinen Kohl selbst baute. Um Weizen zu bauen, hatte er nicht Land genug, sonst wäre er auch für sein alleiniges Bedürfnis Ackersmann geworden, wohl aber konnte er den Müller und den Bäcker dadurch überlisten, daß er einen Sack Getreide kaufte, dasselbe auf seiner Handmühle mahlte und das Mehl dann von Shrowl zu Brot backen ließ.

Nach demselben Prinzip ward das Fleisch von den Händlern der City im Ganzen gekauft, Herr und Diener aßen dann so viel als möglich in frischem Zustand, salzten das übrige ein und schlugen auf diese Weise den Fleischern ein Schnippchen.

Was das Getränk betraf, so hatte weder Brauer noch Schenkwirt jemals Aussicht, auch nur einen Heller aus Mr. Trevertons Tasche zu locken. Er und Shrowl begnügten sich mit Bier, und dies brauten sie selbst. Mit Brot, Gemüse, Fleisch und Malzextrakt erreichten diese beiden Eremiten der Neuzeit den großen Doppelzweck, das Leben im Körper und die Handelsleute außer dem Hause zu halten.

Wie Urmenschen essend, lebten sie auch in allen andern Beziehungen wie Urmenschen. Sie hatten Töpfe, Pfannen und Tiegel, zwei einfache hölzerne Tische, zwei Stühle, zwei alte Sofas, zwei kurze Pfeifen und zwei lange Mäntel. Dagegen hatten sie keine selbstbestimmten Essenszeiten, keine Fußsteppiche und Bettstellen, keine Schränke, Büchergestelle oder zur Ausschmückung dienender

Firlefanzen irgendwelcher Art, keine Wäscherin und keine Scheuerfrau. Wenn einer von den beiden zu essen und zu trinken wünschte, schnitt er sich seine Brotrinde ab, kochte sich sein Stück Fleisch und zapfte sich seine Quantität Bier vom Fasse, ohne sich im mindesten um den andern zu kümmern. Wenn einer von den beiden glaubte, er brauche ein reines Hemd, was sehr selten der Fall war, so ging er und wusch sich eins. Wenn einer von den beiden entdeckte, daß irgend ein Teil des Hauses sehr schmutzig würde, so nahm er einen Eimer Wasser und einen Rutenbesen und säuberte die betreffende Lokalität wie einen Hundestall. Und endlich, wenn einer von den beiden Lust zu schlafen hatte, so wickelte er sich in seinen Mantel und legte sich auf eins der Sofas und genoß so viel Ruhe als ihm beliebte, früh am Abend oder spät des Morgens, ganz wie es ihm gutdünkte.

Wenn es nichts zu backen, zu brauen, zu pflanzen oder zu säubern gab, so setzten sich die beiden einander gegenüber und rauchten stundenlang, meistens ohne ein Wort zu sprechen. Sprachen sie ja miteinander, so stritten sie sich. Ihr gewöhnliches Gespräch war eine Art Wettkampf, der mit einer sarkastischen Erheuchelung von Wohlwollen auf beiden Seiten begann und mit dem heftigsten Austausch giftiger Schmähungen endete, gerade so wie Boxer erst heuchlerischerweise die Formalität durchmachen, einander die Hand zu drücken, ehe sie die ernste praktische Aufgabe beginnen, einander so zuzurichten, daß ihr Gesicht keine Ähnlichkeit mehr mit dem eines Menschen hat.

Da Shrowl nicht mit so vielen nachteiligen Folgen von Bildung und Erziehung zu kämpfen hatte wie sein Herr, so gewann er bei diesen Wettkämpfen gewöhnlich den Sieg. Überhaupt war er, obschon dem Namen nach der Diener, doch eigentlich der herrschende Geist im Hause und erlangte schrankenlosen Einfluß auf seinen Herrn dadurch, daß er diesen in jeder Beziehung auf seinem eigenen Terrain überholte.

Shrowls Stimme war die rauheste; Shrowls Ausdrücke waren die bittersten und Shrowls Bart war der längste. Hätte jemand Mr. Treverton beschuldigt, daß er im Stillen den Meinungen seines

Dieners nachgäbe und das Mißfallen desselben fürchte, so würde er diese Beschuldigung mit der größten Entrüstung zurückgewiesen haben. Nichtsdestoweniger aber war es vollkommen wahr, daß Shrowl im Hause die Oberhand behauptete und daß seine Entscheidung über jede wichtige Angelegenheit sicherlich dieselbe war, zu welcher früher oder später sein Herr ebenfalls gelangte.

Die sicherste von allen Vergeltungen ist die, welche den Prahler erwartet. Mr. Treverton prahlte gern mit seiner Unabhängigkeit, und wenn die Vergeltung ihn ereilte, so nahm sie Menschengestalt an und führte den Namen Shrowl.

An einem gewissen Morgen, ungefähr drei Wochen nachdem Mistreß Frankland an die Haushälterin in Porthgenna Tower geschrieben, um die Zeit zu melden, zu welcher sie mit ihrem Gemahl dort zu erwarten wäre, stieg Mr. Treverton mit seinem sauersten Gesicht und in der menschenfeindlichsten Laune aus den oberen Regionen seines Hauses in eins der Parterrezimmer herab, welches zivilisierte Bewohner wahrscheinlich das Empfangszimmer genannt haben würden.

Gleich seinem ältern Bruder war er ein langer, gutgewachsener Mann, sein hageres, fahles Gesicht aber hatte mit dem schönen, offenen, sonnverbranntem Antlitz des Kapitäns nicht die mindeste Ähnlichkeit. Niemand, der sie beisammen gesehen, hätte erraten können, daß sie Brüder waren – so vollständig waren sie in Bezug auf den Ausdruck und die Züge des Gesichts von einander verschieden.

Die bitteren Erfahrungen, welche der jüngere Bruder in seiner Jugend gemacht, das unstete, ausschweifende Leben, welches er im Mannesalter geführt, die ärgerliche, unzufriedene Stimmung und die physische Erschöpfung seiner spätern Lebensstage hatten ihn so abgezehrt, daß er fast um zwanzig Jahre älter aussah als der Kapitän. Mit ungekämmtem Haar und ungewaschenem Gesicht, mit verworrenem grauen Bart und in einem alten gestickten, schmutzigen Flanellschlafrock, der um ihn herumschlotterte wie ein Sack, sah dieser Sprößling einer reichen alten Familie aus, als ob sein Geburtsort das Armenhaus und sein Lebensberuf der Handel

mit alten Kleidern gewesen wäre.

Es war bei Mr. Treverton Frühstückszeit – das heißt, es war die Zeit, zu welcher er sich hungrig genug fühlte, um daran zu denken, etwas zu essen. An demselben Platze über dem Kaminsims, an welchem in einem einigermaßen kultivierten Hause ein Spiegel gehangen haben würde, hing in dem Hause Timons von London eine Speckseite. Auf dem Tisch am Kaminfeuer lag ein halbes Laib schwammig aussehenden braunen Brotes; in einer Ecke des Zimmers lag ein Faß Bier mit zwei alten zinnernen Kannen an in der Wand oben darüber eingeschlagenen Nägeln, und unter dem Herd des Kamins lag ein verräucherter alter Bratrost gerade noch so, wie er, nachdem er zum letzten Male Dienst geleistet, hingeworfen worden.

Mr. Treverton nahm ein schmieriges Einschlagemesser aus der Tasche seines Schlafrocks, schnitt ein Stück Speck ab, setzte den Bratrost über das Feuer und begann sein Frühstück zu bereiten.

Eben hatte er die Speckschnitte umgewendet, als die Tür sich öffnete und Shrowl mit der Pfeife im Munde ins Zimmer trat, um dieselbe Verrichtung vorzunehmen, welcher sein Herr oblag.

Was das Äußere betraf, so war Shrowl klein, dick, aufgedunsen und vollkommen kahl, ausgenommen an der Hinterseite seines Kopfes, wo ein Ring borstigen, eisengrauen Haares hervorragte wie ein in Unordnung geratener schmutziger Hemdkragen. Um den Mangel an Haar zu ersetzen, wuchs der Bart, den er auf Wunsch seines Herrn kultivierte, weit über das Gesicht hinweg und fiel in zwei zottigen Spitzen bis auf die Brust herab.

Er trug einen sehr alten langschößigen Schlafrock, den er einmal hundebillig auf dem Trödelmarkt gekauft, ein verschossenes gelbes Hemd mit einer breiten zerrissenen Brustkrause, an den Knöcheln aufgeschlagene Manchesterhosen und Halbstiefeln, die seit dem Tage, wo sie die Werkstatt des Schuhstickers verlassen, nie wieder gewichst worden waren.



Seine Farbe war krankhaft rot, seine dicken Lippen kräuselten sich mit boshafem Feixen aufwärts und seine Augen hatten an Form und Ausdruck ungemein viel Ähnliches mit denen eines Spürhundes.

Ein Maler, welcher in dem Gesicht und der Gestalt eines und desselben Individuums gleichzeitig Kraft, Unverschämtheit, Häßlichkeit, Gemeinheit und Hinterlist auszudrücken gewünscht, hätte zu diesem Zweck in der ganzen Welt kein besseres Modell finden können als in der Person des würdigen Mr. Shrowl.

Weder Herr noch Diener wechselten bei der ersten Begegnung an diesem Tage ein Wort oder nahmen die mindeste Notiz von einander. Shrowl blieb, mit den Händen in den Taschen träg zuschauend, stehen und wartete, bis für ihn Platz am Feuer würde.

Mr. Treverton trug, als er fertig war, seinen Speck auf den Tisch, schnitt sich eine Rinde Brot ab und begann nun zu frühstücken. Als er den ersten Bissen hinuntergewürgt hatte, ließ er sich herab, zu Shrowl aufzublicken, der in diesem Augenblick sein Taschenmesser öffnete und sich mit schlurfendem Tritt und schläfrig gierigen Augen ebenfalls der Speckseite näherte.

»Was soll das heißen?« fragte Mr. Treverton, indem er mit Entrüstung und Erstaunen auf Shrowls Brust zeigte. »Ihr dummer Kerl habt ja ein reines Hemd an!«

»Ich danke Ihnen, Sir, daß Sie Notiz davon nehmen,« sagte Shrowl mit sarkastisch erheuchelter, übertriebener Demut. »Die Veranlassung dazu ist eine sehr freudige. Heute ist ja meines Herrn Geburtstag und da konnte ich unmöglich weniger tun als ein reines Hemd anziehen. Möge Ihnen dieser Tag noch oft wiederkehren, Sir! Vielleicht haben Sie geglaubt, ich würde nicht daran denken, daß heute Ihr Geburtstag sei? Gott segne Ihr gutes liebes Gesicht, ich würde so etwas unter keiner Bedingung vergessen haben. Wie alt werden Sie denn heute, Sir? Es ist nun eine hübsche Zeit her, Sir, seitdem Sie ein kleiner, freundlicher, dicker Junge waren mit einer Krause um den Hals und Marmorkügelchen in der Tasche und eingeknöpfte Hosen und Küssen und Geschenken von Papa und Mama und Onkel und Tante an Ihrem Geburtstage. – Fürchten Sie nicht, daß ich dieses Hemd durch allzuhäufiges Waschen abnutzen werde. Ich gedenke es in Lavendelkraut bis zu Ihrem nächsten Geburtstag oder auch zu Ihrem Leichenbegängnis aufzuheben, was in Ihrem Alter ebenso wahrscheinlich ist – meinen Sie nicht auch, Sir?«

»Verschwendet kein reines Hemd an mein Leichenbegängnis,« entgegnete Mr. Treverton. »Ich habe Euch in meinem Testament kein Geld vermacht, Shrowl! Wenn ich auf dem Wege nach dem Grabe bin, seid Ihr auf dem Wege nach dem Armenhaus.«

»Haben Sie wirklich einmal Ihr Testament gemacht, Sir?« fragte Shrowl, indem er mit dem Anschein des größten Interesses im Abschneiden seiner Speckschnitte innehielt; »ich bitte gehorsamst um Verzeihung, aber ich glaubte immer, Sie scheuten sich es zu

tun.«

Der Diener hatte augenscheinlich mit Absicht eine der wunden Stellen seines Herrn berührt. Mr. Treverton schlug mit seiner Brotrinde auf den Tisch und sah Shrowl zornig an.

»Ich sollte mich scheuen, mein Testament zu machen, Ihr Narr !« sagte er. »Ich mache aus Grundsatz keins und werde keins machen.«

Shrowl sägte langsam sein Stück Speck vollends los und begann eine Melodie zu pfeifen.

»Aus Grundsatz mache ich keins!« wiederholte Mr. Treverton. »Reiche Leute, welche Geld hinterlassen, sind die Säleute, welche die Saat menschlicher Verruchtheit ausstreuen. Wenn ein Mensch noch einen Funken Edelmut in seinem Gemüt hat und man denselben auszulöschen wünscht, so vermache man ihm etwas. Wenn ein Mensch schlecht ist und man ihn noch schlimmer zu machen wünscht, so setze man ihm ein Vermächtnis aus. Will man eine Anzahl Menschen zu dem Zweck, Schlechtigkeit und Unterdrückung nach großartigem Maßstabe zu befördern, zusammenbringen, so mache man ein Vermächtnis in Form einer milden Stiftung. Wünscht man einem Mädchen die beste Möglichkeit von der Welt zu verschaffen, einen schlechten Mann zu bekommen, so setze man ihr ein Vermächtnis aus. Will man junge Männer ins Verderben stürzen, will man alte Männer zu Magneten machen, welche die niedrigsten Eigenschaften der Menschheit anziehen, wünscht man, daß Eltern und Kinder, Eheleute und Geschwister einander in die Haare fallen, so vermache man ihnen Geld. Ich sollte mein Testament machen? Ich kann die Menschen nicht leiden, Shrowl, das wißt Ihr, aber dennoch hasse ich sie noch nicht so sehr, daß ich ein solches Unheil unter ihnen anrichten möchte.«

Nachdem Mr. Treverton mit diesen Worten seine Rede beendet, nahm er eine der alten zinnernen Kannen vom Nagel und erfrischte sich durch einen Trunk Bier.

Shrowl schob den Bratrost an eine reine Stelle im Feuer und kicherte sarkastisch vor sich hin.

»Wem zum Teufel sollte ich denn auch mein Geld vermachen?«

hob Mr. Treverton wieder an. »Meinem Bruder, der mich jetzt für einen Unmenschen hält und mich dann für einen Narren halten und mein ganzes Geld mit Landstreicherinnen und Komödianten durchbringen würde? Oder dem Kinde jener Komödiantin, welches ich mit keinem Auge gesehen, welches erzogen ward, um mich zu hassen und welches sofort zum Heuchler werden würde, indem es des Anstandes wegen sich stellen müßte, als täte mein Tod ihm leid! Oder vielleicht Euch, Ihr menschlicher Pavian – Euch, der Ihr sofort ein Wuchergeschäft eröffnen und Witwen, Waisen und allen Unglücklichen überhaupt das Blut aussaugen würdet? Eure Gesundheit, Mr. Shrowl! Ich kann ebenso gut lachen wie Ihr, besonders da ich weiß, daß ich Euch keinen Sixpence hinterlasse.«

Shrowl begann seinerseits nun ein wenig ärgerlich zu werden. Die ironische Höflichkeit, welche er bei seinem Eintritt in das Zimmer anzunehmen beliebt, wich seiner gewohnten sauertöpfischen Laune und dem natürlichen mürrischen Ausdruck seiner Stimme.

»Ich bitte Sie, mich ungeschoren zu lassen,« sagte er, indem er sich mißmutig zu seinem Frühstück niedersetzte. »Ich bin für heute mit dem Spaßmachen fertig und möchte Ihnen vorschlagen, dasselbe zu tun. Was kann es nützen, allerhand Unsinn über Ihr Geld zu schwatzen. Irgend jemandem müssen Sie es doch hinterlassen!«

»Ja wohl, das werde ich,« sagte Mr. Treverton. »Ich vermache es, wie ich Euch schon so oft gesagt habe, dem ersten besten, den ich finden kann, welcher das Geld herzlich verachtet und deshalb durch den Besitz desselben nicht schlechter gemacht werden kann.«

»Das heißt niemandem,« grunzte Shrowl.

»Das weiß ich recht wohl,« entgegnete sein Herr.

»Aber niemandem können Sie es nicht hinterlassen,« fuhr Shrowl hartnäckig fort. »Sie müssen es jemandem hinterlassen – Sie können gar nicht anders.«

»Nicht?« sagte Mr. Treverton. »Ich sollte meinen, ich könnte damit tun, was mir beliebt. Ich kann es ja, wenn ich Lust habe, in lauter Banknoten umsetzen und in unserm Brauhause ein Freudenfeuer damit anzünden, ehe ich sterbe. Dann ginge ich aus der Welt mit

dem Bewußtsein, daß ich kein Material zurückgelassen, durch welches sie noch schlechter werden könnte, als sie schon ist, und das wäre für mich ein herrlicher Trost, das kann ich Euch sagen.«

Ehe Shrowl ein Wort der Entgegnung hervorbringen konnte, ward an der Hofpforte des Hauses die Klingel gezogen.

»Geht hinaus,« sagte Mr. Treverton, »und seht was es gibt. Wenn ein Weib zu uns will, so zeigt ihr, was für eine Vogelscheuche Ihr seid und sie wird schleunigst die Flucht ergreifen; ist es ein Mann –«

»Wenn es ein Mann ist,« unterbrach Shrowl seinen Herrn, »so gebe ich ihm einen Faustschlag auf den Kopf, weil er mich bei meinem Frühstück unterbricht.«

Mr. Treverton stopfte während der Abwesenheit seines Dieners sich die Pfeife und zündete sie an. Ehe sie noch recht in Brand war, kehrte Shrowl zurück und meldete, daß ein Mann dagewesen sei.

»Habt Ihr ihm denn einen Faustschlag auf den Kopf gegeben?« fragte Mr. Treverton.

»Nein,« sagte Shrowl, »ich habe bloß seinen Brief aufgehoben. Er schob ihn unter dem Pfortchen durch und ging wieder seiner Wege. Hier ist der Brief.«

Der Brief war auf Kanzleipapier und die Adresse von einer juristischen Geschäftshand geschrieben. Als Mr. Treverton ihn öffnete, fielen zwei aus Zeitungen geschnittene Papierstreifen heraus. Der eine fiel auf den Tisch, an welchem Mr. Treverton saß, der andere flatterte bis auf den Fußboden.

Diesen letzten Streifen hob Shrowl auf und las den Inhalt durch, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, seinen Herrn um Erlaubnis zu fragen.

Nachdem Mr. Treverton langsam einen Mund voll Tabaksrauch eingezogen und langsam wieder von sich gegeben, begann er den Brief zu lesen.

Als sein Auge auf die ersten Zeilen fiel, begannen seine Lippen an dem Mundstück seiner Pfeife auf eine Weise zu arbeiten, die bei ihm sehr ungewöhnlich war. Der Brief war nicht so lang, daß es nötig gewesen wäre, das erste Blatt umzuwenden, denn er schloß am

Fuße der ersten Seite. Mr. Treverton las ihn durch bis auf die Unterschrift, sah dann die Adresse an und fing dann wieder von vorn an. Seine Lippen fuhren immer noch fort, an der Pfeifenspitze herumzuarbeiten, aber er rauchte nicht mehr.

Als er mit dem zweiten Lesen fertig war, legte er den Brief sehr sanft auf den Tisch, sah seinen Diener mit einer ungewohnten Zerstretheit in dem Ausdrucke seiner Augen an und nahm mit einer Hand, welche ein wenig zitterte, die Pfeife aus dem Munde.

»Shrowl,« sagte er dann sehr ruhig, »mein Bruder ist ertrunken.«

»Ich weiß es,« antwortete Shrowl, ohne von dem Zeitungstreifen aufzublicken. »Ich lese es eben hier.«

»Die letzten Worte, die er zu mir sagte, als wir uns wegen der Komödiantin stritten,« fuhr Mr. Treverton ebensowohl mit sich selbst als zu seinem Diener sprechend fort, »war, daß ich ohne ein einziges wohlwollendes Gefühl in meinem Herzen gegen irgend eine lebende Seele sterben würde.«

»Das werden Sie auch,« murmelte Shrowl, indem er den Streifen umdrehte, um zu sehen, ob auf der Rückseite auch etwas stünde, was des Lesens verlohnte.

»Ich möchte wissen, was er von mir gedacht hat, als er starb,« sagte Mr. Treverton, indem er nachdenklich den Brief wieder zur Hand nahm.

»Ganz gewiß hat er weder an Sie noch an jemand anders gedacht,« bemerkte Shrowl. »Wenn er überhaupt gedacht hat, so hat er daran gedacht, wie er sein Leben retten könne. Als er aufgehört hatte daran zu denken, hatte er auch aufgehört zu leben.«

Nachdem Mr. Shrowl auf diese Weise seine Meinung zu erkennen gegeben, ging er an das Bierfaß und zapfte seinen Morgentrunke.

»Verdammt wäre diese Komödiantin!« murmelte Mr. Treverton.

Indem er diese Worte sagte, umwölkte sich sein Gesicht und seine Lippen kniffen sich fest zusammen. Er strich den Brief auf dem Tische glatt. Es schienen in seinem Gemüt darüber Zweifel obzuwalten, ob er wirklich von dem ganzen Inhalt Kenntnis genommen oder ob nicht vielleicht noch etwas darin stünde, was er

noch nicht entdeckt. Indem er ihn daher zum dritten Male vornahm, las er ihn sehr laut und sehr langsam vor, als ob er jedes einzelne Wort seinem Gedächtnis fest einprägen wollte.

*»Sir!« las er. »- Als alter Ratgeber und treuer Freund Ihrer Familie erhalte ich von Mistreß Frankland, früher Miß Treverton, den Auftrag, Ihnen die traurige Nachricht von dem Tode Ihres Bruders mitzuteilen. Dieses beklagenswerte Ereignis geschah an Bord des Schiffes, dessen Kapitän er war, während eines Sturms, durch welchen das Schiff an einem Felsenriff auf der Höhe der Insel Antigua scheiterte. Ich lege hier einen der Times entnommenen ausführlichen Bericht über den Schiffbruch bei und Sie werden daraus ersehen, daß Ihr Bruder in Ausübung seiner Pflicht gegen die Offiziere und Mannschaften, die er befehligte, einen rühmlichen Tod fand. Ebenso lege ich auch einen aus dem cornischen Lokalblatt geschriebenen Artikel bei, der einen kurzen Abriß der Lebensgeschichte des Verstorbenen enthält.*

*»Ehe ich diese Mitteilungen schließe, muß ich hinzufügen, daß trotz des genauesten Nachsuchens unter den Papieren des verstorbenen Kapitäns Treverton kein Testament gefunden worden ist. Da er, wie Sie wissen, Porthgenna verkauft hatte, so bestand das einzige Vermögen, in dessen Besitz er sich zur Zeit seines Todes befand, in persönlichem, von dem Verkauf seines Landgutes herrührenden Eigentum, und dieses wird, da er ab intestato gestorben, den Bestimmungen unserer Erbgesetzgebung zufolge, auf seine Tochter als seine nächste Verwandte übergehen.*

»Ich unterzeichne, Sir, als

Ihr gehorsamster Diener

Alexander Nixon.«

Das auf den Tisch gefallene, aus der Zeitung geschnittene Blättchen enthielt den Artikel aus der Times. Den Streifen aus dem cornischen Blatt, welcher auf die Diele heruntergefallen war, schob

Shrowl, sobald er ihn gelesen, in einer Anwendung momentaner Höflichkeit seinem Herrn vor die Augen.

Mr. Treverton nahm nicht die mindeste Notiz weder von dem einen Artikel noch von dem andern. Er saß immer noch da und sah den Brief an, selbst nachdem er ihn zum dritten Male gelesen.

»Warum lesen Sie nicht das Gedruckte ebenso wie das Geschriebene?« fragte Shrowl. »Warum lesen Sie nicht, was für ein großer Mann Ihr Bruder gewesen, und was für ein gutes Leben er geführt und was für eine wunderbar schöne Tochter er hinterlassen und was für eine famose Partie diese mit dem Manne gemacht, der jetzt Besitzer Ihres alten Familienhauses ist? Die braucht Ihr Geld nun auf keinen Fall! Der böse Wind, der das Schiff Ihres Vaters an den Felsen warf, hat ihr vierzigtausend Pfund in den Schoß geworfen. Warum lesen Sie das nicht? Die jungen Eheleute haben in Cornwall ein besseres Haus als Sie hier haben, freuen Sie sich nicht darüber? Sie wollten das alte Schloß von unten bis oben reparieren lassen, damit Ihr Bruder behaglich bei ihnen wohnen könnte, wenn er von seiner Seereise zurückkäme. Wer wird wohl jemals ein Haus für Sie reparieren? Ich möchte wissen, ob Ihre Nichte auch um Ihre Willen das alte Haus von unterst zu oberst kehrte, wenn es Ihnen einfiel, sich zu waschen und zu ihr zu gehen?«

Nach dieser letzten Frage schwieg Shrowl nicht aus Mangel an Worten, sondern aus Mangel an Mut, sie auszusprechen. Zum ersten Male, seit sie zusammen hausgehalten, hatte er versucht, seinen Herrn zu reizen ohne daß es ihm gelang. Mr. Treverton hörte zu oder schien zuzuhören, ohne ein Miene zu zucken – ohne das mindeste Anzeichen von Zorn in seinem Gesicht. – Die einzigen Worte, die er sagte, als Shrowl fertig war, waren die zwei:

»Geht hinaus!«

Shrowl ließ sich nicht so leicht schrecken, aber er wechselte förmlich die Farbe, als er diesen noch nicht dagewesenen bündigen Befehl hörte. Nachdem er von den ersten Tagen ihres gemeinschaftlichen Verweilens in diesem Hause an mit seinem Herrn gemacht was er gewollt, konnte er jetzt kaum seinen Ohren trauen, als er hörte, wie dieser ihm plötzlich befahl, das Zimmer zu

verlassen !

»Geht hinaus!« wiederholte Mr. Treverton. »Und was meinen Bruder und meines Bruders Tochter betrifft, so haltet jetzt und für immerdar den Mund. Ich habe das Kind der Komödiantin nie gesehen und werde es auch nie sehen. Schweigt – laßt mich allein – geht hinaus!«

»Na, das sollst du mir schon entgelten,« dachte Shrowl, indem er sich langsam aus dem Zimmer entfernte.

Als er die Tür geschlossen, horchte er an derselben und hörte, wie Mr. Treverton den Stuhl auf die Seite schob und, wie mit sich selbst sprechend, auf und abging. Nach den verworrenen Worten, die ihm entfielen, zu urteilen, schloß Shrowl, daß seine Gedanken sich noch um die Komödiantin drehten, um welcher willen er sich mit seinem Bruder veruneinigt. Es schien ihm ein barbarisches Gefühl der Herzenserleichterung zu gewähren, seine Unzufriedenheit mit sich selbst nach der Kunde von Kapitän Trevertons Tod an dem Andenken des Weibes auszutoben, welches er so bitterlich haßte, und an dem Kinde, welches sie hinterlassen.

Nach einer Weile hörte der leise grollende Ton seiner Stimme gänzlich auf. Shrowl lugte durch das Schlüsselloch und sah, daß sein Herr die aus der Zeitung geschnittenen Streifen las, welche den Bericht über den Schiffbruch und die Lebensgeschichte seines Bruders enthielten. In letzterer ward auf einige der Spezialitäten hingedeutet, welche der Vikar von Long Beckley gegen seinen Gast erwähnt, und der Verfasser des Nekrologs schloß, indem er die Hoffnung aussprach, daß der Verlust, welchen Mr. und Mistreß Frankland erlitten, sie nicht abhalten würde, ihr Projekt, Porthgenna Tower reparieren zu lassen, in Ausführung zu bringen, da sie ja schon einen Baumeister abgesendet, um die Gebäude zu besichtigen.

Die Art und Weise, in welcher dieser Artikel geschrieben war, schien Mr. Trevertons Erinnerung wieder in die Zeit seiner Jugend zurückzuführen, wo das alte Familienschloß seine Heimat gewesen. Er flüsterte bei sich selbst einige schwermütige Worte in Bezug auf die Tage der Vergangenheit, erhob sich ungeduldig von seinem

Stuhl, warf beide Zeitungsartikel in das Feuer, sah zu, bis sie verbrannt waren und seufzte, als die schwarze leichte Asche, von dem Luftzuge emporgetragen, in den Schlot hinauf verschwand.

Der Ton dieses Seufzers machte Shrowl ebenso stutzig, wie ein anderer Mensch vielleicht durch den Knall eines Pistolenschusses gemacht worden wäre. Seine Spürhundaugen öffneten sich vor Erstaunen und er schüttelte, während er von der Tür hinwegging, ominös den Kopf.

---

## Siebentes Kapitel

### *Werden sie kommen?*

Die Haushälterin von Porthgenna Tower hatte eben die nötigen Anstalten zum Empfang ihres Herrn und ihrer Herrin zu der in Mistreß Franklands Brief von St. Swithins-on-Sea erwähnten Zeit beendet, als sie durch den Empfang eines schwarzgesiegelten, mit einem breiten, schwarzen Trauerrand eingefassten Briefes überrascht ward. Der Brief teilte kurz die Nachricht von Kapitän Trevertons Tod mit und meldete ihr, daß der Besuch der jungen Herrschaft in Porthgenna auf unbestimmte Zeit verschoben sei.

Mit derselben Post erhielt der Baumeister, welcher die Wiederherstellung der westlichen Treppe leitete, ebenfalls einen Brief, durch welchen er ersucht ward, sofort nach Beendigung der Reparaturen, mit welchen er beschäftigt wäre, seine Rechnung einzuschicken, während man ihm zugleich mitteilte, daß Mr. Frankland vor der Hand nicht im Stande sei, dem Plan wegen Bewohnbarmachung der nördlichen Zimmer irgendwelche Aufmerksamkeit zu widmen, da er in Folge eines Trauerfalls vielleicht seine Absichten in Bezug auf die vorgeschlagenen Reparaturen in jenem Teile des Hauses ändern würde.

Nach Empfang dieser Mitteilung zog der Baumeister sich und seine Leute, sobald die westliche Treppe und das Gelände in Stand gesetzt waren, zurück und Porthgenna Tower blieb abermals der Obhut der Haushälterin und des Kastellans überlassen, ohne daß Herr oder Herrin, Freunde oder Fremdlinge die einsamen Gänge durchwandelt oder die leeren Zimmer belebt hätten.

Von dieser Zeit an vergingen acht Monate und die Haushälterin hörte von ihrem Herrn und ihrer Herrin nichts, ausgenommen hin und wieder durch einen Artikel in dem Lokalblatt, welcher zweifelhaft auf die Möglichkeit hindeutete, daß die junge Herrschaft vielleicht

doch noch, und zwar in nicht sehr ferner Zeit, das alte Haus beziehen und sich für die Angelegenheiten ihrer Gutsuntertanen interessieren werde.

Der Kastellan sammelte, wenn Geschäfte ihn nach der Poststadt führten, ebenfalls zuweilen unter den alten Freunden und Schutzbefohlenen der Familie Treverton allerhand Gerüchte über seine Herrschaft.

Alle diese Mitteilungen bewogen die Haushälterin zu dem Schlusse, daß Mr. und Mistreß Frankland nach dem Empfang der Nachricht vom Tode des Kapitäns nach Long Beckley zurückgekehrt wären und hier einige Monate in der strengsten Zurückgezogenheit gelebt hätten.

Als sie diesen Ort verließen, begaben sie sich, wenn man der Zeitungsnachricht Glauben schenken durfte, in die Umgegend von London und bewohnten das Haus einiger Freunde, die auf dem Kontinent reisten. Hier mußten sie einige Zeit geblieben sein, denn das neue Jahr kam und brachte kein Gerücht von irgend einer Veränderung ihres Aufenthaltsortes. Januar und Februar vergingen, ohne daß man etwas von ihnen erfuhr.

In den ersten Tagen des März hatte der Kastellan Veranlassung, nach der Poststadt zu gehen. Als er nach Porthgenna zurückkam, brachte er in Bezug auf Mr. und Mistreß Frankland eine neue Nachricht mit, welche das Interesse der Haushälterin in außerordentlichem Grade rege machte. An zwei verschiedenen Orten, von denen jeder höchst achtbar war, hatte der Kastellan scherzhafterweise erwähnen hören, daß die häuslichen Verantwortlichkeiten seines Herrn und seiner Herrin wahrscheinlich dadurch vermehrt werden würden, daß sie gegen das Ende des Frühlings oder zu Anfang des Sommers eine Wärterin zu mieten und eine Wiege zu kaufen hätten. Kurz und unverblümt, unter den vielen Säuglingen, deren Erscheinen in der Welt im Laufe der nächsten drei Monate zu erwarten stand, befand sich auch einer, der den Namen Frankland führen und – wenn es glücklicherweise ein Knabe war – als Erbe der Herrschaft Porthgenna in ganz West Cornwall keine geringe Sensation hervorrufen mußte.

Im nächstfolgenden Monat, im Monat April, ehe noch die Haushälterin und der Kastellan mit Erörterung dieser letzten und wichtigsten Neuigkeit fertig waren, machte der Briefträger seinen willkommenen Besuch in Porthgenna Tower und brachte abermals einen Brief von Mistreß Frankland. Das Gesicht der Haushälterin verklärte sich vor ungewöhnlicher Freude und Überraschung, als sie die erste Zeile las. Der Brief meldete, daß der so lange aufgeschobene Besuch ihres Herrn und ihrer Herrin in dem alten Schlosse nun in den ersten Tagen des Mai stattfinden würde und ihre Ankunft vom ersten bis zum zehnten des Monats jeden Tag erwartet werden könne.

Die Gründe, welche die Besitzer von Porthgenna veranlaßt hatten, endlich eine Zeit zu dem Besuche ihres Landsitzes festzusetzen, hingen mit gewissen Einzelheiten zusammen, in welche Mistreß Frankland es nicht für rätlich gehalten in ihrem Briefe einzugehen.

Es hatte nämlich in Bezug auf den nächsten Wohnsitz, welchen sie nach der Rückkehr der Freunde, deren Haus sie jetzt bewohnten, wählen sollten, eine kleine Erörterung stattgefunden. Mr. Frankland hatte sehr vernünftigerweise vorgeschlagen, wieder nach Long Beckley zurückzukehren – nicht bloß weil ihre ältesten Freunde sämtlich in der dortigen Gegend lebten, sondern auch – und die Umstände ließen dies als eine besonders wichtige Erwägung erscheinen – weil der Ort den Vorzug hatte, einen ausgezeichneten Arzt zu besitzen.

Unglücklicherweise machte dieser letztere Vorteil, weit entfernt in Mistreß Franklands Augen als ein solcher zu erscheinen, sie vielmehr abgeneigt, wieder in Long Beckley zu wohnen. Sie hatte, wie sie gestand, von jeher eine durch nichts gerechtfertigte Antipathie gegen den dortigen Arzt gehabt. Er konnte ein sehr geschickter, ein außerordentlich höflicher und unleugbar achtbarer Mann sein, aber dennoch hatte sie ihn niemals leiden können und sie war deshalb entschlossen, sich dem Plane, in Long Beckley zu wohnen, zu widersetzen, weil die Ausführung desselben sie genötigt haben würde, sich der Obhut dieses Mannes anzuvertrauen.

Es wurden nun zwei andere Wohnorte in Vorschlag gebracht,

Mistreß Frankland hatte jedem denselben Einwand entgegenzustellen; in beiden Fällen war der dort wohnhafte Arzt ihr fremd und sie konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, sich von einem Fremden behandeln zu lassen.

Endlich ward, wie sie schon im voraus erwartet, die Wahl des künftigen Wohnorts ausschließlich ihrer eigenen Neigung anheimgestellt und nun beschloß sie zum Erstaunen ihres Gatten und ihrer Freunde sofort, nach Porthgenna zu gehen.

Diesen seltsamen Plan hatte sie gefaßt und war jetzt entschlossen, ihn auszuführen, teils weil sie neugieriger als je war, diesen Ort wiederzusehen, teils weil der Arzt, der ihre Mutter in ihrer letzten Krankheit und sie selbst als Kind bei allen ihren eigenen kleinen körperlichen Übeln behandelt, noch lebte und in der Umgegend von Porthgenna praktizierte.

Ihr Vater und dieser Arzt waren alte Freunde gewesen und hatten sich jahrelang jeden Sonnabend Abend an dasselbe Schachbrett gesetzt. Sie hatten ihre Freundschaft, als sie die Umstände trennten, jedes Jahr durch den Austausch von Weihnachtsgeschenken aufrecht gehalten, und als die traurige Nachricht vom Tode des Kapitäns nach Cornwall kam, hatte der Doktor einen Beileidsbrief an Rosamunden geschrieben, in welchem er von seinem früheren Freund und Gönner in Ausdrücken sprach, welche sie niemals vergessen konnte. Er mußte ein netter, väterlicher, guter alter Mann sein – von allen Ärzten in jeder Beziehung der geeignetste für sie.

Kurz, Mistreß Frankland war zu Gunsten des Arztes von Porthgenna ebenso stark eingenommen wie gegen den von Long Beckley und sie endete – wie alle jungen Frauen liebevoller Männer tun können und auch wirklich tun so oft es ihnen beliebt – damit, daß sie ihren Willen durchsetzte.

Am ersten Mai waren die westlichen Zimmer alle zum Empfang des Herrn und der Herrin des Hauses bereit. Die Betten waren gelüftet, die Teppiche ausgepocht, die Sofas und Stühle ihrer schützenden Hüllen entkleidet; die Haushälterin zog ihr Atlaskleid und steckte ihre Granatbrosche an; die Magd folgte in ehrerbietiger Entfernung in braunem Merino und einem Rosabande, und der

kahlköpfige alte Kastellan, der sich von den Weibsleuten nicht ausstechen lassen wollte, produzierte sich in einer neuen, allerliebsten, eigens für diese Gelegenheit angeschafften, braunen Perücke und einer schwarzen Brokatweste, welche es an Schwärze und Glanz fast mit dem Atlaskleide der Haushälterin aufnehmen konnte.

Der Tag verging, der Abend kam, es ward Schlafenszeit – aber von Mr. und Mistreß Frankland war noch nichts zu sehen. Freilich war der erste Mai auch der früheste Tag, an welchem man sie erwarten konnte. Dies meinte der Kastellan und die Haushälterin setzte hinzu, es wäre töricht, sich in seiner Erwartung getäuscht zu fühlen, selbst wenn sie erst den fünften ankämen.

Der fünfte Mai kam, aber noch immer passierte nichts. Der sechste, siebente, achte und neunte folgten, aber kein Geräusch der erwarteten Wagenräder näherte sich dem einsamen Schlosse.

Am zehnten und letzten Tage standen die Haushälterin, der Kastellan und die Magd alle drei früher auf als gewöhnlich. Alle drei öffneten und schlossen Türen und gingen Treppen auf und ab öfter als nötig war; alle drei schauten fortwährend nach dem Moor und der Landstraße aus und die Aussicht kam ihnen einförmiger, langweiliger und leerer vor, als dies bis jetzt jemals der Fall gewesen.

Der Tag verging, die Sonne ging unter, die Dunkelheit verwandelte das fortwährende Ausschauen der Haushälterin, des Kastellans und der Magd in fortwährendes Horchen; es schlug zehn Uhr und immer noch war, wenn sie an das offene Fenster gingen, weiter nichts zu hören, als das langweilige, eintönige, ermüdenden, unaufhörliche Anschlagen der Brandung an die sandige Küste.

Die Haushälterin begann die Zeit zu berechnen, welche zu der Eisenbahnreise von London nach Devonshire und dann zu der Postreise durch Cornwall nach Porthgenna erforderlich wäre. Wann hatten Mr. und Mistreß Frankland Plymouth verlassen? – dies war die erste Frage. Und welche zeitraubende Schwierigkeiten hatte es ihnen vielleicht später gemacht, Pferde zu bekommen? – dies war die zweite.

Die Haushälterin und der Kastellan waren bei Besprechung dieser

Punkte sehr verschiedener Meinung, beide aber kamen dahin überein, daß sie bis Mitternacht wach bleiben mußten, im Fall die Herrschaft doch noch ankäme. Die Magd, welche dies von den höhern Autoritäten gesprochene Urteil, das sie für die nächsten zwei Stunden von ihrem Bett verbannte, hörte, gähnte und seufzte wehmütig, bekam aber von dem Kastellan einen Verweis und von der Haushälterin ein Gesangbuch, um darin zu lesen und sich dadurch munter und bei guter Laune zu erhalten.

Es schlug zwölf Uhr und immer noch waren das eintönige Rauschen der Brandung und jenes laute geheimnisvolle, knisternde Geräusch, welches sich zuweilen in einem alten Hause des Nachts hören läßt, alles, was man vernahm. Der Kastellan war eingenickt, die Magd war durch den beschwichtigenden Einfluß in völlig festen Schlaf gesunken; die Haushälterin aber war vollkommen munter, hielt ihre Augen auf das Fenster geheftet und schüttelte von Zeit zu Zeit bedenklich den Kopf.

Beim letzten Schlage der Mitternachtsstunde verließ sie ihren Stuhl, horchte aufmerksam und da sie noch nichts vernahm, so rüttelte sie die Magd ärgerlich an der Schulter und stampfte mit dem Fuße auf die Diele, um den Kastellan zu wecken.

»Nun können wir zu Bett gehen,« sagte sie; »sie kommen nicht.«

»Saget Ihr, sie kämen gar nicht?« fragte der Kastellan, indem er schläfrig seine Perücke gerade setzte.

»Nein, ich sagte bloß, sie kämen nicht,« antwortete die Haushälterin spitz. »Ich für meine Person würde mich aber nicht wundern, wenn wir sie nach all unserer Mühe, die wir gehabt, um das Haus in Stand zu setzen, wirklich gar nicht zu sehen bekämen. Es ist dies das zweite Mal, das sie uns täuschen. Das erste Mal war der Tod des Kapitäns die Ursache. Was hält sie jetzt ab? Wieder ein Todesfall? Ich würde mich nicht wundern, wenn es der Fall wäre.«

»Ich auch nicht,« stimmte der Kastellan gähnend bei.

»Wieder ein Todesfall!« wiederholte die Haushälterin abergläubisch. »Wenn es wirklich wieder ein Todesfall ist, so würde ich diesen an ihrer Stelle als eine Warnung betrachten und mich von diesem Hause hier fernhalten.«



## Achtes Kapitel

### *Mistreib Jazeph*

Wenn die Haushälterin anstatt zu vermuten, daß ein zweiter Todesfall Mr. und Mistreib Franklands Ankunft in Porthgenna im Wege stünde, diesmal der Abwechslung wegen geglaubt hätte, daß ein Geburtsfall das Hindernis sei, welches diese Ankunft verzögerte, so hätte sie zufällig das Richtige getroffen und sich dadurch den Ruf einer klugen Frau erworben.

Ihr Herr und ihre Herrin waren nämlich am 9. Mai von London aufgebrochen und hatten den größten Teil ihrer Eisenbahnreise zurückgelegt, als sie plötzlich, Mistreib Franklands wegen, an der Station einer kleinen Stadt in Somersetshire Halt machen mußten.

Der kleine Gast, welcher bestimmt war, die häuslichen Pflichten des jungen Ehepaares zu vermehren, hatte eigensinnigerweise sich in den Kopf gesetzt, die Bühne der Welt in der Rolle eines muntern, derben Knaben einen Monat früher zu betreten, als man ihn erwartet, und es bescheiden vorgezogen, sein erstes Debüt lieber in einem kleinen Gasthofs in Somersetshire zu machen, als zu warten, bis er mit großen Zeremonien in dem Schlosse Porthgenna begrüßt würde, welches er einst erben sollte.

Sehr wenig Ereignisse hatten jemals größere Sensation in der Stadt West Winston hervorgerufen, als das eine kleine Ereignis der unerwarteten Unterbrechung von Mr. und Mistreib Franklands Reise an diesem Orte. Niemals seit der letzten Parlamentswahl waren der Wirt und die Wirtin des Hotels zum Tigerkopfe in so fieberhafter Aufregung im Hause herumgerannt, wie sich ihrer bemächtigte, als Mr. Franklands Diener und Mistreib Franklands Zofe in einer Chaise von der Eisenbahnstation vorfuhren, um zu melden, daß ihr Herr und ihre Herrin nachkämen und daß die größten und ruhigsten Zimmer in dem Hotel sofort unter den unerwartetsten und interessantesten

Umständen gebraucht würden.

Niemals, seitdem er triumphierend sein Examen bestanden, hatte der junge Doktor Orridge, der seinem Vorgänger die Kundschaft von West Winston abgekauft, sich von einem solchen Schauer angenehmer Aufregung vom Kopf bis zum Fuße durchrieselt gefühlt, als da er hörte, daß die Gattin eines reichen blinden Herrn auf der Eisenbahnreise von London nach Devonshire auf der West Winston Station unwohl geworden sei und ohne einen Augenblick Verzug alles bedürfe, was seine Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit für sie tun könnte.

Noch niemals seit dem letzten Vogelschießen und Maskenball hatten die Damen der Stadt sich mit einem so alles andere absorbierenden Thema für die Konversation beschenkt gesehen, wie ihnen jetzt durch Mistreß Franklands Unfall geliefert ward.

Fabelhafte Gerüchte von der Schönheit der jungen Frau und dem Reichtum des Gatten entströmten der Urquelle des Tigerkopfes und ergossen sich durch die Haupt- und Nebengassen der kleinen Stadt. Es kursierten ein Dutzend verschiedene Gerüchte, von welchen eins immer ausgesuchter falsch war als das andere, über Mr. Franklands Blindheit und die Ursache derselben; über den beklagenswerten Zustand, in welchem seine junge Gattin in dem Hotel angelangt war, und über das peinliche Gefühl von Verantwortlichkeit, welches den unerfahrenen Doktor Orridge von dem ersten Augenblick an entmutigt, wo er seine vornehme und liebenswürdige Patientin zu Gesicht bekommen.

Erst um acht Uhr abends ward die allgemeine Erwartung durch die Meldung beruhigt, daß das Kind zur Welt geboren sei und lustig schreie; daß die Mutter sich in Anbetracht aller Umstände ausgezeichnet wohl befinde und daß Doktor Orridge nicht bloß wieder Mut gefaßt, sondern sich auch durch die Geschicklichkeit, Zartheit und Aufmerksamkeit, womit er seine Pflichten erfüllt, mit Ruhm bedeckt habe.

Am nächsten Tage und am dritten und eine Woche lang nach diesem lauteten die Berichte immer noch günstig. Am zehnten Tage jedoch ward eine Katastrophe gemeldet. Die Wärterin, welche

Mistreß Frankland pflegte, war plötzlich krank geworden und sah sich für wenigstens diese Woche, ja vielleicht auf noch viel längere Zeit hinaus, außer Stande, fernere Dienste zu leisten.

In einer großen Stadt wäre diesem Übelstande sehr schnell abzuhelfen gewesen, an einem Orte wie West Winston aber war es nicht so leicht, den Verlust einer erfahrenen Wärterin binnen wenigen Stunden zu ersetzen.

Als Doktor Orridge in dieser neuen Bedrängnis zu Rate gezogen ward, gestand er offen, daß er einiger Bedenkzeit bedürfe, ehe er sich anheischig machen könne, eine andere gediegene Wärterin, welche Ruf und Erfahrung genug besäße, um eine Dame wie Mistreß Frankland zu bedienen, ausfindig zu machen.

Mr. Frankland schlug vor, an einen befreundeten Arzt in London deswegen zu telegraphieren, der Doktor war aber aus vielen Gründen abgeneigt, von diesem Auskunftsmittel anders als höchstens im äußersten Falle Gebrauch zu machen. Er meinte, es werde immer einige Zeit nötig sein, um die rechte Person zu finden und nach West Winston zu schicken und überdies wolle er viel lieber eine Frau engagiert sehen, deren Charakter und Fähigkeiten er selbst genau kenne.

Deshalb schlug er vor, daß Mistreß Frankland für einige Stunden der Obhut ihrer Zofe unter Oberaufsicht der Wirtin des Tigerkopfs anvertraut werde, während er selbst in der Umgegend Erkundigungen einzöge. Wenn diese Erkundigungen kein genügendes Resultat lieferten, so wäre er, wenn er abends wieder käme, dann bereit, Mr. Franklands Vorschlage, wegen einer Wärterin nach London zu telegraphieren, beizutreten.

Als Doktor Orridge demgemäß seine Nachforschungen begann, waren dieselben, trotzdem daß er keine Mühe sparte, von keinem Erfolge begleitet. Er fand wohl eine Menge Weiber, die sich zu dem Amte einer Krankenwärterin erboten; aber es waren lauter Bäuerinnen mit rauhen Stimmen, plumpen Händen und schweren Füßen, wohl gutherzig und bereitwillig, dabei aber viel zu unbeholfen und ungeschickt, um an das Bett einer solchen Dame, wie Mistreß Frankland, gestellt zu werden.

Die Morgenstunden vergingen und der Nachmittag kam, aber immer noch hatte Doktor Orridge für die erkrankte Wärterin keine Substitution gefunden, die er wagen konnte zu engagieren.

Um zwei Uhr hatte er eine halbstündige Fahrt nach einem Landhause vor sich, wo er ein krankes Kind zu besuchen hatte.

»Vielleicht fällt mir auf dem Hin- oder Herwege eine passende Person ein,« dachte Doktor Orridge, als er in seine Chaise stieg. »Ich habe ja bis zur Zeit meines Abendbesuchs in dem Hotel noch einige Stunden vor mir.«

Mit der besten Absicht von der Welt, den ganzen Weg nach dem Landhause entlang sich den Kopf zerbrechend, erreichte Doktor Orridge das Ziel seiner Bestimmung, ohne zu einem anderen Schlusse gekommen zu sein, als daß er ja auch Mistreß Norbury, die Dame, deren krankes Kind er zu besuchen im Begriff stand, von seiner Verlegenheit in Kenntnis setzen und um Rat fragen könne.

Er hatte sie besucht, als er die Kundschaft von West Winston gekauft und in ihr eine jener offenen, gutmütigen, in mittleren Lebensjahren stehenden Frauen gefunden, die man gewöhnlich mit dem Prädikat »mütterlich« bezeichnet. Ihr Gatte war ein Landedelmann, bekannt wegen seiner alten Politik, seiner alten Witze und seines alten Weins. Er hatte den herzlichen Empfang, den seine Frau dem neuen Doktor angedeihen ließ, mit all den gewöhnlichen scherzhaften Redensarten unterstützt, welchen zufolge er ihm niemals Beschäftigung geben und nie andere Flaschen in sein Haus bringen lassen wolle, als solche, welche in den Keller hinuntergeschafft würden.

Doktor Orridge lachte über ihn, während er seine Gattin lieb gewinnen lernte, und er meinte deshalb jetzt, es könne nichts schaden, wenn er, ehe er alle Hoffnung aufgäbe, eine passende Wärterin zu finden, Mistreß Norbury als eine alte Bewohnerin der Umgegend von West Winston um ihren Rat fragte.

Nachdem er demgemäß das Kind gesehen und erklärt, daß an dem kleinen Patienten keinerlei beunruhigende Symptome wahrzunehmen wären, bahnte er den Weg für die Darlegung der Verlegenheit, in der er sich befand, dadurch, daß er Mistreß Norbury

fragte, ob sie schon von dem »interessanten Vorfall« gehört, welcher sich in dem Tigerkopf ereignet habe.

»Sie meinen,« antwortete Mistreß Norbury, die eine offene, biedere Frau war und stets ohne alle Umstände sprach, »Sie meinen, ob ich von der armen unglücklichen Dame gehört habe, die auf ihrer Reise unwohl ward und in dem Gasthause von einem Kinde entbunden worden ist? Das haben wir allerdings gehört, aber weiter nichts, denn wir leben hier, Gott sei Dank, abgesondert von allem Stadtklatsch. Wie befindet sich denn die arme junge Dame? Wer ist sie denn? Ist das Kind munter? Kann ich ihr etwas schicken oder sonst etwas für sie tun?«

»Ja, Sie könnten ihr einen großen Dienst leisten und dadurch auch zugleich mir einen großen Gefallen tun,« entgegnete Doktor Orridge, »wenn Sie mir nämlich eine achtbare solide Frau in dieser Umgegend nachweisen könnten, welche die Stelle einer Wärterin bei ihr vertreten könnte.«

»Wie? Hat denn die arme Frau nicht einmal eine Wärterin!« rief Mistreß Norbury.

»O, sie hatte die allerbeste Wärterin in West Winston,« entgegnete Doktor Orridge, »unglücklicherweise aber ward diese heute morgen krank und mußte nach Hause gehen. Nun weiß ich meines Leibes keinen Rat, wo ich eine andere herbekommen soll. Mistreß Frankland ist daran gewöhnt, gut abgewartet zu werden, und ich weiß nun nicht, wo ich eine Person finden soll, von der sich voraussetzen läßt, daß sie diesen Ansprüchen genügen werde.«

»Frankland, sagten Sie, ist ihr Name?« fragte Mistreß Norbury.

»Ja, sie ist, wie ich höre, eine Tochter jenes Kapitän Treverton, der vor einem Jahre in Westindien mit seinem Schiffe verunglückte. Vielleicht entsinnen Sie sich, den Bericht von diesem Unglücksfalle in den Zeitungen gelesen zu haben.«

»Jawohl entsinne ich mich, und ich entsinne mich auch des Kapitäns selbst. Ich war mit ihm in Portsmouth bekannt, als er noch ein junger Mann war. Seine Tochter und ich dürfen einander nicht als Fremde betrachten, besonders nicht unter den Umständen, in welchen das arme Wesen sich jetzt befindet. Ich werde sie in dem

Hotel besuchen, lieber Doktor, sobald Sie mir erlauben, mich ihr vorzustellen. Was ist aber mittlerweile in dieser Verlegenheit wegen der Wärterin zu tun? Wer ist jetzt bei Mistreß Frankland?»

»Ihr Kammermädchen; diese ist aber eine sehr junge Person und versteht nichts von Krankenpflege. Die Wirtin des Gasthofs ist allerdings bereit zu helfen, wo sie kann, wird aber zu sehr von ihren häuslichen Verrichtungen in Anspruch genommen. Wahrscheinlich werden wir nach London telegraphieren und jemanden auf der Eisenbahn hierher schicken lassen.«

»Und darüber wird natürlich Zeit vergehen und die neue Wärterin ist vielleicht, wenn Sie sie da haben, eine Säuferin, oder eine Diebin, oder beides,« sagte die mit der Sprache gerade herausgehende Mistreß Norbury. »Mein Himmel, könnten wir denn da nichts Besseres tun? Ich bin gern bereit, mich jeder Mühe zu unterziehen und jedes Opfer zu bringen, wenn ich mich Mistreß Frankland dadurch nützlich machen kann. Wissen Sie, lieber Doktor, ich glaube, es wäre gut, wenn wir meine Haushälterin, Mistreß Jazeph, zu Rate zögen. Sie ist eine sonderbare Frau mit einem sonderbaren Namen, werden Sie sagen. Aber sie ist nun über fünf Jahre hier bei uns und kennt vielleicht jemanden hier in der Nähe, der Ihnen paßt.«

Mit diesen Worten zog Mistreß Norbury die Klingel und befahl dem hierauf eintretenden Diener, Mistreß Jazeph zu sagen, daß sie sogleich heraufkommen solle.

Nach Verlauf von einigen Minuten ward leise an die Tür gepocht und die Haushälterin trat in das Zimmer.

Doktor Orridge betrachtete sie in dem Augenblick, wo sie erschien, mit einem Interesse und einer Neugierde, die er sich nicht erklären konnte. Er schätzte auf den ersten flüchtigen Blick ihr Alter auf ungefähr fünfzig Jahre. Gleichzeitig entdeckte sein ärztliches Auge, daß ein Teil der verwickelten Maschinerie des Nervensystems bei Mistreß Jazeph in Unordnung geraten sein müsse. Er bemerkte das schmerzliche Arbeiten der Muskeln ihres Gesichts und die hektische Röte, die ihr in die Wangen stieg, als sie in das Zimmer trat und den Fremden hier antraf. Er bemerkte ferner einen seltsamen scheuen Blick in ihren Augen und daß dieser sie auch

nicht verließ, obschon ihr übriges Gesicht allmählich den Ausdruck der Fassung gewann.

»Dieses Weib hat mit einem furchtbaren Schrecken oder mit einem großen Kummer, oder mit einer abzehrenden Krankheit zu kämpfen gehabt,« dachte er bei sich selbst. »Ich möchte wissen, was von diesen dreien es gewesen ist.«

»Das ist der Herr Doktor Orridge, der sich seit einiger Zeit in West Winston niedergelassen hat,« sagte Mistreß Norbury zu der Haushälterin. »Er hat eine Dame zu behandeln, welche auf ihrer Reise nach dem Westen an unserer Station Halt machen müssen und jetzt im Tigerkopf wohnt. Ihr habt wohl schon davon gehört, Mistreß Jazeph, wie?«

Mistreß Jazeph, die dicht an der Schwelle stehen geblieben war, sah den Doktor ehrerbietig an und antwortete bejahend. Obschon sie bloß die beiden gewöhnlichen Worte »Ja, Madame,« in ruhiger, teilnahmloser Weise sagte, so ward Doktor Orridge doch von dem sanften Wohllaut ihrer Stimme betroffen. Hätte er sie nicht angesehen, so würde er geglaubt haben, es sei die Stimme eines jungen Frauenzimmers. Seine Augen blieben, nachdem sie gesprochen, auf sie geheftet, obschon er fühlte, daß er ihre Herrin hätte ansehen sollen. Er, der sonst auf dergleichen Dinge gar nicht achtete, musterte ihren Anzug, sodaß er sich noch lange nachher der Form der makellosen Musselinhäube, welche sauber ihr glattes graues Haar bedeckte, sowie der ruhigen braunen Farbe des seidenen Kleides erinnerte, welches so nett paßte und in so spärlichen, sittsamen Falten um sie herumhing.

Die Verlegenheit, welche sie offenbar empfand, als sie sah, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Doktors war, verleitete sie doch nicht zu der geringsten Unbeholfenheit in ihren Gebärden oder ihrem Benehmen. Wenn es, physisch gesprochen, eine Grazie der Zurückhaltung geben kann, so war dies die Grazie, welche Mistreß Jazeph in ihren geringsten Bewegungen zu leiten schien, die sie bewog, ihren Fuß leicht über den Teppich hinweggleiten zu lassen, als sie nähertrat, während ihre Herrin sie wieder anredete; welche die Bewegung ihrer hagern rechten Hand beherrschte, als

dieselbe leicht auf einem Tische ruhte, während sie stehen blieb, um die nächste an sie gerichtete Frage zu hören.

»Nun wohl,« fuhr Mistreß Norbury fort, »diese arme Dame war so ziemlich gut versorgt, als die Wärterin, die mit ihrer Pflege beauftragt war, heute Morgen krank ward, und nun liegt sie an einem fremden Orte zum ersten Male als Wöchnerin ohne geeignete Abwartung – ohne eine bejahrte erfahrene Frau zu ihrem Beistand zu haben. Wir suchen deshalb jemand, der geeignet ist, jene zarte Dame, welche die rauhe Seite des Lebens nie kennengelernt hat, zu bedienen. Doktor Orridge weiß nicht sogleich innerhalb eines Tages jemanden zu finden und ich kann ihm auch niemanden nennen. Könnt Ihr uns vielleicht beistehen, Mistreß Jazeph? Gibt es vielleicht unten im Dorfe oder unter Mr. Norburys Pächtern Frauen, welche etwas von Krankenpflege verstehen und außerdem noch den nötigen Grad von Takt und Zartgefühl besitzen?«

Mistreß Jazeph dachte eine kleine Weile nach und sagte dann sehr ehrerbietig, aber auch sehr kurz und immer noch ohne sich, wie es schien, für die Sache zu interessieren, sie kenne niemanden, den sie empfehlen könnte.

»Erklärt dies nicht allzu bestimmt, so lange Ihr nicht noch ein wenig länger nachgedacht habt,« sagte Mistreß Norbury. »Ich habe ein ganz besonderes Interesse, dieser Dame zu dienen, denn der Doktor sagte mir gerade ehe Ihr eintratet, es sei die Tochter des Kapitäns Treverton, dessen Schiffbruch –«

In dem Augenblick, wo diese Worte gesprochen wurden, drehte sich Mistreß Jazeph plötzlich herum und sah den Doktor an. Sie schien zu vergessen, daß ihre rechte Hand auf dem Tische ruhte und bewegte dieselbe so plötzlich, daß sie damit an die bronzene Statuette des Hundes stieß, die auf einigen Schreibmaterialien stand. Die Statuette fiel auf den Fußboden herab und Mistreß Jazeph bückte sich, um sie aufzuheben mit einem Schreckensruf, der im Vergleich mit der geringfügigen Ursache des Unfalls seltsam übertrieben zu sein schien.

»Nun was erschreckt Ihr denn so?« rief Mistreß Norbury. »Der Hund ist nicht zerbrochen – setzt ihn nur wieder hin! Das ist das

erste Mal, Mistreß Jazeph, daß ich von Euch eine ungeschickte Bewegung sehe. Ihr könnt dies, glaube ich, als ein Kompliment betrachten. Also, wie ich sagte, diese Dame ist die Tochter des Kapitäns Treverton, dessen furchtbarer Schiffbruch in den Zeitungen berichtet ward. Ich war in meiner Jugend mit ihrem Vater bekannt und aus diesem Grunde liegt mir doppelt daran, ihr jetzt behilflich zu sein. Überlegt es Euch noch einmal. Ist wirklich niemand hier in der Nähe, dem man ihre Abwartung anvertrauen könnte ?«

Der Doktor, welcher Mistreß Jazeph immer noch mit jenem geheimen ärztlichen Interesse beobachtete, hatte sie, als sie zusammenfuhr und nach ihm hinschaute, so totenbleich werden sehen, daß er sich nicht gewundert hätte, wenn sie auf der Stelle ohnmächtig geworden wäre. Jetzt bemerkte er, daß sie, als ihre Herrin aufhörte zu sprechen, abermals die Farbe wechselte. Die hektische Röte erzeugte auf ihren Wangen abermals zwei helle Flecken. Ihre schüchternen Augen schweiften ruhig im Zimmer umher und ihre Finger flochten sich, während sie die Hände faltete, mechanisch ineinander.

»Es wäre das ein sehr interessanter Fall, wenn man ihn zu behandeln hätte,« dachte der Doktor, während er jede nervöse Bewegung der Hände der Haushälterin mit wachsamen Augen beobachtete.

»Überlegt es Euch noch einmal,« wiederholte Mistreß Norbury. »Es liegt mir gar so viel daran, dieser armen Dame aus ihrer Verlegenheit zu helfen.«

»Es tut mir sehr leid,« sagte Mistreß Jazeph in leisem, zitterndem Tone, aber immer noch mit demselben Wohlklang in ihrer Stimme, »es tut mir sehr leid, daß ich mich auf niemanden besinnen kann, der sich dazu eignete, aber –«

Sie stockte. Kein schüchternes Kind hätte bei seiner ersten Einführung in die Gesellschaft von Fremden befängener aussehen können, als sie jetzt aussah. Ihre Augen hafteten auf dem Boden, ihre Farbe ward dunkler und die Finger ihrer gefalteten Hände arbeiteten jeden Augenblick schneller und schneller.

»Aber was?« fragte Mistreß Norbury.

»Ich wollte eben sagen, Madame,« antwortete Mistreß Jazeph, indem sie mit der größten Mühe und Befangenheit sprach und ohne ihre Augen zu dem Gesicht ihrer Herrin zu erheben, »damit es dieser Dame nicht an einer Wärterin fehle, würde ich – da Sie sich einmal so sehr für sie interessieren – wenn Sie glaubten, mich entbehren zu können –«

»Wie, Ihr wollt selbst die Stelle einer Wärterin bei Ihr übernehmen?« rief Mistreß Norbury. »In der Tat, obschon Ihr einen langen Umweg eingeschlagen habt, so seid Ihr doch endlich auf eine Weise zur Sache gekommen, die Eurem guten Herzen und Eurer Bereitwilligkeit, Euch nützlich zu machen, zur großen Ehre gereicht. Was die Frage, ob ich Euch entbehren könne, betrifft, so bin ich natürlich unter den obwaltenden Umständen nicht so egoistisch, daß ich mich an die Unbequemlichkeit, meine Haushälterin einzubüßen, stoßen sollte. Die Frage ist aber: seid Ihr auch ebenso fähig als bereitwillig? Habt Ihr jemals Erfahrung in der Krankenpflege gehabt?«

»Ja, Madame,« antwortete Mistreß Jazeph, immer noch ohne die Augen vom Boden zu erheben. »Kurz nach meiner Verheiratung« – die Röte verschwand und ihr Gesicht ward wieder bleich, indem sie diese Worte sagte – »beschäftigte ich mich mit Krankenpflege und fuhr mit einigen Unterbrechungen damit fort bis zur Zeit des Todes meines Mannes. Ich erbiete mich bloß,« fuhr sie fort, indem sie sich zu dem Doktor wendete und in ihrem Wesen gefaßter ward, »ich erbiete mich bloß mit Erlaubnis meiner Herrin zur Stellvertreterin einer Wärterin, bis man eine besser geeignete Person finden kann.«

»Was meinen Sie, Doktor?« fragte Mistreß Norbury. Die Reihe des Stutzigwerdens war an den Doktor gekommen, als er hörte, daß Mistreß Jazeph sich selbst zu dem Amte einer Wärterin erbot. Er zögerte, ehe er Mistreß Norburys Frage beantwortete, dann sagte er:

»Ich kann in Bezug auf die Angemessenheit, Mistreß Jazeps Anerbieten dankbar anzunehmen, nur einen Zweifel haben.«

Mistreß Jazeps schüchterne Augen sahen ihn ängstlich und verlegen an, während er sprach. Mistreß Norbury fragte in ihrer

offenen, kurz angebundenen Weise sofort, was für ein Zweifel dies sei.

»Ich weiß nicht,« entgegnete der Doktor, »ob Mistreß Jazeph – sie wird es mir als Arzt nicht übelnehmen, daß ich es erwähne – ob Mistreß Jazeph kräftig genug ist und ob sie ihre Nerven hinreichend in der Gewalt hat, um die Pflichten zu erfüllen, welche sie so freundlich sich bereit erklärt, zu übernehmen.«

Trotz der Höflichkeit dieser Erklärung ward Mistreß Jazeph augenscheinlich aus der Fassung gebracht und in Verlegenheit gesetzt. Eine gewisse stille, resignierte Wehmut, die sehr rührend zu sehen war, sprach sich auf ihrem Gesicht aus, während sie sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, abwendete und langsam nach der Tür ging.

»Geht noch nicht!« rief Mistreß Norbury freundlich, »oder wenigstens, wenn Ihr geht, so kommt in fünf Minuten wieder. Ich bin überzeugt, daß wir Euch dann etwas Weiteres zu sagen haben werden.«

Mistreß Jazeph's Augen sprachen ihren Dank durch einen einzigen erkenntlichen Blick aus. Sie sahen, während sie auf dem Gesicht ihrer Herrin ruhten, so viel heller als gewöhnlich, daß Mistreß Norbury zu bemerken glaubte, es stünden Tränen darin. Ehe sie aber noch einmal hinsehen konnte, hatte Mistreß Jazeph sich gegen den Doktor verneigt und geräuschlos das Zimmer verlassen.

»Jetzt, wo wir allein sind, Doktor,« sagte Mistreß Norbury, »kann ich Ihnen mit aller Achtung vor Ihrem ärztlichen Urteil sagen, daß Sie Mistreß Jazeph's Nervenschwäche ein wenig überschätzen. Sie sieht allerdings sehr kränklich aus, das gestehe ich; nachdem ich sie aber fünf Jahre bei mir gehabt, kann ich Ihnen sagen, daß sie weit kräftiger ist als sie aussieht, und ich glaube aufrichtig, daß Sie Mistreß Frankland einen guten Dienst erzeigen, wenn Sie unsere freiwillige Wärterin wenigstens ein paar Tage auf Probe nehmen. Sie ist das sanfteste, zarteste Geschöpf, welches ich jemals kennengelernt und bei Erfüllung jeder Pflicht, die sie übernimmt, fast übertrieben gewissenhaft. Auf mich brauchen Sie durchaus keine Rücksicht zu nehmen. Ich habe erst vorige Woche eine

Tischgesellschaft gegeben und werde es nicht sobald wieder tun, sodaß ich meine Haushälterin zu keiner Zeit leichter hätte entbehren können als gerade jetzt.«

»Ich sage Ihnen Dank, sowohl in Mistreß Franklands Namen als in meinem eigenen,« entgegnete Doktor Orridge. »Nach dem, was Sie gesagt haben, wäre es undankbar und unhöflich, wenn man Ihren Rat nicht befolgen wollte. Sie werden mich indessen entschuldigen, wenn ich noch eine einzige Frage tue. Hörten Sie vielleicht, daß Mistreß Jazeph irgendwelchen körperlichen Zufällen unterworfen ist?«

»Niemals, seitdem sie in diesem Hause ist.«

»Sie überraschen mich; es liegt in ihrem Blick und Wesen etwas –«

»Ja, ja; jedermann bemerkt dies anfangs, aber es hat weiter nichts zu bedeuten, als daß ihre Gesundheit nicht die beste ist und daß sie in ihren jüngeren Jahren, wie ich vermute, kein sehr glückliches Leben gehabt hat. Die Dame, von welcher sie mit einem ganz vortrefflichen Zeugnis zu mir kam, erzählte mir, sie habe sich, während sie sich in einem traurigen, schutzlosen Zustande befunden, unglücklich verheiratet. Sie selbst spricht niemals von ihrem ehelichen Leide, ich glaube aber, ihr Mann hat sie nicht gut behandelt. Indessen glaube ich, daß dies uns weiter nichts angeht. Ich kann Ihnen bloß nochmals sagen, daß sie während der letztvergangenen fünf Jahre hier ganz vortreffliche Dienste geleistet hat und daß ich an Ihrer Stelle, so schwächlich sie auch aussieht, sie als die beste Wärterin betrachten würde, welche Mistreß Frankland unter den obwaltenden Umständen möglicherweise wünschen kann. Ich brauche wohl nichts weiter zu sagen. Nehmen Sie Mistreß Jazeph oder telegraphieren Sie nach London und lassen Sie eine Fremde kommen – die Entscheidung steht bei Ihnen.«

Doktor Orridge glaubte in Mistreß Norburys letzten Worten einen leichten Anflug von Reizbarkeit zu entdecken. Er war ein kluger Mann und unterdrückte lieber alle Zweifel, die er vielleicht in Bezug auf Mistreß Jazeps körperliche Befähigung zur Krankenwärterin noch hegte, als daß er es auf die Gefahr ankommen lassen wollte,

die angesehenste Dame in der Umgegend gleich beim Beginn seiner ärztlichen Praxis in West Winston zu beleidigen.

»Nach dem, was Sie die Güte gehabt, mir zu sagen, kann ich keinen Augenblick länger zögern,« sagte er. »Ich erlaube mir daher, Ihre Güte und das Anerbieten Ihrer Haushälterin dankbar anzunehmen.«

Mistress Norbury zog die Klingel. Auf den Ruf derselben erschien sofort die Haushälterin selbst wieder. Der Doktor fragte sich, ob sie vielleicht an der Tür gehorcht, und fand es, wenn sie dies getan, sehr seltsam, daß sie so begierig war, seine Entscheidung zu erfahren.

»Der Doktor nimmt Euer Anerbieten mit Dank an,« sagte Mistress Norbury, indem sie Mistress Jazeph winkte, näher zu treten. »Ich habe ihn überredet, daß Ihr nicht so schwach und kränklich seid, wie Ihr ausseht.«

Ein Schimmer freudiger Überraschung verklärte das Gesicht der Haushälterin. Es sah plötzlich um viele Jahre jünger, während sie lächelte und ihren Dank für das Vertrauen aussprach, welches man im Begriff stand in sie zu setzen. Zum ersten Male auch seitdem der Doktor sie gesehen, wagte sie zu sprechen, ehe sie angeredet ward.

»Wann wird meine Gegenwart verlangt werden, Sir?« fragte sie.

»Sobald als möglich,« entgegnete der Doktor.

Wie rasch und hell schienen ihre trüben Augen sich aufzuklären, als sie diese Antwort hörte! Wie weit hastiger als ihre gewöhnlichen Bewegungen war die, mit welcher sie sich jetzt herumdrehte und ihre Herrin bittend ansah.

»Geht sobald der Doktor es wünscht,« sagte Mistress Norbury. »Ich weiß, daß Eure Wirtschaftsbücher stets in Ordnung sind und Eure Schlüssel stets an den geeigneten Orten hängen; Ihr macht niemals Unordnung. Geht sobald der Doktor es wünscht.«

»Ihr habt wohl noch erst einige Vorbereitungen zu treffen?« sagt Doktor Orridge.

»Keine, die mich länger als eine halbe Stunde aufzuhalten brauchte,« antwortete Mistress Jazeph.

»Heute Abend ist Zeit genug,« sagte der Doktor, indem er seinen Hut nahm und sich gegen Mistreß Norbury verneigte. »Kommt nur in den Tigerkopf und fragt nach mir. Zwischen sieben und acht Uhr werde ich dort sein. Nochmals vielen Dank, Mistreß Norbury.«

»Meine besten Wünsche und Komplimente an Ihre Patientin, Doktor.«

»Also im Tigerkopf, heute Abend zwischen sieben und acht Uhr,« wiederholte Doktor Orridge, während die Haushälterin ihm die Tür öffnete.

»Zwischen sieben und acht Uhr, Sir,« wiederholte die sanfte, anmutige Stimme, die jetzt, wo ihr Ton eine Beimischung von Freude hatte, jünger klang als je.

---

## Neuntes Kapitel

### *Die neue Wärterin*

Als die Uhr sieben schlug, setzte Doktor Orridge seinen Hut auf, um nach dem Tigerkopfe zu gehen. Eben hatte er seine Tür geöffnet, als ihm auf der Schwelle ein Bote entgegentrat, der ihn wegen eines plötzlichen Krankheitsfalles sofort nach dem armen Teile der Stadt abrief. Die Fragen, die er an den Boten stellte, überzeugten ihn, daß es sich hier wirklich um einen dringlichen Fall handelte und daß er sein Erscheinen in dem Gasthause um kurze Zeit verschieben mußte.

Als er an das Bett des Patienten trat, entdeckte er an demselben Symptome, welche eine sofortige Operation notwendig machten. Die Vollziehung derselben beschäftigte ihn einige Zeit und es war daher dreiviertel auf acht, als er sein Haus zum zweiten Mal verließ, um sich nach dem Tigerkopf zu begeben.

Als er die Schwelle des Gasthauses überschritt, meldete man ihm, daß die neue Wärterin schon um sieben Uhr angekommen sei und ihn im Zimmer der Wirtin erwarte. Da die Wirtin keine Instruktion von dem Doktor erhalten hatte, so hatte sie geglaubt, es sei am geratensten, die fremde Frau nicht zu Mistreß Frankland zu führen, bevor der Doktor käme.

»Verlangte sie, in Mistreß Franklands Zimmer hinaufzugehen ?« fragte Doktor Orridge.

»Ja, Sir,« entgegnete die Wirtin, »und es schien mir, als wäre es ihr nicht recht, als ich sagte, ich müsse warten, bis Sie da wären. Wollen Sie hier hereinkommen und sogleich mit ihr sprechen ? Sie ist in meinem kleinen Besuchszimmer.«

Doktor Orridge folgte der Wirtin in ein kleines Zimmer auf der Hinterseite des Hauses und sah Mistreß Jazeph allein in dem von dem Fenster am weitesten entfernten Winkel sitzen.

Er war ein wenig überrascht zu sehen, daß sie, in dem Augenblick, wo die Tür geöffnet ward, ihren Schleier vor das Gesicht zog.

»Es tut mir leid, daß ich Euch habe warten lassen,« sagte er, »aber ich ward zu einem Kranken gerufen. Übrigens sagte ich Euch, zwischen Sieben und Acht, wie Ihr Euch erinnern werdet, und es ist noch nicht Acht.«

»Ich wollte nicht versäumen, rechtzeitig hier zu sein, Sir,« sagte Mistreß Jazeph.

Es lag in dem ruhigen Ton, in welchem sie sprach, ein Ausdruck von Zurückhaltung, der dem Doktor auffiel und ihn ein wenig befremdete. Sie fürchtete augenscheinlich nicht bloß, daß ihr Gesicht etwas verraten, sondern auch, daß ihre Stimme mehr sagen möchte als ihre Worte ausdrückten.

Welches Gefühl war sie so eifrig bedacht zu verbergen? War es Gereiztheit, daß man sie so lange allein in dem Zimmer der Wirtin hatte warten lassen?

»Wenn Ihr mir folgen wollt,« sagte Doktor Orridge, »so will ich Euch sofort zu Mistreß Frankland führen.«

Mistreß Jazeph erhob sich langsam und als sie auf ihren Füßen stand, ruhte ihre Hand einen Augenblick auf einem Tisch in ihrer Nähe. Dieser Umstand, so vorübergehend er auch war, bestärkte den Doktor noch mehr in seiner Überzeugung von ihrer körperlichen Untauglichkeit für die Stellung, zu deren Übernahme sie sich freiwillig erboten.

»Ihr scheint müde zu sein,« sagte er, indem er ihr voran aus dem Zimmer hinausging. »Ihr habt doch nicht etwa den ganzen weiten Weg zu Fuße gemacht?«

»Nein, Sir, meine Herrin war so gütig, mich von einem der Diener in der Ponychaise herfahren zu lassen.«

Es lag, indem sie diese Antwort gab, wieder dieselbe Zurückhaltung in ihrer Stimme und immer noch versuchte sie nicht, ihren Schleier zurückzuschlagen. Während man so die Treppe des Gasthauses hinaufging, nahm der Doktor sich im Stillen vor, ihr erstes Tun und Wesen in Mistreß Franklands Zimmer genau zu

beobachten und auf jeden Fall doch noch nach der Londoner Wärterin zu schicken, wenn Mistreß Jazeph nicht ganz besondere Begeisterung und Tauglichkeit bei Erfüllung ihrer neuen Pflichten an den Tag legte.

Das Zimmer, welches Mistreß Frankland einnahm, befand sich in dem hintern Teile des Hauses und war gewählt worden, um sie so viel als möglich von dem Geräusch und Lärm um das Eingangstor des Gasthauses herum zu entfernen. Es ward von einem einzigen Fenster erleuchtet, welches die Aussicht auf einige kleine Häuser hatte, jenseits deren sich die fruchtbaren Weideplätze von West Somersetshire hinzogen, die durch eine lange, eintönige Kette dichtbewaldeter Hügel begrenzt wurden.

Das Bett war von altväterischer Art mit dem hergebrachten Himmel und den unvermeidlichen Damastvorhängen. Es ragte von der Wand bis in die Mitte des Zimmers vor und stand so, daß die Tür sich zur rechten Hand der darin liegenden Person, das Fenster links und das Kamin dem Fuß des Bettes gegenüber befand. Auf der dem Fenster zugekehrten Seite des Bettes waren die Vorhänge geöffnet, während sie am Fuße und an der Seite in der Nähe der Tür dicht zugezogen waren.

Infolge dieses Arrangements war das Innere des Bettes den Blicken eines Jeden bei seinem ersten Eintritt in das Zimmer entzogen.

»Wie fühlen Sie sich heute Abend, Mistreß Frankland?« fragte Doktor Orridge, indem er die Hand ausstreckte, um die Vorhänge zurückzuschlagen. »Glauben Sie, daß Ihnen eine etwas freiere Zirkulation der Luft nachteilig sei?«

»Im Gegenteil Doktor, ich werde mich dann nur um so wohler fühlen,« war die Antwort. »Ich fürchte aber – im Falle Sie bis jetzt geneigt gewesen sind, mich für eine verständige Frau zu halten – daß mein Charakter in ihren Augen ein wenig leiden wird, wenn Sie sehen, wie ich mich während der letzten Stunde beschäftigt habe.«

Doktor Orridge lächelte während er die Vorhänge zurückzog und lachte geradeaus, als er die Mutter und das Kind ansah.

Mistreß Frankland hatte sich einen Zeitvertreib gemacht und ihre

Vorliebe für bunte Farben dadurch befriedigt, daß sie ihren Kleinen während er schlief, mit blauen Bändern herausgeputzt. Er hatte ein Halsband, Achselschleifen und Armbänder, alle von blauer Seide; um dieses sonderbare Kostüm vollständig zu machen, hatte ihm seine Mutter ihre kleine, nette Spitzenhaube in höchst komischer Weise seitwärts auf den Kopf gesetzt.

Rosamunde selbst trug, als ob sie sich vorgenommen hätte, mit ihrem Söhnchen in dieser Beziehung zu wetteifern, eine blaßrote Jacke, die an der Brust herab und auf den Ärmeln mit Schleifen von weißem Atlasband geziert war. Diesen Morgen gepflückte Jasminblüten lagen auf der weißen Decke umhergestreut, gemischt mit einigen »Lilien des Tales,« die mit schmalem, kirschfarbenen Bande zu zwei Sträußen zusammengebunden waren.

Auf diese bunte Zusammenstellung von Farben, auf die roten Wangen und Arme des Säuglings, auf das glückliche, jugendliche Gesicht der Mutter strömte ruhig und warm das zarte Licht des Maiabends herab.

Den Reiz des Gemäldes, welches er durch das Zurückziehen der Vorhänge enthüllt, vollkommen würdigend, stand der Doktor da und betrachtete es einige Minuten lang, ganz die Angelegenheit vergessend, welche ihn in das Zimmer geführt. Er ward zur Erinnerung an die neue Wärterin nur durch eine zufällige Frage aufgerüttelt, welche Mistreß Frankland an ihn richtete.

»Ich kann nicht umhin, Doktor,« sagte Rosamunde mit einem Blick, der um Entschuldigung bat, »ich kann nicht umhin, mein Kind jetzt, wo ich eine erwachsene Frau bin, gerade so zu behandeln, wie ich meine Puppe zu behandeln pflegte, als ich noch ein kleines Mädchen war. Kam nicht jemand mit Ihnen ins Zimmer? Lenny, bist du da? Bist du fertig mit dem Diner, Geliebter, und hast du meine Gesundheit getrunken, als du allein beim Dessert saßest?«

»Mr. Frankland ist noch beim Diner,« entgegnete der Doktor, »aber allerdings habe ich jemand mit hereingebracht. Wo um Himmels willen ist sie denn hin? – Mistreß Jazeph!«

Die Haushälterin war nach dem Teile des Zimmers zwischen dem Fuß des Bettes und dem Kamin geschlüpft, wo sie durch die noch

zugezogenen Vorhänge verdeckt ward. Als Doktor Orridge sie rief, erschien sie, anstatt sich neben ihm dem Fenster gegenüber zu stellen, an der andern Seite des Bettes, wo das Fenster hinter ihr war. Ihr Schatten stahl sich unheimlich über das reizende Bild, welches der Doktor soeben bewundert. Er fiel schräg über die Bettdecke und seine dunklen Ränder berührten die Gestalten der Mutter und des Kindes.

»Um Himmels willen, wer seid Ihr?« rief Rosamunde, - »ein Weib oder ein Geist?«

Mistress Jazeph hatte ihren Schleier endlich in die Höhe geschlagen. Obschon ihr Gesicht auf dem Platze, den es ihr einzunehmen beliebt, notwendig im Schatten stand, so sah der Doktor doch eine Veränderung darin vorgehen, als Mistress Frankland sprach. Die Lippen teilten sich und zitterten ein wenig, die Spuren von Sorge und Alter um den Mund herum wurden tiefer und die Augenbrauen zogen sich plötzlich zusammen. Die Augen konnte Doktor Orridge nicht sehen, sie waren bei dem ersten Wort, welches Rosamunde sprach, auf die Bettdecke geheftet. Nach seiner ärztlichen Erfahrung urteilend, schloß der Doktor, daß sie Schmerz litte und sich bemühte, jede äußere Kundgebung desselben zu unterdrücken.

»Höchstwahrscheinlich eine Affektion des Herzens,« dachte er bei sich selbst. »Sie hat dieselbe vor ihrer Herrin verheimlicht, vor mir aber kann sie sie nicht verheimlichen.«

»Wer seid Ihr?« wiederholte Rosamunde. »Und warum stellt Ihr Euch hierher – zwischen uns und das Sonnenlicht?«

Mistress Jazeph antwortete weder, noch hob sie ihre Augen auf. Sie bewegte sich bloß schüchtern zurück bis in die entfernteste Ecke des Fensters.

»Haben Sie nicht heute nachmittag eine Botschaft von mir erhalten?« fragte der Doktor, zu Mistress Frankland gewendet.

»Jawohl,« entgegnete Rosamunde, »eine sehr freundliche, schmeichelhafte Nachricht in Bezug auf eine neue Wärterin.«

»Das ist sie,« sagte Doktor Orridge, indem er über das Bett hinüber auf Mistress Jazeph zeigte.

»Wirklich?« rief Rosamunde. »Jawohl muß sie es sein! Wer könnte sonst mit Ihnen hereingekommen sein? Das hätte ich gleich wissen können! O bitte, kommt her – wie heißt sie, Doktor? Joseph, sagten Sie? – Nein? – Jazeph? – ich bitte Euch, tretet näher, Mistreß Jazeph, und entschuldigt, daß ich so unfreundlich zu Euch sprach. Ich bin mehr Dank schuldig, als ich sagen kann, daß Ihr so freundlich seid, hierherzukommen, und daß Eure Herrin so gütig ist, Euch mir zu überlassen. Ich hoffe, ich werde Euch nicht allzu viel Mühe machen und bin überzeugt, Ihr werdet auch mit dem Knaben leicht fertig werden. Er ist ein wahrer Engel und schläft wie ein Hamster. Aber, mein Himmel, jetzt wo ich Euch genauer ansehe, fürchte ich, daß Ihr selbst nicht bei guter Gesundheit seid! Doktor, wenn Mistreß Jazeph es nicht übel nimmt, möchte ich fast sagen, sie sähe aus, als ob sie selbst der Pflege bedürfte.«

Mistreß Jazeph neigte sich über die Jasminblüten auf dem Bette und begann sie eilig aufzulesen.

»Ich dachte auch so wie Sie, Mistreß Frankland,« entgegnete der Doktor. »Man hat mir aber gesagt, daß Mistreß Jazeph's Aussehen täusche und daß ihre Fähigkeiten als Wärterin ihrem Eifer völlig gleichkommen.«

»Wollt Ihr diese Blüten zu einem Strauße zusammenbinden?« fragte Mistreß Frankland, als sie bemerkte, wie die neue Wärterin sich beschäftigte. »Wie rücksichtsvoll von Euch! Und was für ein prächtiger Strauß wird es werden! Ich fürchte, ihr werdet das Zimmer sehr unsauber finden. Ich will meiner Zofe klingeln, damit sie aufräume.«

»Wenn Sie mir erlauben wollen, es in Ordnung zu bringen, Madame, so werde ich mich sehr freuen, Ihnen auf diese Weise nützlich sein zu können,« sagte Mistreß Jazeph.

Indem sie das Anerbieten machte, blickte sie auf und ihre Augen und die Mistreß Franklands begegneten sich. Rosamunde legte den Kopf sofort auf den Pfuhl zurück und wechselte ein wenig die Farbe.

»Wie seltsam Ihr mich anseht!« sagte sie.

Mistreß Jazeph fuhr bei diesen Worten zusammen, als ob sie einen Stich empfände und trat rasch hinweg ans Fenster.

»Ihr habt doch meine Bemerkung nicht übel genommen?« sagte Rosamunde, diese Bewegung bemerkend. »Ich habe die tadelnswerte Gewohnheit, alles zu sagen, was mir einfällt. Es kam mir wirklich vor, als ob Ihr an mir etwas bemerkt, was Euch erschreckte oder bekümmerte. Ich bitte, bringt das Zimmer in Ordnung, wenn Ihr einmal diese Mühe auf Euch nehmen wollt. Und achtet nicht auf das, was ich sage – Ihr werdet Euch schon an meine Art und Weise gewöhnen – wir werden uns bald behaglich und freundschaftlich miteinander fühlen.«

Gerade als Mistreß Frankland die Worte »behaglich und freundschaftlich« sagte, verließ die neue Wärterin das Fenster und kehrte an die Stelle des Zimmers zurück, wo sie zwischen dem Kamin und den zusammengezogenen Vorhängen am Fuße des Bettes den Blicken der Wöchnerin entzogen war. Rosamunde sah sich um und wollte dem Doktor ihre Überraschung zu erkennen geben, dieser aber wendete sich in demselben Augenblick so, daß er eine Stellung einnahm, welche ihn in den Stand setzte zu beobachten, was Mistreß Jazeph auf der andern Seite der Bettvorhänge unternahm.

Bei dem ersten Blick, der auf sie warf, bemerkte er, daß sie beide Hände vor das Gesicht hielt. Ehe er noch mit sich darüber einig werden konnte, ob er sie, während sie im Begriff stand, sich die Augen zuzuhalten, überraschte oder nicht, bewegten die Hände sich wieder und nahmen den Hut vom Kopfe.

Nachdem Mistreß Jazeph diesen Teil ihrer Kleidung nebst ihrem Shawl und ihren Handschuhen auf einen Stuhl in eine Ecke des Zimmers gelegt hatte, ging sie an den Tisch und begann die verschiedenen darauf herumliegenden, zum Nutzen oder zur Zierde dienenden Gegenstände zu ordnen. Sie tat dies mit auffallender Gewandtheit und Nettigkeit und bewies ein Arrangiertalent und eine Fähigkeit, zwischen Dingen, die wahrscheinlich öfter gebraucht wurden, und solchen, mit denen dies nicht der Fall war, zu unterscheiden, welches einen sehr günstigen Eindruck auf den Doktor machte. Ganz besonders bemerkte er die Sorgfalt, womit sie einige Flaschen Arznei zur Hand nahm, die Aufschriften einer jeden

las und die Medizin, welche vielleicht des Nachts gebraucht wurde, auf die eine Seite des Tisches und die Medizin, welche vielleicht am Tage nötig war, auf die andere zusammenstellte.

Als sie den Tisch verließ und sich mit dem Geraderücken der Möbels und dem Zusammenfalten von umherliegenden Kleidungsstücke beschäftigte, schien selbst die geringste Bewegung ihrer hagern, abgezehrten Hände niemals aufs Geratewohl oder vergebens gemacht zu werden. Geräuschlos, bescheiden, aufmerksam bewegte sie sich von der einen Seite des Zimmers nach der andern und Sauberkeit und Ordnung folgten ihren Schritten, wohin sie auch ging.

Als Doktor Orridge seinen Platz an Mistreß Franklands Bett wieder einnahm, war er wenigstens in einer Beziehung beruhigt. Es war ihm nämlich vollkommen klar, daß von der neuen Wärterin mit Bestimmtheit zu erwarten stand, sie werde keinen Fehlgriff begehen.

»Es ist eine sonderbare Frau,« flüsterte Rosamunde.

»Ja, eine sonderbare Frau,« wiederholte der Doktor, »und körperlich sehr leidend, obschon sie es nicht gesteht. Indessen, sie ist wunderbar geschickt und anständig und es kann nichts schaden, wenn wir es eine Nacht mit ihr versuchen – das heißt, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben.«

»Im Gegenteil,« sagte Rosamunde, »sie interessiert mich. Es liegt etwas in ihrem Gesicht und in ihrem Wesen etwas – was es eigentlich ist, kann ich nicht sagen – was mich neugierig macht, mehr von ihr zu wissen. Ich muß sie zum Sprechen bringen und versuchen, ob ich alle ihre Eigentümlichkeiten herauslocken kann. Fürchten Sie nicht, daß ich mich aufregen werde, und bleiben Sie deswegen nicht hier in diesem langweiligen, schwülen Zimmer. Es wäre mir lieber, wenn Sie hinuntergingen und meinem Gatten bei seinem Weine Gesellschaft leisteten. Gehen Sie und plaudern Sie mit ihm und vertreiben Sie ihm ein wenig die Zeit. Sie muß ihm gar so lang werden, dem armen Schelm, während ich hier oben liege, und er hat Sie sehr gern, Doktor – ich weiß es, daß er Sie gern hat. Warten Sie noch einen Augenblick und sehen Sie den Kleinen noch einmal an. Er schläft doch nicht etwa zu viel? Und, lieber Doktor,

noch ein Wort. Wenn Sie Ihren Wein getrunken haben, wollen Sie mir dann versprechen, meinem Gatten den Gebrauch Ihrer Augen zu leihen und ihn zu mir heraufzubringen, damit er mir gute Nacht sage?«

Der Doktor machte sich bereitwilligst verbindlich, Mistreß Franklands Wunsch zu erfüllen und verließ dann ihr Bett.

Als er die Zimmertür öffnete, blieb er stehen, um Mistreß Jazeph zu sagen, daß er unten wäre, wenn sie ihn brauchte, und daß er ihr alle erforderlichen Instruktionen später des Abends geben würde, ehe er das Hotel verließ, um sich nach Hause zu begeben.

Die neue Wärterin kniete, als er an ihr vorbeiging, eben vor einem von Mistreß Franklands geöffneten Koffern und legte mehrere etwas nachlässig zusammengefaltete Bekleidungsgegenstände darin zurecht. In dem Augenblick, ehe er sie anredete, bemerkte er, daß sie ein Chemisett in ihrer Hand hatte, dessen Krause mit Band durchzogen war. Dieses Band war sie, wie er zu bemerken glaubte, im Begriff herauszuziehen, als das Geräusch seiner Tritte störte. Sofort als sie seine Annäherung bemerkte, warf sie das Chemisett schnell in den Koffer und bedeckte es mit einigen Taschentüchern.

Obschon dies Verfahren von Mistreß Jazeps Seite den Doktor ein wenig überraschte, so tat er doch nicht, als ob er es bemerkt hätte. Ihre Herrin hatte sich, auf fünfjährige Erfahrung gestützt, für ihre Ehrlichkeit verbürgt und das Endchen Band war an und für sich ganz wertlos. Aus beiden Gründen war es unmöglich, von ihr zu glauben, sie habe es stehlen wollen, und dennoch konnte der Doktor, als er das Zimmer verlassen hatte, nicht umhin zu fühlen, daß ihr Benehmen, als er sie an dem Koffer überraschte, genau das einer Person war, welche im Begriff steht, einen Diebstahl zu begehen.

»Ach, macht Euch doch keine Mühe mit meinem Gepäck!« sagte Rosamunde, welche, sobald der Doktor hinaus war, Mistreß Jazeps Beschäftigung bemerkte; »das ist Sache meiner faulen Zofe und Ihr macht mir sie dadurch nur noch träger. Das Zimmer habt Ihr wunderhübsch aufgeräumt. Kommt nun her, setzt Euch und ruht aus. Ihr müßt eine sehr gute und menschenfreundliche Frau sein, daß Ihr

Euch so viel Mühe macht um einer unbekanntenen Person zu dienen. Durch die Nachricht, welche mir der Doktor heut nachmittag schickte, erfuhr ich zugleich, daß Eure Herrin eine Freundin meines armen, lieben Vaters gewesen ist. Wahrscheinlich hat sie ihn gekannt noch ehe ich auf der Welt gewesen bin. Jedenfalls aber bin ich doppelt dankbar dafür, daß sie sich um meines Vaters willen für mich interessiert. Ihr dagegen könnt nicht von diesen Beweggründen bestimmt worden sein – Ihr seid aus reiner Gutmütigkeit und Dienstfertigkeit hierhergekommen. Geht nicht wieder ans Fenster. Kommt und setzt Euch her zu mir.«

Mistress Jazeph hatte sich von dem Koffer erhoben und näherte sich dem Bett, wendete sich aber, gerade als Mistress Frankland von ihrem Vater zu sprechen begann, schnell nach dem Kamin herum.

»Kommt und setzt Euch her,« wiederholte Rosamunde und ward schon ungeduldig, daß sie keine Antwort erhielt. »Was um aller Welt willen macht Ihr denn da am Fuße des Bettes?«

Die Gestalt der neuen Wärterin stellte sich wieder zwischen das Bett und das hinwegschwindende Abendlicht, welches durch das Fenster schimmerte, ehe eine Antwort erfolgte.

»Es wird Abend,« sagte Mistress Jazeph, »und das Fenster ist nicht ganz zu. Ich wollte es eben schließen und die Gardine zuziehen, wenn Sie nichts dagegen hätten, Madame.«

»O, noch nicht, noch nicht! Das Fenster könnt Ihr zumachen, wenn Ihr wollt, damit der Kleine sich nicht erkälte – die Gardine aber zieht noch nicht herunter. Laßt mich die Aussicht genießen so lange das Tageslicht es noch gestattet. Die lange Wiese fängt gerade jetzt in dieser Dämmerstunde an, ein wenig wie meine kindischen Erinnerungen von einem cornischen Moor auszusehen. Seid Ihr vielleicht in Cornwall bekannt, Mistress Jazeph?«

»Ich habe gehört –«

Bei diesen ersten drei Worten der Entgegnung stockte die Wärterin. Sie war eben beschäftigt, das Fenster zuzumachen und es schien ihr einige Mühe zu kosten, den Wirbel zu schließen.

»Was habt Ihr gehört?« fragte Rosamunde.

»Ich habe gehört, daß Cornwall ein rauhes, ödes Land ist,« sagte

Mistreß Jazeph, indem sie sich immer noch mit dem Wirbel zu tun machte und folglich Mistreß Frankland immer noch den Rücken zukehrte.

»Bringt Ihr denn das Fenster gar nicht zu?« sagte Rosamunde. »Mein Kammermädchen kommt damit allemal sehr schnell zu Stande. Laßt es doch bis sie heraufkommt, ich will ihr sogleich klingeln. Sie soll mir das Haar bürsten und mir das Gesicht mit ein wenig Eau de Cologne und Wasser kühlen.«

»Ich habe das Fenster zu, Madame,« sagte Mistreß Jazeph, indem es ihr plötzlich gelang, den Wirbel zu schließen. »Und wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen gern den Dienst leisten, den Sie eben erwähnten, ohne daß Sie deswegen erst Ihrem Mädchen zu klingeln brauchen.«

Mistreß Frankland meinte bei sich im Stillen, die neue Wärterin sei die sonderbarste Frau, die ihr je vorgekommen, nahm aber das Anerbieten an.

Als Mistreß Jazeph die Mischung von Eau de Cologne und Wasser bereitet hatte, war mittlerweile die Dämmerung tiefer hereingebrochen und das Zimmer fing an, finster zu werden.

»Wollt Ihr nicht ein Licht anzünden?« fragte Rosamunde.

»Ich glaube nicht, daß es nötig ist,« entgegnete Mistreß Jazeph etwas hastig. »Ich kann noch recht gut sehen.«

Sie begann, indem sie dies sagte, Mistreß Franklands Haar zu bürsten und tat zugleich eine Frage, welche sich auf die wenigen Worte bezog, die zwischen ihnen in Bezug auf Cornwall gewechselt worden. Erfreut, zu finden, daß die neue Wärterin endlich so vertraulich ward, daß sie sprach ehe sie angedet worden, wünschte Rosamunde selbst nichts Besseres, als von ihren Erinnerungen an ihre Heimat sprechen zu können.

Aus irgend einem unerklärlichen Grund aber äußerte Mistreß Jazeps Berührung, so leicht und zart sie auch war, eine so seltsam störende Wirkung auf sie, daß es ihr für den Augenblick nicht gelang, ihre Gedanken so zu sammeln, daß sie anders als auf die kürzeste Weise antworten konnte. Die behutsamen Hände der Wärterin verweilten sanft und verstohlen unter den Locken ihres

Haares und das bleiche, abgezehrte Gesicht näherte sich dann und wann ihrem eigenen näher als nötig zu sein schien.

Ein unbestimmtes Gefühl von Befangenheit, welches sie auf keinen bestimmten Teil ihres Wesen zurückführen – von dem sie kaum sagen konnte, daß sie es in körperlicher Beziehung wirklich fühle – schien über ihr zu schweben und sie zu umgeben wie die Luft, welche sie atmete. Sie konnte sich in dem Bett nicht bewegen, obschon sie es tun wollte. Sie konnte den Kopf nicht so drehen wie es der Strich des Kammes wünschenswert erscheinen ließ; sie konnte sich nicht umsehen; sie konnte nicht das peinliche Schweigen brechen, welches durch ihre eigene kurze, entmutigende Antwort herbeigeführt worden.

Endlich reizte dieses Gefühl von eingebildeter oder wirklicher Beängstigung sie so, daß sie Mistreß Jazeph die Bürste aus der Hand riß. In dem Augenblick, wo sie dies getan, fühlte sie sich beschämt über die unhöfliche Schroffheit dieser Bewegung und verlegen wegen der Unruhe und Überraschung, welche das Benehmen der Wärterin zu erkennen gab. Mit dem vollkommenen Bewußtsein der Ungereimtheit ihres Benehmens und dennoch völlig außer Stande, sich zu beherrschen, brach sie in ein lautes Gelächter aus und warf die Bürste von sich an den Fuß des Bettes.

»Ich bitte, wundert Euch nicht, Mistreß Jazeph,« sagte sie immer noch lachend, ohne zu wissen weshalb und ohne daß es ihr im mindesten so zu Mute war. »Ich weiß wohl, ich bin sehr unartig. Ihr habt mir das Haar herrlich gebürstet aber – ich weiß selbst nicht wie es kommt – es schien mir, als ob Ihr mir zugleich die sonderbarsten Ideen in den Kopfbürstet. Ich kann nicht umhin darüber zu lachen. Wißt Ihr, daß ich mir ein paar Mal, als Euer Gesicht dem meinigen am nächsten war, sogar einbildete, Ihr wolltet mich küssen? Habt Ihr wohl jemals etwas so Lächerliches gehört? In der Tat, ich bin in manchen Dingen ein größeres oder vielmehr ein kleineres Kind als der kleine, liebe Säugling hier neben mir.«

Mistreß Jazeph gab keine Antwort. Sie verließ das Bett, während Rosamunde sprach und kam nach einer unerklärlich langen Verzögerung mit der Eau de Cologne und dem Wasser zurück.

Als sie das Becken hielt, während Mistreß Frankland sich das Gesicht badete, blieb sie soweit entfernt, als ihr ausgestreckter Arm gestattete, und kam auch nicht näher, als es Zeit war, das Handtuch zu reichen.

Rosamunde begann zu fürchten, daß sie Mistreß Jazeph ernstlich beleidigt habe und versuchte sie dadurch zu beschwichtigen und sich wieder geneigt zu machen, daß sie allerhand Fragen über die Behandlung des Kindes an sie tat.

Es lag ein leichtes Zittern in der sanften Stimme der Wärterin, aber nicht der mindeste Anflug von Mürrisckheit oder Unwillen, während sie die an sie gerichteten Fragen einfach und ruhig beantwortete. Dadurch, daß Mistreß Frankland das Gespräch sich immer noch um das Kind drehen ließ, gelang es ihr allmählig, Mistreß Jazeph wieder an das Bett zu locken – sie zu veranlassen, sich bewundernd über das Kind zu neigen, und ihr endlich sogar Mut zu machen, es zärtlich auf die Wange zu küssen.

Ein einziger Kuß war alles, was sie gab, und dann wendete sie sich von dem Bett ab und seufzte tief.

Der Klang dieses Seufzers berührte Rosamundes Herz sehr wehmütig. Bis jetzt war die kurze Spanne des Lebens ihres Sohnes nur von lächelnden Gesichtern und freundlichen Worten umgeben gewesen. Es beunruhigte sie daher, zu bedenken, daß jemand ihn lieblosen und dann seufzen könnte.

»Ich bin überzeugt, daß Ihr Kinder gern habt,« sagte sie, in ihrem angeborenen Zartgefühl ein wenig zögernd. »Ihr werdet mich aber entschuldigen, wenn ich bemerke, daß es eine etwas traurige Neigung zu sein scheint, die Ihr zu Kindern habt. Ich bitte Euch – beantwortet meine Frage nicht, wenn es Euch Schmerz verursacht – wenn Ihr vielleicht einen Verlust zu beklagen habt, aber – aber ich möchte Euch gern fragen, ob Ihr jemals selbst ein Kind gehabt hat?«

Mistreß Jazeph stand, als diese Frage gestellt ward, in der Nähe eines Stuhls. Sie ergriff sofort die Lehne desselben und packte diese so fest oder stützte sich vielleicht so schwer darauf, daß das Holzwerk knackte. Ihr Kopf sank tief auf ihre Brust herab. Sie sprach weder ein Wort, noch versuchte sie dies auch nur.

Fürchtend, daß sie ein Kind verloren habe und um sie nicht unnötigerweise durch weitere Fragen noch mehr zu belästigen, sagte Rosamunde nichts, während sie sich über den Kleinen neigte, um ihn ebenfalls zu küssen. Ihre Lippen ruhten auf seiner Wange ein wenig über der Stelle, wo einen Augenblick zuvor Mistreß Jazeph's Lippen geruht, und berührten auf der glatten, warmen Haut einen nassen Punkt. In der Meinung, daß sie ihn aus Versehen mit dem Wasser bespritzt habe, womit sie sich das Gesicht benetzt, fuhr sie ihm mit den Fingern leicht über Kopf, Hals und Brust, fühlte aber nirgends weiter eine nasse Stelle. Der eine Tropfen, der auf ihn gefallen, war der Tropfen, der die Wange benetzt, die von der neuen Wärterin geküßt worden.

Die Dämmerung senkte sich tiefer auf die Landschaft herab, das Zimmer ward finsterer und finsterer, aber immer noch machte Mistreß Jazeph, obschon sie jetzt dicht an dem Tische saß, auf welchem sich die Lichter und Zündhölzchen befanden, keinen Versuch, ein Licht anzuzünden.

Rosamunden war es ein wenig unbehaglich, im Finstern wach zu liegen, ohne daß jemand weiter im Zimmer war als eine ihr fast noch ganz fremde Person, und sie beschloß daher, die Lichter unverweilt anzünden zu lassen.

»Mistreß Jazeph,« sagte sie, indem sie auf die immer dichter werdende Dunkelheit draußen schaute, »ich werde Euch sehr verbunden sein, wenn Ihr die Lichter anzünden und die Gardine herunterziehen wollt. Ich kann jetzt keine Ähnlichkeit mehr da draußen mit einer cornischen Landschaft herausfinden, denn es ist beinahe gar nichts mehr zu sehen.«

»Lieben Sie Cornwall, Madame?« fragte Mistreß Jazeph, indem sie sich zögernd erhob, um die Lichter anzuzünden.

»Ei ja wohl,« sagte Rosamunde. »Ich bin dort geboren und befand mich mit meinem Gatten eben auf dem Wege nach Cornwall, als wir meinetwegen hier liegen bleiben mußten. – Ihr braucht lange Zeit, um diese Lichter anzuzünden. Könnt Ihr vielleicht die Zündhölzchenbüchse nicht finden?«

Mistreß Jazeph zerbrach mit einer Unbeholfenheit, die bei einer

Person, welche beim Aufräumen des Zimmers so viel Geschicklichkeit bewiesen, überraschen mußte, das erste Zündhölzchen bei dem Versuche, es in Brand zu setzen, und ließ das zweite in dem Augenblick, wo die Flamme zu Stande kam, wieder ausgehen. Bei dem dritten Versuche war sie glücklicher; sie zündete aber nur ein Licht an und dieses eine trug sie von dem Tische, welchen Mistreß Frankland sehen konnte, auf den andern, der durch die Vorhänge am Fuße des Bettes ihren Blicken entzogen war.

»Warum tragt Ihr das Licht dorthin?« fragte Rosamunde.

»Ich glaubte, es wäre für Ihre Augen, Madame, am besten, wenn Sie das Licht nicht allzunahe hätten,« versetzte Mistreß Jazeph und setzte dann, wie um Mistreß Frankland keine Zeit zu weiteren Einwendungen zu lassen, hinzu:

»Also, Sie waren auf der Reise nach Cornwall, Madame, als Sie hier liegen bleiben mußten? Sie wollten wohl dort ein wenig hin und her reisen?«

Nachdem sie diese Worte gesagt, ergriff sie das zweite Licht und machte sich unsichtbar, indem sie es ebenfalls nach dem andern Tische trug.

Rosamunde meinte im Stillen, daß die Wärterin, trotz ihres sanften Aussehens und Benehmens, doch eine auffallend hartnäckige und eigensinnige Frau sei. Doch war sie zu gutmütig, um ihr Recht, die Lichter dahingestellt zu sehen, wohin es ihr beliebte, geltend zu machen und als sie Mistreß Jazeps Frage beantwortete, sprach sie ganz in demselben heitern und vertraulichen Tone wie vorher.

»O nein, nicht um hin und her zu reisen,« sagte sie, »sondern um uns geraden Weges nach dem alten Schlosse zu begeben, in welchem ich geboren worden. Es gehört jetzt meinem Gatten. Ich bin nicht wieder hingekommen, seitdem ich ein kleines Mädchen von fünf Jahren war. Ach, es ist ein halb verfallenes, ungeheuer weitschweifiges altes Gebäude. Ihr, die Ihr von der Öde und Rauheit von Cornwall sprecht, würdet schon vor dem Gedanken zurückbeben, in Porthgenna Tower zu wohnen.«

Das leise Rascheln von Mistreß Jazeps seidenem Kleid,

während sie sich an dem Medizintische hin- und herbewegte, war während der ganzen Zeit hörbar gewesen, wo Rosamunde gesprochen hatte. Als sie die Worte »Porthgenna Tower« sprach, hörte es sofort auf und einen Augenblick lang herrschte Todesstille im Zimmer.

»Ihr, die Ihr wahrscheinlich Euer ganzes Leben lang in schönen, gut in Stand gehaltenen Häusern gewohnt habt, könnt nicht glauben, was für ein Ort es ist, an den wir uns begeben, sobald ich wieder wohl genug bin, um die Reise fortsetzen zu können,« fuhr Rosamunde fort. »Was denkt Ihr, Mistreß Jazeph, von einem Hause, dessen ganze eine Seite sechzig oder siebenzig Jahre lang gar nicht bewohnt gewesen ist? Danach könnt Ihr Euch einen Begriff von der Größe von Porthgenna Tower machen. Es ist eine westliche Seite da, welche wir bewohnen werden, wenn wir hinkommen, und eine nördliche Seite, wo die leeren alten Zimmer sind, die wir, wie ich hoffe, im Stande sein werden, reparieren zu lassen. Denkt nur an die Menge seltsamer, altväterischer Dinge, die wir vielleicht in diesen unbewohnten Zimmern finden! Ich habe mir vorgenommen, die Schürze der Köchin umzubinden und die Handschuhe des Gärtners anzuziehen und diese Gemächer alle vom obersten bis zum untersten zu durchwühlen. Wie werde ich die Haushälterin in Erstaunen setzen, wenn ich nach Porthgenna komme und ihr die Schlüssel zu den gespenstischen nördlichen Zimmern abverlange.«

Ein leiser Ausruf und ein Geräusch, als ob etwas an den Medizintisch anstieße, folgte auf Mistreß Franklands letzten Worte. Sie fuhr im Bett empor und fragte begierig, was es gäbe.

»Nichts,« antwortete Mistreß Jazeph und sprach so gezwungen, daß ihre Stimme zu einem Flüstern herabsank. »Nichts, Madame – nichts, ich versichere es Ihnen. Ich stieß mir aus Versehen an den Tisch – bitte, beunruhigen Sie sich nicht – es ist nicht wert, daß man davon spricht.«

»Aber Ihr redet, als ob Ihr Schmerz empfindet,« sagte Rosamunde.

»Nein, nein, ich habe keinen Schmerz. Ich habe mir keinen Schaden getan.«

Während Mistreß Jazeph erklärte, sie habe sich keinen Schaden getan, öffnete sich die Tür des Zimmers und der Doktor trat mit Mr. Frankland an der Hand herein.

»Wir kommen etwas zeitig, Mistreß Frankland – wir wollen Ihnen aber vollauf Zeit geben, um sich auf die Nachtruhe vorzubereiten,« sagte Doktor Orridge.

Er schwieg, als er bemerkte, daß Rosamundes Wangen auffallend gerötet waren.

»Ich fürchte, Sie haben ein wenig zu viel gesprochen und sich dadurch aufgereggt,« fuhr er fort. »Sie nehmen es mir nicht übel, Mr. Frankland, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß es gut sein wird, wenn Sie Ihrer Frau Gemahlin sobald als möglich gute Nacht sagen. Wo ist die Wärterin?«

Mistreß Jazeph setzte sich, mit dem Rücken nach dem brennenden Lichte gewendet, nieder, als sie hörte, daß nach ihr gefragt ward. Kurz vorher hatte sie Mr. Frankland mit eifriger, unverhohlener Neugier betrachtet, die jedem, der es bemerkt, als mit ihrem gewöhnlichen, bescheidenen und höflichen Benehmen in auffallendem Widerspruch stehend erschienen wäre.

»Ich fürchte, die Wärterin hat sich zufällig durch Anstoßen an den Tisch mehr Schaden getan, als sie gestehen will,« sagte Rosamunde zu dem Arzt, indem sie mit einer Hand nach der Stelle zeigte, wo Mistreß Jazeph saß, und die andere zu dem Halse ihres Gatten emporhob, der sich in diesem Augenblicke über ihren Pfuhl neigte.

Der Doktor konnte, als er sich näher erkundigte, die neue Wärterin nicht zu dem Geständnis bringen, daß der Unfall von der mindesten Bedeutung sei. Nichtsdestoweniger aber vermutete er, daß sie Schmerzen litte oder daß wenigstens etwas geschehen sei, was sie unangenehm berührt hätte, denn er hatte die größte Mühe, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, während er ihr für den Fall, daß ihre Dienste während der Nacht nötig wären, einige Weisungen erteilte.

Während der ganzen Zeit, wo er sprach, schweiften ihre Augen von ihm hinweg nach dem Teile des Zimmers, wo Mr. und Mistreß Frankland miteinander sprachen.

Mistreß Jazeph war ihrem sonstigen Aussehen nach die allerletzte Person in der Welt, die sich eines Beweises von zudringlicher Neugier schuldig gemacht hätte, und dennoch verriet sie jetzt offen alle Kennzeichen eines neugierigen Weibes, während Mr. Frankland am Bett seiner Gattin stand.

Der Doktor mußte daher einen fast gebieterischen Ton annehmen, ehe er sie vermögen konnte, auf seine Worte gebührend zu achten.

»Und nun, Mistreß Frankland,« sagte er, indem er sich von der Wärterin abwendete, »da ich nun Mistreß Jazeph alle Instruktionen, deren sie bedarf, erteilt habe, so will ich mit dem Beispiel, Sie in Ruhe zu lassen, vorangehen und Ihnen gute Nacht sagen.«

Den in diesen Worten liegenden Wink wohl verstehend, versuchte auch Mr. Frankland, gute Nacht zu sagen, seine Gattin aber hielt ihn mit beiden Händen fest, und erklärte, es sei unbillig, von ihr zu erwarten, daß sie ihn unter wenigstens einer halben Stunde gehen ließe.

Der Doktor schüttelte den Kopf und begann sich über die Übelstände allzugroßer Aufregung und die wohltätigen Wirkungen der Ruhe und des Schlafs zu verbreiten. Seine Vorstellungen würden jedoch sehr wenig Wirkung geäußert haben, selbst wenn Rosamunde ihm erlaubt hätte, damit fortzufahren, wenn nicht zufällig in diesem Augenblicke der Kleine aufgewacht wäre und sich als ein mächtiger Bundesgenosse des Doktors erwiesen hätte, indem er sofort die ganze Aufmerksamkeit der Mutter für sich in Anspruch nahm.

Diese Gelegenheit im rechten Augenblicke erfassend, führte Doktor den Vater in aller Ruhe hinaus, gerade als Rosamunde das Kind in ihre Arme nahm. Ehe er die Türe schloß, blieb er stehen, um Mistreß Jazeph noch ein letztes Wort zuzuflüstern.

»Wenn Mistreß Frankland viel zu sprechen wünscht, so dürft Ihr sie dazu nicht aufmuntern,« sagte er. »Sobald sie den Kleinen befriedigt hat, muß sie schlafen. In jener Ecke dort steht ein Stuhlbett, welches Ihr auseinander schlagen könnt, wenn Ihr Euch niederzulegen wünscht. Das Licht laßt, wo es jetzt steht, hinter dem Bettvorhang. Je weniger Licht Mistreß Frankland sieht, desto eher

wird sie einschlafen.«

Mistress Jazeph gab keine Antwort; sie sah den Doktor bloß an und machte einen Knix. Jener seltsame scheue Ausdruck in ihren Augen, den er gleich das erste Mal, wo er sie gesehen, bemerkt, war jetzt schmerzlicher sichtbar als je, als er sie mit der jungen Mutter und dem Kinde für die Nacht allein ließ.

»Es ist nichts mit ihr,« dachte der Doktor, während er Mr. Frankland die Treppe hinunterführte. »Wir werden doch eine Wärterin aus London kommen lassen müssen.«

Ein wenig unwillig über die kurze Art und Weise, auf welche ihr Gatte von ihr hinweggeführt worden, wies Rosamunde ärgerlich die Anerbietungen von Beistand zurück, welche Mistress Jazeph ihr machte, sobald der Arzt das Zimmer verlassen hatte. Die Wärterin sagte nichts, als ihre Dienste abgelehnt wurden und dennoch schien sie, nach ihrem Benehmen zu urteilen, etwas zu sagen zu wünschen. Zweimal näherte sie sich dem Bett – öffnete den Mund – stockte – und zog sich verlegen wieder zurück, ehe sie sich sodann wieder auf ihren früheren Platz am Medizintische niederließ. Hier blieb sie, schweigsam und unsichtbar, bis das Kind befriedigt worden und in den Armen seiner Mutter, mit einem seiner roten, halbgeschlossenen Händchen auf ihrer Brust ruhend, eingeschlafen war.

Rosamunde konnte nicht dem Wunsche widerstehen, das Händchen an ihre Lippen zu drücken, obschon sie dabei riskierte, den Kleinen wieder aufzuwecken. Als sie das Händchen küßte, folgte auf das leise Geräusch des Kusses ein schwaches, unterdrücktes Schluchzen, welches von der andern Seite der Vorhänge am untern Ende des Bettes herkam.

»Was ist das?« rief sie.

»Nichts, Madame,« sagte Mistress Jazeph in demselben gezwungenen flüsterndem Tone, in welchem sie Mistress Franklands frühere Frage beantwortet hatte. »Ich glaube, ich stand eben im Begriff, hier in dem Lehnstuhle einzuschlafen, und ich hätte Ihnen vielleicht schon sagen sollen, daß ich, da ich früher viele Kummernisse durchzumachen gehabt, und überdies mit einem

Herzübel behaftet bin, die Gewohnheit habe, im Schlafe zu seufzen. Es hat dies aber durchaus nichts zu bedeuten, Madame, und ich hoffe, Sie werden die Güte haben es zu entschuldigen.«

Rosamundes edles Gemüt ward von diesen Worten sofort gerührt.

»Entschuldigen!« sagte sie. »Ich hoffe, ich werde mehr tun können als dies, Mistreß Jazeph, und im Stande sein, Euch Erleichterung zu verschaffen. Wenn Doktor Orridge morgen wiederkommt, werdet Ihr ihn zu Rate ziehen und ich werde dafür sorgen, daß es Euch an nichts fehle, was er verordnet. Nein! nein! Dankt mir nicht eher als bis Ihr durch meine Vermittlung wiederhergestellt seid und bleibt jetzt wo Ihr seid, wenn der Lehnstuhl nämlich bequem ist. Der Kleine ist wieder eingeschlafen und ich möchte eine halbe Stunde Ruhe haben, ehe ich mich auf die Nachtseite des Bettes lege. Bleibt jetzt, wo Ihr seid – wenn ich Euch brauche, will ich rufen.«

Diese gutgemeinten Worte brachten aber, weit entfernt, eine beschwichtigende Wirkung auf Mistreß Jazeph zu äußern, gerade das Gegenteil hervor und machten sie unruhig. Sie begann im Zimmer auf und ab zu gehen und versuchte diese Veränderung in ihrem Benehmen dadurch zu erklären, daß sie sagte, sie wünsche sich zu überzeugen, ob alle Anordnungen für die Nacht gehörig getroffen seien.

Nach einigen Minuten begann sie, dem Verbote des Arztes zum Trotz, Mistreß Frankland wieder zum Sprechen zu verlocken, indem sie Fragen in Bezug auf Porthgenna Tower tat und zu erörtern versuchte, ob es sich wohl eigne, von einem jungen, neuvermählten Paar zum Wohnsitz gewählt zu werden.

»Vielleicht, Madame,« sagte sie, indem sie mit einem plötzlichen Eifer sprach, der gegen die anscheinende Gleichgültigkeit ihrer Miene seltsam abstach, »vielleicht wird Ihnen Porthgenna Tower, wenn Sie es sehen, nicht so gut gefallen, wie Sie jetzt glauben. Wer kann wissen, ob Sie dieses alte Gebäude nicht schon nach einigen Tagen wieder verlassen, besonders wenn Sie in die leeren Zimmer gehen. Ich sollte meinen – Sie werden entschuldigen, daß ich so etwas sage – ich sollte meinen, eine Dame wie Sie ginge Staub, Schmutz und unangenehmen Gerüchen soweit als möglich aus dem

Wege.«

»O, wenn meine Neugier einmal rege gemacht ist, dann kann ich es mit noch schlimmeren Übelständen aufnehmen als diese,« sagte Rosamunde. »Und ich bin neugieriger, die unbewohnten Zimmer in Porthgenna zu sehen, als die sieben Wunder der Welt. Wenn wir auch unsern Wohnsitz nicht für immer in dem alten Gebäude nehmen, so weiß ich doch bestimmt, daß wir einige Zeit dort bleiben werden.«

Bei dieser Antwort drehte Mistreß Jazeph sich rasch herum und tat keine weitem Fragen. Sie zog sich in eine Ecke des Zimmers neben der Tür zurück, wo der Bettstuhl stand, auf welchen der Doktor sie aufmerksam gemacht – war einige Minuten beschäftigt, ihn für die Nacht bereit zu machen – ließ ihn dann ebenso plötzlich wieder stehen wie sie sich ihm genähert, und begann wieder auf- und abzugehen.

Diese unerklärliche Unruhe, welche Rosamunden schon vorher überrascht, ward ihr jetzt ziemlich unangenehm – besonders als sie Mistreß Jazeph einige mal mit sich selbst sprechen hörte. Nach den Worten und abgebrochenen Redesätzen zu urteilen, welche dann und wann hörbar waren, drehten ihre Gedanken sich immer noch mit der unerklärlichsten Hartnäckigkeit um Porthgenna Tower.

Als eine Minute nach der andern verfloß und die Wärterin immer noch auf- und abging und mit sich selbst zu sprechen fortfuhr, begann Rosamundes Mißmut allmähig in einen gewissen Grad von Furcht überzugehen. Sie beschloß, Mistreß Jazeph auf möglichst schonende Weise zum Bewußtsein der Seltsamkeit ihres Benehmens zu erwecken, indem sie bemerkte, daß sie sprach, dabei aber sich stellte, als ob sie nicht verstünde, daß sie mit sich selbst spräche.

»Was sagtet Ihr?« fragte Rosamunde und stellte diese Frage in einem Augenblicke, wo die Stimme der Wärterin am deutlichsten verriet, daß sie laut dachte.

Mistreß Jazeph blieb stehen und richtete den Kopf empor, als ob sie aus einem schweren Schläfe erwachte.

»Ich dachte, Ihr sagtet noch etwas von unserm alten Hause,« fuhr

Rosamunde fort. »Es war mir, als hörte ich Euch sagen, ich sollte nicht nach Porthgenna gehen, oder Ihr würdet an meiner Stelle nicht hingehen, oder etwas in dieser Art.«

Mistreß Jazeph errötete wie ein junges Mädchen.

»Ich glaube, Sie irren sich, Madame,« sagte sie und bückte sich wieder über den Bettstuhl.

Sie aufmerksam beobachtend, sah Rosamunde, daß sie, während sie tat, als setzte sie das Bett in Stand, doch in der Tat durchaus nichts tat, was zu diesem Zwecke eigentlich hätte geschehen müssen.

Was sollte das heißen? Was hatte ihr ganzes Benehmen seit der letzten halben Stunde zu bedeuten?

Während Mistreß Frankland sich diese Fragen vorlegte, erwachte auf einmal in ihr ein furchtbarer Verdacht, sodaß ein kalter Schauer ihren ganzen Körper überrieselte. Vorher hatte sie noch nicht daran gedacht, jetzt aber fiel ihr mit der Macht positiver Überzeugung ein, daß die neue Wärterin nicht recht bei Verstande sei!

Alles, was in ihrem Benehmen unerklärlich war – ihr seltsames Verschwinden hinter den Vorhängen am Fuße des Bettes; ihre langsame, verstohlene, allzuvertrauliche Art, die Haarbürste zu handhaben; ihr Schweigen in dem einen Augenblick und ihre Redseligkeit in dem andern; ihre Rastlosigkeit, ihr Flüstern mit sich selbst, der Umstand, daß sie sich stellte, als wäre sie eifrig beschäftigt, etwas zu tun, was sie gleichwohl gar nicht tat – ihr ganzes seltsames, außerdem unverständliches Tun und Treiben ward auf die eine furchtbare Voraussetzung hin, daß sie wahnsinnig sei, sofort erklärlich.

So sehr Rosamunde auch erschrak, so bewahrte sie doch ihre Geistesgegenwart. Einer ihrer Arme stahl sich unwillkürlich um den Leib ihres Kindes und sie hatte den andern schon halb emporgehoben, um die über ihrem Kopfkissen hängende Klingelschnur zu fassen, als sie sah, wie Mistreß Jazeph sich herumdrehte und sie ansah.

Eine Frau, deren Nervensystem bloß von der gewöhnlichen Art gewesen wäre, hätte wahrscheinlich in der unüberlegten

Verzweiflung purer Furcht in diesem Augenblicke sofort die Klingel gezogen. Rosamunde aber besaß Mut genug, um die Folgen zu berechnen und zu bedenken, daß Mistreß Jazeph vollauf Zeit gehabt hätte, die Tür zu verschließen, ehe Beistand herbeikommen könnte, wenn sie ihren Argwohn dadurch verriete, daß sie klingelte, ohne erst einen scheinbaren Grund dafür anzugeben.

Sie schloß daher, während die Wärterin sie ansah, langsam die Augen, teils um dieselbe glauben zu machen, daß sie schlafen wolle – teils um Zeit zu gewinnen, einen Vorwand zu ersinnen, der sie berechtigte, ihr Kammermädchen zu rufen. Ihre Aufregung hinderte sie jedoch an der freien Ausübung ihres Scharfsinnes. Eine Minute nach der andern schleppte sich langsam hin und immer noch fiel ihr nichts ein, was ihr als Vorwand dienen könnte, die Klingel zu ziehen.

Eben überlegte sie, ob es nicht das sicherste wäre, Mistreß Jazeph mit einem Auftrage an ihren Gatten aus dem Zimmer zu schicken, in dem Augenblick, wo sie hinaus wäre, die Tür zu verriegeln und dann zu klingeln – eben überlegte sie, ob sie dies Verfahren kühn einschlagen sollte oder nicht, als sie das Rascheln des seidenen Kleides der Wärterin sich dem Bett nähern hörte.

Ihr erster Impuls war, den Klingelzug zu fassen, die Furcht hatte aber ihre Hand gelähmt und sie war nicht im Stande, dieselbe von dem Bette emporzuheben.

Das Rascheln des seidenen Kleides hörte auf. Rosamunde öffnete ein wenig die Augen und sah, daß die Wärterin in der Mitte zwischen dem Teile des Zimmers, von welchem sie herkam, und dem Bett stehen blieb. In ihrem Blick lag jetzt durchaus nichts Wildes oder Zorniges. Die Aufregung, welche ihr Gesicht zu erkennen gab, war die Aufregung der Verwirrung und Unruhe. Sie stand da, indem sie wie die verköperte Angst und Verzweiflung die Hände rasch nacheinander faltete und wieder voneinander löste. So stand sie beinahe eine Minute – dann näherte sie sich wieder um einige Schritte und sagte flüsternd und in fragendem Tone:

»Noch nicht eingeschlafen? Noch nicht ganz eingeschlagen?«

Rosamunde versuchte zu antworten, die raschen Schläge ihres Herzens schienen ihr aber bis auf die Lippen heraufzudringen und

die Worte auf denselben zu ersticken.

Die Wärterin kam näher – immer noch mit derselben Angst in ihren Zügen – bis sie nur noch etwa einen Fuß von dem Bette entfernt war – kniete zu Häupten desselben nieder und sah Rosamunden mit innigem Blick an. Dann schauderte sie ein wenig und blickte sich rings um, wie um sich zu überzeugen, daß das Zimmer leer sei – beugte sich vorwärts – zögerte – beugte sich näher und flüsterte ihr die Worte ins Ohr:

»Wenn Sie nach Porthgenna gehen, dann hüten Sie sich vor dem Myrtenzimmer!«

Der heiße Atem der Sprechenden schlug an Rosamundes Wange und schien fieberhaft durch alle Adern ihres Körpers zu jagen. Die krampfhaft erschütternde dieses unaussprechlichen Gefühls sprengte die Fesseln der Angst, welche ihr bis jetzt Bewegung und Sprache geraubt. Kreischend fuhr sie im Bette empor, ergriff den Klingelzug und riß heftig hinein.

»O, still! still!« rief Mistreß Jazeph, indem sie auf ihre Knie zurücksank und mit der hilflosen Gebärde eines Kindes verzweifelnd die Hände zusammenschlug.

Rosamunde klingelte zum zweiten und dritten Male. Eilige Tritte und eifrige Stimmen ließen sich draußen auf der Treppe hören. Es war noch nicht zehn Uhr – noch war niemand zu Bette – und das heftige Klingeln hatte bereits das Haus alarmiert.

Die Wärterin stand auf, taumelte von dem Bette zurück und lehnte sich an die Wand des Zimmers, während die Tritte und die Stimmen die Tür erreichten. Sie sprach kein Wort weiter. Die Hände, welche sie einen Augenblick vorher so heftig zusammengeschlagen, hingen schlaff an ihrem Körper herab. Die Leere eines ungeheuern Kampfes breitete sich über ihr ganzes Gesicht und versenkte es in schauerliche Ruhe.

Die erste Person, welche in das Zimmer trat, war Mistreß Franklands Zofe und die Wirtin folgte dieser auf dem Fuße.

»Rufen Sie Mr. Frankland,« sagte Rosamunde, mit matter Stimme die Wirtin anredend; »ich wünsche ihn sofort zu sprechen. Du,« fuhr sie, dem Kammermädchen winkend, fort, »bleibst hier bei mir sitzen,

bis dein Herr kommt. Ich habe einen furchtbaren Schrecken gehabt. Frage mich nicht, bleib aber da.«

Die Zofe sah ihre Herrin verwundert an und sah sich dann mit verächtlich zürnendem Blick nach der Wärterin um.

Als die Wirtin das Zimmer verließ, um Mr. Frankland zu holen, hatte die Wärterin sich ein wenig von der Wand hinwegbewegt, sodaß sie einen vollen Überblick über das Bett hatte. Ihre Augen hefteten sich mit einem Blick atemloser Erwartung und verzehrender Angst auf Rosamundes Gesicht. Aus allen ihren übrigen Gesichtszügen schien jeder Ausdruck verschwunden zu sein. Sie sagte nichts, sie achtete auf nichts. Sie schrak nicht zusammen, sie trat keinen Zoll breit auf die Seite, als die Wirtin wieder kam und Mr. Frankland seiner Gattin zuführte.

»Lenny! Laß die neue Wärterin nicht während der Nacht hierbleiben, ich bitte dich darum,« flüsterte Rosamunde, indem sie ihren Gatten hastig am Arme faßte.

Durch das Zittern ihrer Hand stutzig gemacht, legte Mr. Frankland seine Finger leicht auf ihre Schläfe und ihr Herz.

»Gütiger Himmel, Rosamunde, was ist geschehen! Ich verließ dich ruhig und behaglich und nun –«

»Ich bin erschreckt worden, Geliebter – fürchterlich durch die neue Wärterin. Sei nicht hart gegen sie, das arme Wesen; sie ist nicht recht bei Verstande – ich bin überzeugt, daß sie es nicht ist. Schaffe sie bloß in aller Stille fort – schicke sie wieder dahin, wo sie hergekommen ist. Ich sterbe vor Furcht, wenn sie hierbleibt. Sie hat sich so seltsam benommen – sie hat so sonderbare Worte gesprochen – Lenny, Lenny, laß meine Hand nicht los. Sie kam auf so fürchterliche Weise an mich herangeschlichen, gerade bis an die Stelle, wo du jetzt stehst. Sie kniete dicht vor mir nieder und flüsterte – o, welche Worte!«

»Still, still, Geliebte,« sagte Mr. Frankland, der durch die Heftigkeit von Rosamundes Aufregung ernst beunruhigt ward. »Wiederhole diese Worte jetzt nicht; warte, bis du ruhiger bist – ich bitte dich inständig, warte, bis du ruhiger bist. Ich will alles tun, was du wünschst, nur lege dich wieder nieder – verhalte dich ruhig und

versuche dich zu fassen, ehe du wieder ein Wort sprichst. Ich brauche weiter nichts zu wissen, als daß diese Frau dich erschreckt hat und du sie mit so wenig Unfreundlichkeit als möglich fortgeschickt zu sehen wünschst. Alle weiteren Auseinandersetzungen wollen wir bis morgen früh verschieben. Ich bedaure sehr, daß ich nicht gleich auf meiner Idee bestand, dir eine geeignete Wärterin von London kommen zu lassen. Wo ist die Wirtin?«

Die Wirtin stellte sich neben Mr. Frankland.

»Ist es spät?« fragte Leonard.

»O nein, Sir, noch nicht zehn Uhr.«

»Nun, dann lassen Sie sobald als möglich eine Chaise vorfahren. Wo ist die Wärterin?«

»Sie steht hinter Ihnen an der Wand,« sagte die Zofe.

Als Mr. Frankland sich nach dieser Richtung hinwendete, flüsterte Rosamunde ihm zu:

»Sei nicht hart gegen sie, Lenny.«

Die Zofe, welche Mistreß Jazeph mit verächtlicher Neugier betrachtete, sah den ganzen Ausdruck ihres Gesichts sich ändern, als diese Worte gesprochen wurden. Die Tränen stiegen ihr in die Augen und flossen unaufhaltsam ihre Wangen herab. Der tödliche Zauberbann der Unbeweglichkeit, der auf ihrem Gesicht gelegen, war sofort gebrochen. Sie zog sich wieder dicht an die Wand zurück und lehnte sich an dieselbe wie zuvor.

»Sei nicht hart gegen sie!« hörte die Zofe sie in leisem, schluchzenden Tone bei sich selbst wiederholen. »Sei nicht hart gegen sie. O, mein Gott, sie sagte dies aus gütigem Herzen – sie sagte es wenigstens aus gütigem Herzen.«

»Es ist nicht meine Absicht, unfreundlich mit Euch zu sprechen oder Euch unfreundlich zu begegnen,« sagte Mr. Frankland, der nicht deutlich hörte, was sie sagte. »Ich weiß nicht, was vorgefallen ist und ich erhebe keine Anklage. Ich sehe bloß meine Gattin heftig aufgereggt und erschreckt; ich höre, daß sie diese Aufregung mit Euch in Zusammenhang bringt – nicht in zorniger, sondern in

mitleidiger Weise. Und anstatt unfreundlich zu sprechen, ziehe ich vor, es Eurem eigenen Rechtsgefühl anheimzustellen zu entscheiden, ob Eure Dienste hier nicht sofort als beendet anzusehen sind. Ich habe dafür gesorgt, daß Ihr einen Wagen bekommt, um wieder nach Hause zu gelangen und würde vorschlagen, daß Ihr Eurer Herrin unsere Entschuldigung meldet und weiter nichts sagt, als daß Umstände sich ereignet haben, welche und nötigen, auf Eure Dienste zu verzichten.«

»Sie sind sehr rücksichtsvoll gegen mich, Sir,« sagte Mistreß Jazeph in ruhigem Tone und mit einer gewissen sanften Würde in ihrem Wesen, »und ich will mich Ihrer Nachsicht nicht unwürdig zeigen; deshalb verschweige ich, was ich zu meiner Verteidigung sagen könnte.«

Sie trat in die Mitte des Zimmers und blieb auf dem Punkte stehen, wo sie Rosamunde deutlich sehen konnte. Zwei Mal versuchte sie zu sprechen und zwei Mal versagte ihr die Stimme. Bei der dritten Anstrengung gelang es ihr sich zu beherrschen.

»Ehe ich gehe, Madame,« sagte sie, »spreche ich die Hoffnung aus, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Ihnen versichere, daß ich keinen Groll gegen Sie hege, weil Sie mich fortschicken. Ich zürne Ihnen nicht – ich bitte, seien Sie stets eingedenk, daß ich Ihnen nicht zürne und daß ich mich mit keinem Worte beklagt habe.«

Es lag, während sie diese Worte sprach, eine solche Trostlosigkeit in ihren Zügen und eine so sanfte, wehmütige Resignation in jedem Ton ihrer Stimme, daß Rosamunde fast Reue empfand.

»Warum aber erschrecktet Ihr mich denn?« fragte sie halb nachgebend.

»Warum ich Sie erschreckte! Wie könnte ich Sie erschrecken ? O mein Gott, wie sollte von allen Menschen der Welt ich es sein, der Sie erschreckte?«

Indem die Wärterin diese Worte in wehmütigem Tone sagte, ging sie nach dem Stuhle, auf welchen sie ihren Hut und Shawl gelegt und bekleidete sich damit.

Die Wirtin und das Kammermädchen, welche sie mit neugierigen Augen beobachteten, entdeckten, daß sie wieder bitterlich weinte

und bemerkten gleichzeitig mit Erstaunen, wie sauber und nett sie ihren Hut aufsetzte und ihren Shawl umnahm. Die abgezeehrten Hände bewegten sich mechanisch und zitterten während sie sich bewegten – und dennoch, so geringfügig auch der Umstand war, so leitete dennoch der unerbittliche Instinkt des Anstandes und der Wohlangemessenheit ihre unbedeutendsten Handlungen.

Auf ihrem Wege nach der Tür blieb sie, als sie an dem Bett vorüberkam, nochmals stehen, blickte durch ihre Tränen hindurch auf Rosamunde und das Kind, kämpfte eine Weile mit sich selbst und sprach dann ihre Abschiedsworte:

»Gott segne Sie und schenke Ihnen und Ihrem Kinde Glück und Gedeihen,« sagte sie. »Ich zürne Ihnen nicht, daß Sie mich fortschicken. Wenn Sie später wieder einmal an mich denken, so erinnern Sie sich, daß ich Ihnen nicht zürnte und daß ich mich nicht beklagte.«

Sie blieb noch einen Augenblick immer noch weinend und die Mutter und das Kind durch ihre Tränen hindurch betrachtend stehen, dann wendete sie sich ab und ging nach der Tür. Es lag etwas in den letzten Tönen ihrer Stimme, was tiefes Schweigen in dem Zimmer zur Folge hatte. Von den vier darin anwesenden Personen konnte keine ein Wort sprechen, als die Wärterin leise die Tür schloß und allein von ihnen wegging.

---

## Zweiter Band.

### Erstes Kapitel

#### *Eine Beratung*

**A**m Morgen nach Mistreß Jazephs Weggange erreichte die Nachricht, daß sie auf Mr. Franklands Befehl aus dem Tigerkopfe wieder fortgeschickt worden, die Wohnung des Doktors von dem Gasthause aus gerade in dem Augenblick, wo er sich zum Frühstück niedersetzte. Da diese Nachricht nicht zugleich von einer genügenden Erklärung der Ursache begleitet war, so wollte Doktor Orridge nicht glauben, daß Mistreß Jazephs Dienst bei Mistreß Frankland wirklich schon sein Ende erreicht habe.

Indessen, obschon er der Nachricht keinen Glauben beimaß, so ward er doch in soweit dadurch beunruhigt, daß er sein Frühstück so schnell als möglich beendete und seinen Morgenbesuch im Tigerkopfe beinahe zwei Stunden vor der Zeit machte, zu welcher seine Patientin ihn gewöhnlich erwartete.

Auf seinem Wege nach dem Gasthause kam ihm einer der Kellner desselben entgegen.

»Ich wollte eben mit einem Auftrage von Mr. Frankland zu Ihnen kommen, Sir,« sagte der Kellner; »er wünscht Sie sobald als möglich zu sprechen.«

»Ist es denn wahr, daß Mistreß Franklands Wärterin vergangene Nacht auf Mr. Franklands Befehl fortgeschickt worden ist ?« fragte Doktor Orridge.

»Ja, das ist vollkommen wahr, Sir,« antwortete der Kellner.

Der Doktor errötete und fühlte sich sehr unangenehm berührt.

Eins der kostbarsten Dinge, die wir besitzen – besonders wenn wir zufällig dem Stande der Ärzte angehören – ist unsere Würde. Doktor Orridge meinte, man hätte eigentlich erst ihn zu Rate ziehen sollen, ehe man eine von ihm empfohlene Wärterin ohne Weiteres entließ.

Pochte Mr. Frankland vielleicht auf seine Stellung als Gentleman von Vermögen?

Diese Frage zu entscheiden war jetzt noch nicht möglich, aber schon die Erwägung derselben übte einen unterminierenden Einfluß auf die konservativen Grundlagen von Doktor Orridges Prinzipien. Die Macht des Reichtums kann ungestraft vieles tun, aber sie hat nicht das Recht, der guten Meinung eines Menschen von sich selbst einen praktischen Widerspruch entgegenzusetzen. Niemals hatte der Doktor unehrerbietiger von Rang und Reichtümern gedacht; niemals war er sich bewußt gewesen, mit so absoluter Unparteilichkeit über republikanische Grundsätze nachzudenken, als da er jetzt mürrisch schweigend dem Kellner nach Mr. Franklands Zimmer folgte.

»Wer ist da?« fragte Leonard, als er die Tür öffnen hörte.

»Doktor Orridge, Sir,« sagte der Kellner.

»Guten Morgen, Sir,« sagte Doktor Orridge mit selbstbewußter Kürze und Vertraulichkeit.

Mr. Frankland saß mit gekreuzten Beinen in einem Lehnstuhl. Doktor Orridge wählte sorgfältig ebenfalls einen Lehnstuhl und kreuzte, sobald er sich niedergesetzt hatte, die Beine ebenso wie Mr. Frankland. Mr. Franklands Hände staken in den Taschen seines Schlafrocks. Doktor Orridge hatte keine Taschen weiter als in seinen Rockschößen, zu welchen er nicht bequem gelangen konnte. Dafür aber steckte er die Daumen in die Armlöcher seiner Weste und behauptete sich auf diese Weise gegen die insolente Bequemlichkeitsliebe des Reichtums.

Es machte – so merkwürdig beschränkt ist die Sphäre der Wahrnehmung eines Menschen, wenn er seine eigene Wichtigkeit zu verfechten bemüht ist – für ihn keinen Unterschied, daß Mr. Frankland blind und folglich nicht im Stande war, durch das unabhängige Benehmen des Doktors betroffen gemacht zu werden.

Die eigene Würde des Doktors ward jedenfalls in seiner eigenen Gegenwart behauptet, und dies war ihm schon genug.

»Ich freue mich, daß Sie so zeitig kommen, Doktor,« sagte Mr. Frankland. »Es hat sich in der vergangenen Nacht etwas sehr Unangenehmes hier ereignet. Ich mußte die neue Wärterin auf der Stelle wieder fortschicken!«

»Wirklich!« entgegnete der Doktor, indem er Mr. Franklands Gelassenheit eine erheuchelte Gleichgültigkeit entgegenstellte. »Wirklich?«

»Wenn die Zeit mir erlaubt hätte, zu Ihnen zu schicken und Sie zu Rate zu ziehen, so würde ich dies sehr gern getan haben,« fuhr Leonard fort. »Aber die Sache gestattete keinen Aufschub. Wir wurden alle durch ein heftiges Läuten der Klingel meiner Gattin erschreckt. Ich ward in ihr Zimmer hinaufgeführt und fand sie in einem Zustande der heftigsten Aufregung und Unruhe. Sie sagte mir, sie sei durch die neue Wärterin auf fürchterliche Weise erschreckt worden, erklärte ihre Überzeugung, daß die Frau nicht recht bei Verstande sei und bat mich, sie so schnell als möglich und so freundlich als möglich aus dem Hause zu schaffen. Was konnte ich unter diesen Umständen tun? Allerdings konnte es scheinen, als hätte ich, indem ich so auf meine eigene Verantwortlichkeit hin handelte, die gebührende Rücksicht auf Sie aus den Augen gesetzt; aber meine Frau war in einem solchen Zustande von Aufregung, daß ich nicht wissen konnte, was die Folge sein würde, wenn ich mich ihr widersetzte oder die Sache hinausschöbe, und nachdem einmal die Schwierigkeit beseitigt war, wollte sie nicht zugeben, daß Sie so spät noch durch einen Ruf hierher gestört würden. Ich bin überzeugt, lieber Doktor, Sie werden diese Erklärung in demselben Geiste aufnehmen, in welchem ich sie Ihnen biete.«

Der Doktor begann ein wenig verlegen auszusehen. Der massive Unterbau seiner Unabhängigkeit begann mürbe zu werden und unter ihm zu wanken. Er war schon wieder nahe daran, an die kultivierten Manieren der reichen Klassen zu denken, seine Daumen glitten mechanisch aus den Armlöchern seiner Weste, und ehe er noch recht wußte, was er tat, stammelte er sich durch die

ausgewähltesten Irrgänge einer höflichen, ehrerbietigen Antwort hindurch.

»Sie werden natürlich zu wissen wünschen, was die neue Wärterin gesagt oder getan hatte, daß meine Frau darüber so erschrocken war,« fuhr Mr. Frankland fort. »Ich kann aber hierüber nichts Genaueres mitteilen, denn meine Frau war in einem solchen Zustande nervöser Aufregung, daß ich wirklich nicht wagte, ihr eine Erklärung abzuverlangen, und ich habe mit Fleiß auch diesen Morgen noch damit gewartet, bis Sie kämen und mich zu ihr hinauf begleiten könnten. Sie haben sich einer so großen Mühwaltung unterzogen, uns die Dienste dieses unglücklichen Weibes zu verschaffen, daß Sie ein Recht darauf haben, nun, da sie wieder fortgeschickt worden ist, alles zu hören, was gegen sie angeführt werden kann. In Anbetracht der Umstände ist meine Frau heute Morgen nicht so unwohl wie ich fürchtete, daß sie sein würde. Sie erwartet, mich mit Ihnen zu sehen, und wenn Sie mir freundlichst Ihren Arm leihen wollen, so wollen wir sofort zu ihr hinaufgehen.«

Doktor Orridge tat seine bis jetzt gekreuzten Beine sofort voneinander, erhob sich rasch und ging sogar so weit, daß er willkürlich eine Verbeugung machte. Man darf nicht glauben, daß er, während er auf diese Weise handelte, seine Unabhängigkeit kompromittiert und von reichen Leuten in einem allzuhastigen Geiste der Zustimmung und Billigung gedacht hätte. Als er mechanisch seine Verbeugung machte und in diesem Augenblicke vergaß, daß Mr. Frankland gar nicht im Stande war, diese Art Huldigung zu würdigen, dachte er bloß auf die uneigennützigste und abstrakteste Weise an vornehmes Blut – an die feine Lebensart, die demselben gleichsam innewohnte – und an den unergründlichen Wert, der dadurch Worten verliehen ward, welche in dem Munde gewöhnlicher Leute ganz schlicht und alltäglich klingen.

Doktor Orridge besaß – und die Gerechtigkeit gegen ihn verlangt, daß wir dies hier erwähnen – die meisten der Tugenden seines Standes, besonders jene weit verbreitete Tugend, welche die Leute abhält, sich in ihren Meinungen durch persönliche Rücksichten auf ernste Weise bestimmen zu lassen. Wir haben alle unsere Fehler, es

ist aber wenigstens ein Trost zu bedenken, wie wenige von unsern liebsten Freunden – um von uns selbst zu schweigen – sich jemals einer solchen Schwäche schuldig machen.

Als man in Mistreß Franklands Zimmer trat, sah der Doktor auf den ersten Blick, daß in ihrem Befinden in Folge der Ereignisse des vergangenen Abends eine Änderung, aber keineswegs zum Guten, eingetreten war. Er bemerkte, daß das Lächeln, womit sie ihren Gatten begrüßte, das matteste und wehmütigste war, welches er je auf ihrem Gesicht gesehen. Ihre Augen sahen trüb und ermüdet aus, ihre Haut war trocken, ihr Puls unregelmäßig. Es war klar, daß sie eine schlaflose Nacht zugebracht und daß ihr Gemüt nicht ruhig war.

Sie beantwortete die Fragen ihres ärztlichen Beistandes so kurz als möglich und brachte das Gespräch dann sofort auf Mistreß Jazpeh.

»Sie haben wohl gehört, was geschehen ist,« sagte sie zu dem Arzte. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tief es mich bekümmert. Meine Handlungsweise muß Ihren Augen sowohl als denen der armen, unglücklichen Wärterin als die Handlungsweise einer eigensinnigen, gefühllosen Person erscheinen. Ich möchte weinen vor Kummer und Verdruß, wenn ich bedenke, wie unüberlegt ich war und wie wenig Mut ich zeigte. O, Lenny, es ist furchtbar, das Gefühl irgend eines Menschen zu verletzen – diese unglückliche, hilflose Frau aber so zu kränken, wie wir sie gekränkt, ihr so bittere Tränen ausgepreßt, ihr eine solche Demütigung bereitet zu haben –«

»Meine liebe Rosamunde,« unterbrach Mr. Frankland, »Du beklagst die Wirkungen, vergissest aber ganz die Ursachen. Bedenke, in welchem Zustande von Angst und Schrecken ich dich antraf – ganz gewiß mußte ein Grund dazu vorhanden sein. Bedenke auch, wie fest du die Überzeugung aussprachst, daß die Frau nicht recht bei Sinnen sei. Du hast doch in diesem Punkte deine Ansicht nicht etwa schon geändert?«

»Eben diese Meinung, Geliebter, hat mich die ganze Nacht gepeinigt und beunruhigt. Ich kann sie nicht ändern; ich fühle mich mehr als je überzeugt, daß es mit dem Verstande des armen Weibes nicht richtig sein kann – und dennoch, wenn ich bedenke, wie

gutmütig sie hierher kam, um mir beizustehen, und wie eifrig bedacht sie zu sein schien, sich nützlich zu machen, kann ich nicht umhin, mich meines Argwohns zu schämen. Ich kann nicht umhin, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich die Ursache ihrer Entlassung gestern Abend gewesen bin. Lieber Doktor, bemerkten Sie etwas in Mistreß Jazeph's Gesicht oder Benehmen, was Sie bewog zu zweifeln, ob ihr Verstand so gesund sei als er sein sollte?«

»Durchaus nicht, Mistreß Frankland, sonst würde ich sie nicht hierhergebracht haben. Ich würde mich allerdings nicht gewundert haben zu hören, daß sie plötzlich krank geworden, oder daß sie von einem Nervenkrampf befallen worden sei, oder daß irgend ein kleiner Unfall, der sonst niemanden erschreckt haben würde, sie ernsthaft erschreckt habe; jetzt aber zu hören, daß sie an einer Störung ihrer Geisteskräfte leide, dies überrascht mich, wie ich gestehen muß, nicht wenig.«

»Könnte ich mich geirrt haben!« rief Rosamunde, indem ihr Blick verlegen und selbst mißtrauisch von dem Doktor auf ihren Gatten schweifte. »Lenny! Lenny! Wenn ich mich geirrt habe, dann werde ich mir niemals verzeihen!«

»Aber willst du uns nicht erzählen, liebes Kind, was dich eigentlich bewog zu glauben, sie sei nicht recht bei Verstande?« fragte Mr. Frankland.

Rosamunde zögerte.

»Dinge, die in unsern Gedanken groß erscheinen,« sagte sie endlich, »scheinen oft so klein zu werden, wenn wir sie in Worte kleiden. Ich verzweifle fast daran, dir begreiflich machen zu können, welchen guten Grund ich hatte zu erschrecken, und dann fürchte ich, daß ich, indem ich mir selbst Gerechtigkeit widerfahren lasse, vielleicht ungerecht gegen die arme Wärterin bin.«

»Erzähle deine Geschichte nur nach deiner Weise, liebe Rosamunde, und du wirst sie dann gewiß richtig und angemessen erzählen,« sagte Mr. Frankland.

»Und vergessen Sie nicht,« setzte der Doktor hinzu, »daß ich auf meine Meinung von Mistreß Jazeph durchaus kein Gewicht lege. Ich hatte nicht Zeit genug, mir eine solche zu bilden; Ihre Gelegenheiten,

diese Person zu beobachten, sind weit zahlreicher gewesen als die meinigen.«

Auf diese Weise ermutigt, erzählte Rosamunde schlicht und einfach alles, was in ihrem Zimmer am vorigen Abend bis zu dem Augenblick geschehen, wo sie die Augen geschlossen und die Wärterin sich ihrem Bett hatte nähern hören. Ehe sie die außerordentlichen Worte wiederholte, welche Mistreß Jazeph ihr ins Ohr geflüstert, machte sie jedoch eine Pause und sah ihren Gatten aufmerksam an.

»Warum hältst du inne?« fragte Mr. Frankland.

»Ich fühle mich noch ganz aufgeregt und befangen, Lenny, wenn ich an die Worte denke, welche die Wärterin unmittelbar zuvor, ehe ich die Klingel zog, zu mir sagte.«

»Nun, was sagte sie denn? War es vielleicht etwas, was du nicht gern nachsagen möchtest?«

»O nein; es liegt mir im Gegenteil sehr viel daran, es zu wiederholen und zu hören, was es nach deiner Ansicht bedeutet. Wie ich dir soeben erzählte, Lenny, hatten wir von Porthgenna gesprochen und von meiner Absicht, die nördlichen Zimmer zu untersuchen, sobald als ich dorthin käme, und sie hatte viele Fragen in Bezug auf das alte Haus getan, denn sie schien sich, wenn man bedenkt, daß sie doch dort nicht bekannt ist, auf ganz unerklärliche Weise dafür zu interessieren.«

»Nun, und?«

»Nun, als sie an das Bett trat, kniete sie dicht neben mir nieder und flüsterte plötzlich: »Wenn Sie nach Porthgenna gehen, so hüten Sie sich vor dem Myrtenzimmer.«

Mr. Frankland stutzte.

»Gibt es denn ein solches Zimmer in Porthgenna?« fragte er begierig.

»Ich habe nie etwas davon gehört,« sagte Rosamunde.

»Wissen Sie das gewiß?« fragte Doktor Orridge. Bis diesen Augenblick hatte er im Stillen die Vermutung gehegt, Mistreß Frankland sei, bald nachdem er sie am Abend zuvor verlassen,

eingeschlafen und die Geschichte, welche sie jetzt mit der aufrichtigsten Überzeugung von der Wirklichkeit derselben erzählte, sei in der Tat weiter nichts als eine Reihe von durch einen Traum erzeugten lebhaften Eindrücken.

»Ich weiß gewiß, daß ich niemals von einem solchen Zimmer gehört habe,« entgegnete Rosamunde. »Ich verließ Porthgenna, als ich fünf Jahre alt war und hatte damals nie etwas davon gehört. Mein Vater sprach in spätern Jahren oft von dem Hause, aber ich weiß gewiß, daß er keins der Zimmer bei einem besonderen Namen nannte, und ich kann dasselbe von deinem Vater sagen, Lenny, so oft ich, nachdem er das Schloß gekauft, in seiner Gesellschaft war. Überdies mußt du dich doch auch entsinnen, daß, als der Baumeister, den wir hinschickten, um die Gebäude zu besichtigen, dir jenen Brief schrieb, er sich beklagte, daß an den verschiedenen Schlüsseln keine Namen der Zimmer zu finden wären, um sich beim Öffnen der Türen danach richten zu können, und daß ihm auch in Porthgenna selbst niemand hierüber Auskunft geben könnte. Wie könnte ich jemals von dem Myrtenzimmer gehört haben? Wer hätte mir etwas davon sagen sollen?«

Doktor Orridge begann eine verlegene Miene zu zeigen. Es schien doch keineswegs so ganz ausgemacht zu sein, daß Mistreß Frankland bloß geträumt hatte.

»Ich habe seitdem an gar nichts weiter gedacht,« sagte Rosamunde in leisem, flüsterndem Tone zu ihrem Gatten. »Ich kann diese geheimnisvollen Worte nicht aus den Gedanken bringen. Fühle an mein Herz, Lenny – es schlägt schon davon, daß ich sie dir wiederhole, schneller als gewöhnlich. Es sind so seltsame, sonderbare Worte. Was meinst du wohl, was sie bedeuten?«

»Wer ist die Frau eigentlich, die sie gesprochen? – Dies ist die wichtigste Frage,« bemerkte Mr. Frankland.

»Aber warum sagte sie diese Worte zu mir? Dies ist es, was ich wissen möchte – dies ist es, was ich wissen muß, wenn ich mich jemals in meinem Gemüt wieder ruhig fühlen soll.«

»Nur sachte, Mistreß Frankland, sachte!« sagte der Doktor. »Um Ihres Kindes sowohl als um Ihrer selbst willen bitte ich Sie, ruhig zu

sein und dieses allerdings sehr geheimnisvolle Ereignis so gelassen zu betrachten wie Sie können. Wenn irgendwelche Bemühungen von meiner Seite über diese seltsame Frau und ihr noch seltsameres Benehmen Licht verbreiten können, so soll es daran nicht fehlen. Ich werde heute wieder bei ihrer Herrin sein, um eins der Kinder zu besuchen, und verlassen Sie sich darauf, ich will auf die eine oder die andere Weise Mistreß Jazeph dahin bringen, daß sie sich näher erklärt. Ihre Herrin soll jedes Wort hören, welches Sie mir erzählt haben, und ich kann Ihnen versichern, sie ist ganz die geradezuehende, offene, entschlossene Frau, welche darauf bestehen wird, daß das Geheimnis sofort aufgeklärt werde.«

Rosamundes trübe Augen gewannen bei diesem Erbieten des Doktors neuen Glanz.

»Ja, gehen Sie sogleich hin, lieber Doktor!« rief sie. »Gehen Sie sogleich.«

»Ich habe erst noch in der Stadt eine Menge Besuche zu machen,« sagte der Doktor, über Mistreß Franklands Ungeduld lächelnd.

»Nun, so beginnen Sie damit, ohne einen Augenblick zu säumen,« sagte Rosamunde. »Der Kleine ist vollkommen wohl und ich bin auch vollkommen wohl – wir brauchen Sie keinen Augenblick aufzuhalten. Und, lieber Doktor, ich bitte Sie, seien Sie gegen die arme Frau so freundlich und rücksichtsvoll als möglich und sagen Sie ihr, es wäre mir nicht eingefallen, sie fortzuschicken, wenn ich nicht so erschrocken wäre, daß ich nicht gewußt hätte, was ich tat. Sagen Sie ihr auch, wie leid es mir heute tut und sagen Sie –«

»Liebe Rosamunde, wenn die Frau wirklich nicht recht bei Verstande ist, was könnte es dann nützen, sie mit allen diesen Entschuldigungen zu überhäufen?« unterbrach Mr. Frankland. »Es wird weit zweckmäßiger sein, wenn der Doktor in unserm Namen ihre Herrin um Entschuldigung bittet und sich gegen diese erklärt.«

»Ja, gehen Sie! Machen Sie nicht noch hier lange Worte – ich bitte Sie, gehen Sie sogleich!« rief Rosamunde, als der Doktor auf Mr. Franklands Bemerkung antworten wollte.

»Fürchten Sie nichts – es soll keine Zeit verloren werden,« sagte

Doktor Orridge, indem er die Türe öffnete. »Aber vergessen Sie nicht, Mistreß Frankland, ich erwarte, daß Sie Ihren Gesandten, wenn er von seiner Mission zurückkehrt, belohnen, indem Sie ihm zeigen, daß Sie ein wenig ruhiger und gefaßter sind als ich Sie heute morgen finde.«

Mit dieser letzten Mahnung nahm der Doktor Abschied.

»Wenn Sie nach Porthgenna gehen, so hüten Sie sich vor dem Myrtenzimmer,« wiederholte Mr. Frankland nachdenklich. »Das sind sehr seltsame Worte, Rosamunde. Wer kann diese Frau möglicherweise sein? Sie ist uns beiden vollkommen fremd. Wir sind durch reinen Zufall mit ihr in Berührung gekommen und wir finden, daß sie in Bezug auf unser Haus etwas weiß, wovon wir selbst beide durchaus keine Kenntnis gehabt haben, bis es ihr beliebte zu sprechen.«

»Aber die Warnung, Lenny, die Warnung, die so ausdrücklich und geheimnisvoll an mich gerichtet ward! Ach, wenn ich doch sofort einschlafen könnte, um nicht eher wieder zu erwachen als bis der Doktor zurückkommt.«

»Liebe Rosamunde, bemühe dich, nicht allzugewiß darauf zu rechnen, daß wir selbst dann Aufklärung erhalten. Die Frau kann sich ja leicht weigern, sich gegen irgend jemand zu erklären.«

»Deute eine solche Täuschung meiner Erwartung auch nicht nur an, Lenny, sonst fühle ich mich versucht aufzustehen und selbst zu ihr zu gehen, um sie zu befragen.«

»Auch wenn du aufstehen und sie befragen könntest, Rosamunde, würdest du es doch vielleicht unmöglich finden, ihr eine Antwort abzulocken. Es ist möglich, daß sie sich vor gewissen Folgen fürchtet, die wir nicht voraussehen können, und in diesem Falle kann ich bloß wiederholen, daß es mehr als wahrscheinlich ist, sie werde sich auf gar keine Erklärung einlassen, oder vielleicht ihre eigenen Worte ganz kaltblütig in Abrede stellen.«

»Dann, Lenny, wollen wir sie selbst auf die Probe stellen.«

»Und wie könnten wir dies tun?«

»Dadurch, daß wir, sobald ich es im Stande bin, unsere Reise nach Porthgenna fortsetzen, und wenn wir dort sind, keinen Stein

umgewendet lassen, bis wir entdeckt haben, ob es in dem alten Hause ein Zimmer gibt, welches zu irgend einer Zeit seines Bestehens unter dem Namen des Myrtenzimmers bekannt war.«

»Und gesetzt, es sollte sich ergeben, daß ein solches Zimmer vorhanden ist?« fragte Mr. Frankland, indem er den Einfluß des Enthusiasmus seiner Gattin zu fühlen begann.

»Wenn dies sich ergibt,« sagte Rosamunde, indem ihre Stimme lauter ward und ihr Gesicht von seiner gewohnten Lebhaftigkeit zu strahlen begann, »wie kannst du zweifeln, was dann geschehen werde? Bin ich nicht ein Weib? Und ist mir nicht verboten worden, das Myrtenzimmer zu betreten? Lenny! Lenny! Kennst du meine Hälfte der Menschheit so wenig, daß du fragst, was ich in dem Augenblick, wo man das Zimmer entdeckte, tun würde? Mein guter Lenny, ganz natürlich würde ich sofort hineingehen!«

---

## Zweites Kapitel

### *Eine abermalige Überraschung*

Trotz aller Eile, welche Doktor Orridge anwendete, ward es doch ein Uhr nachmittags, ehe seine Berufspflichten ihm gestatteten, sich in seiner einspännigen Chaise auf den Weg nach Mistreß Norburys Haus zu begeben. Er fuhr so rasch, daß er den halbstündigen Weg in zwanzig Minuten zurücklegte.

Der Diener, welcher das rasche Heranfahen der Chaise gehört hatte, öffnete die Haustür in demselben Augenblick, wo das Pferd angehalten ward, und kam dem Doktor mit schadenfrohem Lächeln entgegen.

»Nun,« sagte der Doktor, indem er in das Haus hineineilte, »Ihr wart wohl gestern Abend ein wenig überrascht, als die Haushälterin wiederkam?«

»Ja, Sir, wir waren allerdings überrascht, als sie gestern Abend wiederkam,« antwortete der Diener, »aber noch mehr überrascht waren wir, als sie heute Morgen wieder fortging.«

»Fortging? Ihr wollt damit doch nicht etwa sagen, sie sei nicht mehr hier?«

»Freilich will ich das sagen, Sir. Sie hat ihren Dienst verloren und ist fort für immer.«

Der Diener lächelte wieder, indem er diese Bemerkung machte, und die Hausmagd, welche, während er sprach, zufällig die Treppe herunterkam und hörte, was er sagte, lächelte auch. Mistreß Jazeph hatte augenscheinlich bei dem übrigen Dienstpersonale in keiner großen Gunst gestanden. Doktor Orridge war vor Erstaunen nicht im Stande, weiter ein Wort hervorzubringen. Da der Diener keine weiteren Fragen tun hörte, so öffnete er die Tür des Frühstückszimmers und der Doktor trat herein.

Mistreß Norbury saß in der Nähe des Fensters, in starr aufrechter

Haltung und beobachtete unbeugsam das Tun und Treiben ihres kranken Töchterchens über einer Schüssel Hafergrützschleim.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, ehe Sie noch den Mund auf tun,« hob die mit der Sprache gerade herausgehende Dame an. »Aber sehen Sie erst das Kind an und sagen Sie, wie es mit diesem steht, ehe Sie auf ein anderes Thema übergehen.«

Der Zustand des Kindes ward untersucht, als ein in rasch fortschreitender Besserung begriffener erklärt und die Kleine dann von der Wärterin fortgetragen, damit sie sich ein wenig niederlegen und ausruhen möchte.

Sobald als die Tür des Zimmers sich geschlossen hatte, redete Mistreß Norbury den Doktor sofort an und unterbrach ihn zum zweiten Male, gerade als er im Begriff stand zu sprechen.

»Nun, Doktor,« begann sie, »ich will Ihnen gleich von vorn herein etwas sagen. Ich bin eine sehr gerechte Frau und zanke mich nicht mit Ihnen. Sie sind die Ursache, daß ich von drei Personen mit der kecksten Unverschämtheit behandelt worden bin – aber Sie sind die unschuldige Ursache und deshalb mache ich Ihnen keinen Vorwurf.«

»Ich weiß in der Tat nicht,« entgegnete der Doktor, »ich weiß wirklich nicht, - ich versichere Ihnen –«

»Sie wissen nicht, was ich meine?« unterbrach ihn Mistreß Norbury. »Ich will es Ihnen sogleich sagen. Waren Sie nicht die ursprüngliche Ursache, daß ich meine Haushälterin als Wärterin zu Mistreß Frankland schickte?«

»Ja,« antwortete der Doktor, denn nun konnte er nicht zögern, dies zuzugestehen.

»Nun gut,« fuhr Mistreß Norbury fort, »und die Folge davon ist gewesen, daß ich, wie ich schon vorhin sagte, von nicht weniger als drei Personen mit beispielloser Unverschämtheit behandelt worden bin. Mistreß Frankland setzt sich eine abgeschmackte Grille in den Kopf und stellt sich, als wäre sie durch die Haushälterin in Schrecken gesetzt worden. Der Gemahl dieser Dame entwickelt eine unverschämte Bereitwilligkeit, auf die Grille einzugehen, und schickt mir meine Haushälterin wieder wie einen falschen Schilling, und drittens, was das schlimmste von allen ist, meine Haushälterin selbst

beleidigt mich sobald sie zurückkommt ins Gesicht – beleidigt mich, Doktor, dermaßen, daß ich ihr befehle, binnen zwölf Stunden das Haus zu verlassen. Fangen Sie nicht an, sich zu verteidigen, Doktor! Ich weiß alles; ich weiß, daß Sie mit dem Fortschicken meiner Haushälterin nichts zu tun gehabt haben und ich habe das auch nicht behauptet. Alles Unheil, was Sie angerichtet haben, ist unverschuldetes Unheil. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, bedenken Sie das wohl, was Sie auch tun mögen, Doktor Orridge, bedenken Sie dies!«

»Ich hatte durchaus nicht die Absicht, mich zu verteidigen,« entgegnete der Doktor, als ihm endlich vergönnt war zu sprechen, »denn ich bin meinerseits ebenso fest davon überzeugt, als Sie Ihrerseits sein können, Mistreß Norbury, daß ich in keiner Weise zu tadeln bin. Ich wollte bloß sagen, daß Sie mich über alles Erwarten in Erstaunen setzen, wenn Sie mir mitteilen, daß Mistreß Jazeph Ihnen mit Unhöflichkeit begegnet ist.«

»Unhöflichkeit!« rief Mistreß Norbury. »Sprechen Sie nicht von Unhöflichkeit – das ist nicht das richtige Wort. Unverschämtheit ist das rechte Wort – die frechste, keckste Unverschämtheit. Als Mistreß Jazeph in jener Chaise aus dem Tigerkopf zurückkam, war sie entweder betrunken oder verrückt. Reißen Sie die Augen auf wie Sie wollen, Doktor; sie war entweder das eine oder das andere, oder auch ein Gemisch von beidem. Sie haben sie gesehen? – Sie haben mit ihr gesprochen – würden Sie wohl sagen, es sei von ihr zu erwarten gewesen, daß Sie Ihnen wild ins Gesicht sehen und in dem Augenblicke, wo Sie mit ihr sprächen, Ihnen geradezu widersprechen würde?«

»Nein, ich würde sagen, daß sie die allerletzte Person in der Welt wäre, von der man sich eines solchen ungebührlichen Benehmens versehen könnte,« antwortete der Doktor.

»Sehr gut. Nun hören Sie, was geschah, als sie vorige Nacht zurückkam,« sagte Mistreß Norbury. »Sie kam gerade hier an, als wir die Treppe hinaufgingen, um uns zu Bett zu legen. Natürlich war ich nicht wenig erstaunt und rief sie in mein Zimmer, um mir die Sache erklären zu lassen. In diesem meinen Verfahren lag sicherlich

nichts sehr Unnatürliches, sollte ich meinen. Ich bemerkte, daß ihre Augen geschwollen und rot waren, daß sie ganz auffallend verstört und sonderbar aussah, aber ich sagte nichts, sondern wartete auf die Erklärung. Sie hatte mir aber weiter nichts zu sagen, als daß etwas, was sie unabsichtlich gesagt oder getan, Mistreß Frankland erschreckt, und daß der Gatte dieser Dame sie deswegen auf der Stelle fortgeschickt habe. Ich glaubte dies anfangs nicht, was, wie ich denke, ebenfalls sehr natürlich war – sie beharrte aber auf ihrer Geschichte und beantwortete alle meine Fragen damit, daß sie erklärte, sie könne mir nichts weiter sagen. »Also,« sagte ich, »ich soll glauben, daß nachdem ich mir die Unbequemlichkeit auferlegt, Euch zu beurlauben, und nachdem Ihr Euch die Unbequemlichkeit gemacht, das Amt der Wärterin zu übernehmen, ich mich beleidigen lassen soll, und daß Ihr Euch beleidigen lassen sollt, indem man Euch von Mistreß Frankland noch an demselben Tage, wo Ihr zu ihr gekommen, wieder fortgeschickt, weil sie sich zufällig eine Grille in den Kopf setzt?« – »Ich habe Mistreß Frankland nicht beschuldigt, daß sie sich eine Grille in den Kopf gesetzt habe,« sagte Mistreß Jazeph und stierte mir gerade ins Gesicht, mit einem Blicke, wie ich ihn nach meiner ganzen fünfjährigen Erfahrung noch niemals in ihren Augen gesehen. – »Was meint Ihr?« fragte ich sie, indem ich ihr, wie sie denken konnte, ihren Blick zurückgab. »Habt Ihr so wenig Ambition, die Behandlung, die Euch widerfahren, als eine Ehre zu betrachten?« – »Ich bin so gerecht,« entgegnete Mistreß Jazeph blitzschnell und mich immer noch mit demselben Blicke anstierend, »ich bin so gerecht, Mistreß Frankland nicht zu tadeln.« – »So? Ach, sehr doch!« sagte ich; »dann kann ich Euch weiter nichts sagen, als daß ich die Beleidigung fühle, wenn auch **Ihr** sie nicht fühlt und daß ich Mistreß Franklands Handlungsweise als die Handlungsweise eines ungebildeten, unverschämten, launenhaften, gefühllosen Weibes betrachte.« – Mistreß Jazeph kommt einen Schritt auf mich zu – sie kommt einen Schritt auf mich zu, ich gebe Ihnen mein Wort darauf – und sagt ganz deutlich und vernehmlich die Worte: »Mistreß Frankland ist weder ungezogen, noch unverschämt, noch launenhaft oder gefühllos.« – »Habt Ihr die Absicht mir zu widersprechen, Mistreß Jazeph?« fragte ich. – »Ich habe die

Absicht, Mistreß Frankland gegen ungerechte Beschuldigungen zu verteidigen,« entgegnete sie. – Dies waren ihre Worte, Doktor – ich versichere Ihnen auf meine Ehre, daß dies buchstäblich ihre Worte waren.«

Das Gesicht des Doktors gab das größte Erstaunen zu erkennen. Mistreß Norbury betrachtete ihn mit einem Blick ruhigen Triumphes und fuhr fort:

»Ich geriet in die heftigste Entrüstung – ich gestehe dies unumwunden, Doktor – aber ich beherrschte mich. »Mistreß Jazeph,« sagte ich, »das ist eine Sprache, an die ich nicht gewöhnt bin und die ich nicht aus Eurem Munde zu hören erwartet hätte. Warum Ihr Euch die Aufgabe stellt, Mistreß Frankland zu verteidigen, obschon sie uns beide mit Verachtung behandelt hat, und mir zu widersprechen, weil ich dies rüge, weiß ich nicht und mag es auch nicht wissen. Wohl aber muß ich Euch offen sagen, daß ich von jeder Person, die in meinem Dienste steht, von der Wirtschaftlerin an bis zur Scheuermagd verlange, daß man ehrerbietig mit mir spreche. Jeden andern Dienstboten in diesem Hause, der sich so gegen mich benommen hätte, wie Ihr Euch benehmt, würde ich auf der Stelle den Dienst gekündigt haben.« – Sie wollte mich hier unterbrechen, aber ich gestattete es nicht. – »Nein,« sagte ich, »jetzt habt Ihr mir noch nichts zu sagen; erst müßt Ihr mich ausreden lassen. Jeder andere Dienstbote, sage ich nochmals, hätte morgen früh dieses Haus verlassen müssen, gegen Euch aber will ich mehr als gerecht sein. Ich will auf Euer fünfjähriges gutes Verhalten in meinem Dienste Rücksicht nehmen. Ich will Euch diese Nacht Zeit lassen, Euch zu besinnen und zu bedenken, was zwischen uns stattgefunden hat. Erst morgen früh werdet Ihr Euch auf angemessene Weise bei mir entschuldigen.« Sie sehen, Doktor, daß ich entschlossen war, gerecht und gütig zu handeln. Ich war bereit, Rücksichten zu nehmen, aber was glauben Sie wohl, was die Person mir entgegnete? – »Ich bin bereit, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie beleidigt habe, Madame,« sagte sie, »und zwar sofort; mag es aber nun heute Abend oder morgen früh sein, so kann ich nicht dabeistehen und schweigen, wenn Mistreß Frankland

beschuldigt wird, sich unfreundlich gegen mich oder sonst jemanden benommen zu haben.« – »Sagt Ihr mir dies mit voller Überlegung, Mistreß Jazeph?« fragte ich. – »Ich sage es Ihnen aufrichtig, Madame,« antwortete sie, »und ich bedauere sehr, daß ich genötigt bin es zu tun.« – »O bitte, bemüht Euch nicht, etwas zu bedauern,« entgegnete ich, »denn Ihr könnt Euch als Eures Dienstes entlassen betrachten. Ich werde den Verwalter beauftragen, Euch morgen in aller Frühe anstatt monatlicher Kündigung den gewöhnlichen Monatslohn auszuzahlen, und bitte, daß Ihr dann das Haus so bald als möglich verlasst.« – »Ich werde Ihr Haus morgen verlassen, Madame,« sagte sie, »aber ohne erst den Verwalter zu bemühen. Ich danke Ihnen für die bewiesene Güte, muß mich aber weigern, einen Monatslohn anzunehmen, den ich nicht durch einen Monat Arbeit verdient habe.« – Und mit diesen Worten macht sie ihr Kompliment und geht hinaus. Das ist Wort für Wort, was zwischen uns stattfand, Doktor. Erklären Sie das Benehmen dieser Frau nach Ihrer Weise, wenn Sie können. Ich sage, es ist völlig unbegreiflich, wenn Sie nicht mit mir dahin einverstanden sind, daß sie entweder betrunken oder nicht recht bei Verstande war, als sie vorige Nacht hierher zurückkehrte.«

Der Doktor begann zu denken, daß, nach dem, was er soeben gehört, Mistreß Franklands Argwohn in Bezug auf die neue Wärterin nicht ganz so unbegründet wäre, als er anfangs geneigt gewesen ihn zu betrachten. Er enthielt sich jedoch weislich, die Sache dadurch, daß er seinen Gedanken Worte liehe, noch mehr zu verwickeln, und nachdem er Mistreß Norbury einige unbestimmte höfliche Worte entgegnet, bemühte er sich, ihre Gereiztheit gegen Mr. und Mistreß Frankland dadurch zu beschwichtigen, daß er ihr versicherte, er käme als Überbringer von Entschuldigungen wegen des anscheinenden Mangels an Artigkeit und Rücksicht, dessen sich die jungen Eheleute in Folge unvermeidlicher Umstände schuldig gemacht.

Die beleidigte Dame wollte sich jedoch durchaus nicht begütigen lassen. Sie stand auf und machte mit würdevoller Miene eine stolze Handbewegung.

»Ich kann kein Wort weiter anhören, Doktor,« sagte sie. »Ich kann keine Entschuldigungen annehmen, die indirekt gemacht werden. Wenn Mr. Frankland selbst kommen und wenn Mistreß Frankland sich herablassen will, an mich zu schreiben, dann bin ich bereit, die Sache zu vergessen. Unter allen andern Umständen aber muß ich mir erlauben, meine gegenwärtige Meinung sowohl von der Dame als dem Herrn beizubehalten. Sagen Sie kein Wort weiter und haben Sie die Güte, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie verlasse und in die Kinderstube hinaufgehe, um zu sehen, was mein Töchterchen macht. Ich freue mich zu hören, daß es Ihrem Ausspruche nach besser mit ihr geht. Ich bitte, kommen Sie morgen oder übermorgen wieder, wenn es Ihnen paßt. Guten Morgen.«

Mistreß Norburys Benehmen machte dem Doktor in gewisser Beziehung Spaß, in anderer aber berührte der kurze Ton, in welchem sie zu ihm sprach, ihn unangenehm.

Er blieb einige Minuten allein im Frühstückszimmer zurück und wußte nicht recht, was er zunächst tun sollte. Er hatte jetzt fast ebenso viel Interesse daran, das Geheimnis von Mistreß Jazeph's außerordentlichem Benehmen gelöst zu sehen, als Mistreß Frankland selbst und auf alle Fälle hatte er keine Lust, in den Tigerkopf zurückzukehren und bloß zu wiederholen, was Mistreß Norbury ihm gesagt, so lange er nicht im Stande war, die Erzählung dadurch zu vervollständigen, daß er Mr. und Mistreß Frankland von der Richtung in Kenntnis setzte, welche die Haushälterin eingeschlagen, nachdem sie das Haus ihrer zeitherigen Dienstherrschaft verlassen.

Nachdem er eine Weile nachgedacht, beschloß er den Diener zu fragen, indem er von demselben zu wissen wünschte, ob seine Chaise bereit sei.

Auf den Ruf der Klingel erschien der Diener und nachdem dieser gemeldet, daß die Chaise bereit sei, fragte Doktor Orridge, während er die Hausflur durchschritt, ihn in gleichgültigem Tone, ob er wüßte, zu welcher Zeit des Vormittags Mistreß Jazeph das Haus verlassen habe.

»Gegen zehn Uhr, Sir,« antwortete der Diener, »als der

Botenfuhrmann aus dem Dorfe vorbeikam, der alle Tage wegen des um elf Uhr abgehenden Zuges nach der Station fährt.«

»Dieser nahm wohl ihre Koffer mit?« fragte der Doktor.

»Ja und sie selbst dazu,« sagte der Diener schmunzelnd. »Sie mußte wenigstens dieses eine Mal in ihrem Leben in dem Karren eines Botenfuhrmanns fahren.«

Als der Doktor nach West Winston zurückkam, hielt er an der Eisenbahnstation an, um weitere Erkundigungen einzuziehen, ehe er nach dem Tigerkopfe zurückkehrte. Es waren gerade zu dieser Zeit keine Züge nach der einen oder andern Richtung hin zu erwarten. Der Stationsinspektor las die Zeitungen und der Portier gärtierte an dem Abhange der Böschung.

»Geht der Zug um elf Uhr morgens nach London oder kommt er daher?« fragte der Doktor den Portier.

»Er geht dahin.«

»Nahm er viel Passagiere von hier mit?«

Der Portier nannte die Namen einiger Bewohner von West Winston.

»Waren weiter keine Passagiere als diese Leute aus der Stadt ?« fragte der Doktor weiter.

»O ja – ich glaube, es war noch eine fremde Person dabei – es war eine Frau.«

»Hat der Inspektor die Billets für diesen Zug ausgegeben?«

»Ja, Sir.«

Der Doktor ging nun weiter zu dem Inspektor.

»Entsinnen Sie sich, heute morgen einer allein reisenden Frau ein Billet für den um elf Uhr nach London gehenden Zug verkauft zu haben?«

Der Inspektor dachte nach.

»Ich habe heute wenigstens an ein halbes Dutzend Frauenspersonen Billets zu verschiedenen Zügen verkauft,« antwortete er zweifelhaft.

»Das glaube ich wohl, ich spreche aber bloß von dem Elfuhrzuge,« sagte der Doktor. »Sehen Sie zu, ob Sie sich

besinnen.«

»Ob ich mich besinne? Halt, jetzt fällt mirs ein! – Ich weiß, wen Sie meinen. Es war eine Frau, die in ziemlicher Aufregung zu sein schien und eine Frage an mich richtete, die mir hier nicht oft vorgelegt wird. Ich besinne mich, daß sie ihren Schleier herabgeschlagen hatte und daß sie hierherkam, um mit dem Eلفuhrzuge abzureisen. Crouch, der Botenfuhrmann, brachte ihren Koffer in die Gepäckaufgabe.«

»Das ist sie. Wohin nahm sie ihr Billet?«

»Nach Exeter.«

»Sie sagten, Sie hätte eine Frage an Sie gestellt.«

»Ja, sie fragte, was für Gelegenheit es in Exeter gäbe, um von dort nach Cornwall weiter zu reisen. Ich sagte ihr, wir wären hier zu weit von diesem Ort entfernt, um hierüber genau unterrichtet zu sein, und empfahl ihr, sich bei den Leuten aus Devonshire zu erkundigen, wenn sie ans Ende der Reise käme. Sie schien ein schüchternes Frauenzimmer zu sein, welches sich auf der Reise nicht gut zu helfen wußte. Ist etwas nicht richtig mit ihr, Sir?«

»O nein, durchaus nicht,« entgegnete der Doktor, indem er den Inspektor verließ und wieder zu seiner Chaise zurückeilte.

Als er einige Minuten später an der Tür des Tigerkopfes vorfuhr, sprang er aus seinem Wagen mit der zuversichtlichsten Miene eines Mannes, der Alles getan hat, was man von ihm erwarten konnte. Es war leicht, Mistreß Frankland mit der ungenügenden Nachricht von Mistreß Jazeph's Entfernung gegenüberzutreten, da er ja nun auf die beste Bürgschaft hin die wichtige ergänzende Nachricht hinzufügen konnte, daß sie nach Cornwall gereist sei.

---

## Drittes Kapitel

### *Ein Komplott gegen das Geheimnis*

Am Abend des Tages nach Doktor Orridges Unterredung mit Mistreß Norbury setzte der unter dem Name »die Druide« bekannte Eilpersonenwagen, welcher durch Cornwall bis Truro ging, bei der Ankunft am Ziele seiner Bestimmung an der Tür des Einschreibebureaus drei Passagiere ab. Zwei dieser Passagiere waren ein alter Herr und seine Tochter, der dritte war Mistreß Jazeph.

Der Vater und die Tochter nahmen ihr Gepäck zusammen und gingen in das Hotel hinein. Die übrigen Passagiere zerstreuten sich mit so wenig Aufenthalt als möglich nach verschiedenen Richtungen hin, nur Mistreß Jazeph stand unentschlossen auf dem Pflaster und schien nicht zu wissen, was sie zunächst beginnen sollte.

Als der Kutscher sich gutmütigerweise bemühte, ihr zu irgendeinem Entschluß kommen zu helfen, indem er sie fragte, ob er etwas für sie tun könne, stutzte sie und sah ihn argwöhnisch an. Dann dankte sie, indem sie sich zu sammeln schien, ihm für seine Freundlichkeit und fragte mit verlegenen Worten und einem Zögern in ihrem Wesen, was dem Kutscher sehr sonderbar vorkam, ob man ihr erlaube, ihren Koffer kurze Zeit in dem Einschreibebureau stehen zu lassen, bis sie wiederkäme, um ihn zu holen.

Nachdem sie Erlaubnis erhalten, ihren Koffer so lange stehen zu lassen als ihr beliebte, ging sie über die Hauptstraße der Stadt, betrat das Trottoir der entgegengesetzten Seite und ging dasselbe entlang bis an die erste Ecke. Als sie hier in eine Nebengasse einbog, warf sie einen Blick rückwärts, überzeugte sich, daß niemand ihr folgte oder sie belauerte, eilte einige Schritte weiter und machte wieder an einem kleinen Laden Halt, der dem Verkaufe von Büchergestellen, Schränkchen, Arbeitskästchen und Schreibepulpen

gewidmet war.

Nachdem sie erst die über der Tür stehende Aufschrift – Buschmann, Kunsttischler 2c. – gelesen, blickte sie zu dem Ladenfenster hinein.

Ein Mann von mittleren Jahren mit heiterem, freundlichem Gesicht saß hinter dem Ladentisch, polierte einen Kleiderhalter von Rosenholz und nickte dabei munter in regelmäßigen Zwischenräumen, als wenn er eine Melodie summt und mit dem Kopfe den Takt dazu schlägt.

Da Mistreß Jazeph keine Kunden in dem Laden sah, so öffnete sie die Tür und ging hinein. Sobald sie darin war, bemerkte sie, daß der heitere Mann hinter dem Ladentisch nicht zu einer von ihm selbst gesummen, sondern von einer Spieluhr ausgeführten Musik den Takt angab. Die hellen perlenden Töne kamen aus einem Zimmer hinter dem Laden und die Melodie, welche die Uhr spielte, war die reizende Arie aus Mozarts Don Juan: »Schlage, schlage, lieber Junge.«

»Ist Mr. Buschmann zu Hause?« fragte Mistreß Jazeph.

»Ja, Madame,« sagte der heitere Mann, indem er lächelnd nach der in das Zimmer führenden Tür zeigte. »Die Musik antwortet an seiner Statt. Wenn Mr. Buschmanns Uhr spielt, so ist er auch selbst nicht weit. Wünschen Sie ihn zu sprechen, Madame?«

»Wenn niemand bei ihm ist.«

»O nein, er ist allein. Soll ich ihm Ihren Namen melden?«

Mistreß Jazeph öffnete den Mund, um zu antworten, zögerte aber und sagte nichts. Der Ladengehilfe wiederholte mit weit mehr Scharfblick und Zartgefühl, als man ihm seiner äußern Erscheinung nach zugetraut hätte, die Frage nicht, sondern öffnete sofort die Tür, welche in Mr. Buschmanns Zimmer führte.

Das Ladenzimmer war sehr klein und von altväterischem Aussehen, mit hellgrünen Tapeten, einem großen, getrockneten Fisch in einem Glasgehäuse über dem Kamin, zwei Meerschampfeifen, die nebeneinander an der Wand gegenüber hingen, und einem netten runden Tisch, der so genau als möglich auf der Mitte des Fußbodens stand. Auf dem Tische sah man

Teegeschirr, Brot, Butter, eine Büchse Marmelade und eine Spieluhr in einem sonderbaren, altmodischen Gehäuse und neben dem Tische saß ein kleiner rotbäckiger, weißköpfiger, alter Mann von schlichtem Aussehen, der, als die Tür sich öffnete, mit der Miene außerordentlicher Verlegenheit in die Höhe fuhr und die Feder der Spieluhr berührte, damit sie aufhörte, sobald die Arie zu Ende wäre.

»Es ist eine Dame da, die Sie zu sprechen wünscht, Sir,« sagte der heitere Gehilfe. »Dies ist Mr. Buschmann, Madame,« setzte er in leiserem Tone hinzu, als er sah, daß Mistreß Jazeph stehen blieb, nachdem sie in das Zimmer eingetreten war.

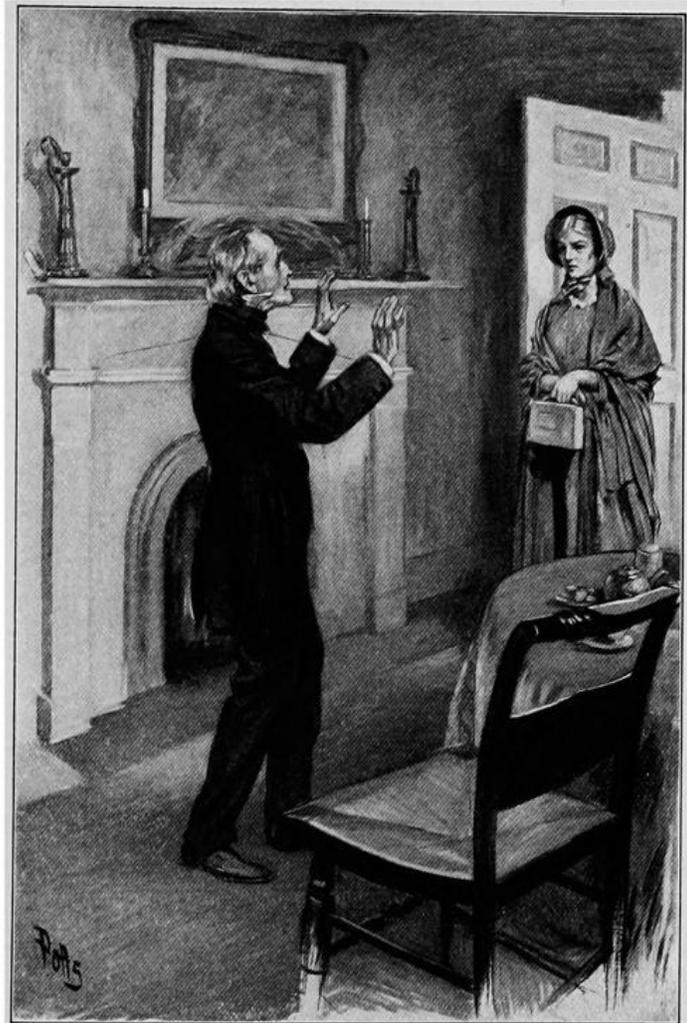
»Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, Madame?« sagte Mr. Buschmann, als der Gehilfe die Tür geschlossen hatte und hinter seinen Ladentisch zurückgekehrt war. »Entschuldigen Sie die Musik, sie wird sogleich aufhören.«

Er sprach diese Worte mit fremdländischem Akzent, aber vollkommener Geläufigkeit.

Mistreß Jazeph sah ihn aufmerksam an, während er sie anredete und trat einige Schritte näher, ehe sie etwas sagte.

»Hab ich mich denn so sehr verändert?« fragte sie sanft. »Ist die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, eine so sehr traurige, Onkel Joseph?«

»Gott im Himmel! Es ist ihre Stimme – es ist Sara Leeson !« rief der alte Mann, indem er so flink, als ob er wieder ein Knabe wäre, auf sie zueilte, sie bei beiden Händen ergriff und mit einer sonderbaren hastigen Zärtlichkeit auf die Wange küßte.



Obschon seine Nichte durchaus nicht die durchschnittliche Größe einer Frauengestalt überragte, so war Onkel Joseph doch so klein, daß er sich auf die Zehen heben mußte, um die eben angedeutete Begrüßungszeremonie zu bewerkstelligen.

»Mein Gott, also bist du endlich da!« rief er dann, indem er Sara auf einen Stuhl niederdrückte. »Nach so langen Jahren kommt Sara Leeson, um ihren Onkel Joseph wiederzusehen!«

Allerdings noch Sara, aber nicht Sara Leeson,« entgegnete Mistreß Jazeph, indem sie ihre magern, zitternden Hände fest zusammendrückte und, während sie sprach, ihre Blicke auf den Boden heftete.

»Ah, du bist wohl verheiratet!« rief Mr. Buschmann in heiterem Tone. »Natürlich bist du verheiratet. Erzähle mir von deinem Mann,

Sara.«

»Er ist tot; er hat den Tod gefunden – Tod und Verzeihung.«

Diese letztern drei Worte murmelte sie flüsternd vor sich hin.

»Ach, da tust du mir leid! Ich fragte dich wohl zu hastig, nicht wahr, mein Kind?« sagte der alte Mann. »Na, laß das gut sein. Nein, nein, ich wollte nicht danach fragen – wir wollen von etwas anderem sprechen. Willst du vielleicht einen Bissen Brot und Marmelade genießen, Sara? Es ist köstliche Brombeermarmelade, die einem auf der Zunge zergeht. Und eine Tasse Tee, nicht wahr? Jawohl, eine Tasse Tee. Und wir wollen nicht von deinen Unannehmlichkeiten und Anfechtungen sprechen – wenigstens jetzt nicht. Du siehst sehr bleich aus, Sara – viel älter als du aussehen solltest – nein, das wollte ich auch nicht sagen – ich will dich durchaus nicht kränken. Ich erkannte dich an deiner Stimme, mein Kind – an deiner Stimme, die, wie dein armer Onkel Max immer sagte, dein Glück hätte machen können, wenn du singen gelernt hättest. Seine Spieluhr geht immer noch. Sieh nur nicht so niedergeschlagen aus! – Horche ein wenig auf die Musik. Kennst du noch diese Spieluhr? Es ist die meines Bruders Max, wie du weißt. Aber wie traurig du aussiehst! Hast du denn die Spieluhr vergessen, welche der göttliche Mozart meinem Bruder mit eigener Hand gab, als Max die Musikschule in Wien besuchte? Horch; ich habe sie wieder in Gang gesetzt. Es ist eine Arie aus einer Oper von Mozart. O wie schön! wie schön! Dein Onkel Max sagte, alle Musik sei in dieser einen Arie inbegriffen. Ich verstehe nichts von Musik, aber ich habe Herz und Ohren und diese sagen mir, daß Max recht hatte.«

Diese Worte mit einer Menge Gebärden und erstaunlicher Zungenfertigkeit sprechend, schenkte Mr. Buschmann seiner Nichte eine Tasse Tee ein, rührte sorgfältig um, klopfte Sara auf die Schulter und bat sie, ihm den Gefallen zu tun, die ganze Tasse sogleich auszutrinken. Als er ihr näher trat, um diese Bitte nochmals zu wiederholen, entdeckte er, daß ihr die Tränen in den Augen standen und daß sie versuchte, unbemerkt ihr Tuch aus der Tasche zu ziehen.

»Achte nicht auf mich,« sagte sie, als sie sah, wie das Gesicht des

alten Mannes traurig ward. »Und halte mich nicht für leichtsinnig oder undankbar, Onkel Joseph. Ich kenne die Spieluhr noch recht wohl – ich besinne mich noch auf alles, woran du Interesse fandest, als ich jünger und glücklicher war als ich jetzt bin. Als ich dich das letzte Mal sah, war ich in Not, und heute wo ich wieder zu dir komme, bin ich abermals in Not. Es scheint nachlässig von mir zu sein, daß ich seit so vielen Jahren nicht an dich geschrieben habe, mein Leben ist aber ein sehr trauriges gewesen und ich hatte nicht das Recht, die Last meines Kummers andern Schultern aufzubürden als den meinigen.

Onkel Joseph schüttelte bei diesen letzten Worten den Kopf und berührte die Feder der Spieluhr.

»Mozart muß ein wenig warten,« sagte er ernst, »bis ich dir etwas erzählt habe. Sara, höre, was ich sage, trinke deinen Tee und erkläre mir offen, ob ich die Wahrheit spreche oder nicht. Was sagte ich, Joseph Buschmann, zu dir, als du vor vierzehn, fünfzehn, ach es sind sechzehn Jahre! In deiner Bedrängnis zu mir in diese Stadt und in dieses selbe Haus kamst? Ich sagte damals, was ich auch jetzt wieder sage: Saras Kummer ist mein Kummer und Saras Freude ist meine Freude und wenn jemand Gründe von mir zu wissen wünscht, so kann ich ihm deren drei nennen.«

Er schwieg, um seiner Nichte den Tee zum zweiten Male umzurühren und ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, indem er mit dem Löffel auf den Rand der Tasse schlug.

»Drei Gründe,« hob er dann wieder an. »Erstens bist du meiner Schwester Kind – von ihrem Fleisch und Blut und folglich auch von dem meinigen. Zweitens haben wir, meine Schwester, mein Bruder und endlich ich selbst, deinem guten englischen Vater **alles** zu danken. Es ist dies ein kleines Wort, aber es bedeutet viel und kann immer und immer wieder erwähnt werden – alles. Die Freunde deines Vaters riefen: »Pfui! Agathe Buschmann ist arm, Agathe Buschmann ist eine Ausländerin!« Aber dein Vater liebte das arme deutsche Mädchen und heiratete sie trotz dieses Pfui ! Pfui! Die Freunde deines Vaters riefen abermals »Pfui! Agathe Buschmann hat einen Bruder, der Musikant ist, uns allerhand von Mozart

vorschwatzt und nicht das Salz in die Suppe verdient.« Dein Vater sagte: »Gut! Sein Geschwätz gefällt mir; ich höre ihn gern spielen; ich werde ihm Schüler verschaffen und so lange ich noch ein Körnchen Salz in meiner Küche habe, soll er auch welches zu seiner Suppe haben.« Die Freunde deines Vaters riefen zum dritten Mal »Pfui ! Agathe Buschmann hat noch einen Bruder, einen kleinen Dummkopf, der bei dem Geschwätz des andern bloß zuhören und Amen sagen kann. Schick ihn fort ums Himmels willen, schließ alle Türen zu und schicke wenigstens diesen Dummkopf fort!« – Aber dein Vater sagte wieder: »Nein, dieser Dummkopf hat den Witz in den Händen; er kann schneiden und schnitzen und polieren; man helfe ihm etwas anfangen und dann wird er sich schon selbst helfen.« Nun sind sie alle tot bis auf mich! Dein Vater, deine Mutter, Onkel Max – alle sind sie tot. Nur der Dummkopf ist noch da, um in der Erinnerung zu leben und dankbar zu sein – um Saras Leid als sein Leid und Saras Freude als seine Freude zu betrachten.«

Er hielt wieder inne, um einen Staubfleck von der Spieluhr hinwegzublasen. Seine Nichte wollte sprechen, aber er hielt die Hand empor und drohte ihr scherzhaft mit dem Zeigefinger.

»Nein,« sagte er, »jetzt ist das Sprechen an mir und an dir ist das Teetrinken. Habe ich nicht noch meinen dritten Grund zu nennen? Ach, du wendest deinen Blick von mir ab. Du kennst meinen dritten Grund, ehe ich noch ein Wort sage. Als ich meinerseits heiratete und mein Weib starb und mich mit dem kleinen Joseph allein ließ und als der Knabe krank ward, wer kam da so still, so sauber, so hübsch mit den hellen, jungen Augen und den so zarten, leichten Händen? Wer saß Tag und Nacht bei meinem kleinen Joseph? Wer nahm ihn auf den Arm, wenn sein Kopf müde war auf dem Bett zu liegen? Wer hielt ihm diese Uhr geduldig ans Ohr – ja, diese Uhr, welche Mozarts Hand berührt hat – wer hält sie ihm immer dichter und dichter ans Ohr, während das Gehör des kleinen Joseph stumpf wird und er nach der freundlichen Musik stöhnt, die er von seiner früheren Kindheit an gekannt, der freundlichen Musik, die er jetzt kaum noch hören kann? Wer kniete neben Onkel Joseph, als ihm das Herz zu brechen drohte, nieder und sagte: »O, still, still! Der Knabe ist dahin

gegangen, wo eine schönere Musik ertönt, wo keine Krankheit ihn mehr peinigt und kein Gram ihn mehr anrührt.« Wer war dies? Ach, Sara, du kannst diese Tage nicht vergessen. Wenn deine Not bitter und deine Last schwer ist, dann ist es grausam von dir an Onkel Joseph gehandelt, wenn du ihm fern bleibst; aber Freundlichkeit und Güte, wenn du zu ihm kommst.«

Die Erinnerungen, welche der alte Mann wachgerufen, drangen in Saras Herz. Sie konnte ihm nicht antworten, sie konnte ihm bloß die Hand reichen.

Onkel Joseph verneigte sich mit komischer, liebevoller Galanterie und küßte die dargebotene Hand, dann kehrte er wieder auf seinen Platz neben der Spieluhr zurück.

»Komm!« sagte er, indem er heiter mit dem Finger darauf pochte, »wir wollen eine Weile nichts mehr sagen. Mozarts Uhr, Max' Uhr, des kleinen Josephs Uhr, du sollst uns wieder etwas vorspielen.«

Nachdem er die zarte Mechanik in Gang gesetzt, nahm er neben dem Tische Platz und verhielt sich schweigend, bis die Arie zweimal durchgespielt war. Dann, als er bemerkte, daß seine Nichte ruhiger geworden zu sein schien, redete er sie wieder an.

»Du bist in Not, Sara,« sagte er ruhig. »Du sagst mir dies und ich sehe dir am Gesicht an, daß es wahr ist. Grämst du dich wegen deines Mannes?«

»Ich gräme mich, daß ich ihn jemals kennengelernt,« antwortete sie, »ich gräme mich, daß ich ihn jemals geheiratet. Nun aber, wo er tot ist, kann ich mich nicht mehr über ihn grämen – ich kann ihm bloß verzeihen.«

»Verzeihen? Wie sonderbar du aussiehst, Sara, während du dies sagst – erzähle mir –«

»Onkel Joseph, ich habe dir gesagt, daß mein Mann tot ist und daß ich ihm verzeihen habe.«

»Du hast ihm verzeihen? Dann war er also hart und grausam gegen dich? Ich sehe es schon – ich sehe es schon – das ist das Ende, Sara – aber der Anfang? – War der Anfang der, daß du ihn liebtest?«

Ihre bleichen Wangen erröteten und sie wendete das Gesicht hinweg.

»Es ist hart und demütigend, es gestehen zu müssen,« murmelte sie, ohne ihre Augen emporzuheben, »aber du zwingst mich, die Wahrheit zu sagen. Ich hatte keine Liebe zu meinem Gatten – ich hatte keine Liebe für irgend einen Mann.«

»Und dennoch heiratetest du ihn! Doch halt, es kommt mir nicht zu, dich zu tadeln – es kommt mir nicht zu, das Schlechte herauszufinden, sondern das Gute. Ja, ja – ich werde bei mir sagen: sie heiratete ihn, als sie arm und hilflos war; sie heiratete ihn, als sie lieber hätte zu Onkel Joseph gehen sollen. Das werde ich zu mir sagen und ich werde dich bemitleiden, aber dich nichts weiter fragen.«

Sara streckte halb wieder ihre Hand dem alten Manne entgegen, dann schob sie plötzlich ihren Stuhl zurück und veränderte die Stellung, in der sie saß.

»Es ist wahr, daß ich arm war,« sagte sie, indem sie sich verlegen umschaute und nur mit Mühe sprach. »Du bist aber so gut und freundlich und ich kann nicht die Entschuldigung geltend machen, die deine Nachricht mir in den Mund legt. Ich heiratete nicht, weil ich arm war, sondern –«

Sie schwieg, faltete die Hände und schob ihren Stuhl noch weiter von dem Tische zurück.

»So! so!« sagte der alte Mann, ihre Verwirrung bemerkend. »Wir wollen nicht weiter davon sprechen.«

»Ich hatte nicht die Entschuldigung der Liebe; ich hatte nicht die Entschuldigung der Armut,« sagte sie mit einem plötzlichen Ausdruck von Bitterkeit und Verzweiflung; »Onkel Joseph, ich heiratete ihn, weil ich zu schwach war, hartnäckig Nein zu sagen. Der Fluch der Schwäche und Furcht hat mich auf meinem ganzen Lebenswege begleitet! Ich sagte einmal Nein zu ihm; ich sagte zweimal Nein zu ihm. O, Onkel, wenn ich es auch nur zum dritten Mal hätte sagen können! Aber er folgte mir, er schüchterte mich ein, er raubte mir den ganzen geringen Willen, den ich hatte. Er ließ mich reden und gehen wie er wollte. Nein, nein, nein, komm nicht zu mir,

Onkel; sage nichts. Er ist hinüber; er ist tot – ich bin erlöst von ihm – ich habe ihm verziehen. Ach, wenn ich nur gehen und mich irgendwo verbergen könnte! Aller Augen scheinen mich zu durchschauen, aller Worte scheinen mir zu drohen. Mein Herz ist schwer gewesen seit meiner Jugend und während all dieser langen, langen Jahre hat es keine Ruhe gekannt. Still! Der Mann im Laden – ich vergaß ganz den Mann im Laden; er wird uns hören; laß uns leise sprechen! Warum sprach ich so laut? Ach, ich mache nichts recht. Ich mache es nicht recht, wenn ich spreche; ich mache es nicht recht, wenn ich nichts sage; wohin ich auch gehe und was ich auch tue, so bin ich nicht wie andere Leute. Es ist als wäre ich seit meiner Kindheit an Geist immer dieselbe geblieben. Horch, der Mann im Laden bewegt sich. Hat er mich gehört? O, Onkel Joseph, glaubst du, daß er mich gehört habe?«

Mit fast ebenso erschrockener Miene wie seine Nichte zeigte, versicherte Onkel Joseph ihr gleichwohl, daß die Tür fest, daß der Platz des Mannes im Laden in einiger Entfernung davon und daß es, wenn er auch Stimmen im Zimmer hörte, ihm doch unmöglich sei, auch die Worte, welche gesprochen würden, zu unterscheiden.

»Weißt du das gewiß?« flüsterte sie hastig. »Ja, ja, du weiß es gewiß, sonst würdest du nicht so sagen, nicht wahr? Wir können nun weiter sprechen. Nicht von meinem Ehestand – dieser ist begraben und vorbei. Wenn ich sage, daß ich einige Jahre des Kummers und Leidens hatte, welche ich verdiente – wenn ich sage, daß ich andere Jahre der Ruhe hatte, wo ich in Diensten stand, und Herren und Herrinnen hatte, die oft gütig gegen mich waren, während meine Dienstgenossen dies **nicht** waren – wenn ich so viel über mein Leben sage, so habe ich damit genug gesagt. Die Bedrängnis, in der ich jetzt bin, die mich zu dir führt, geht weiter zurück als auf die Jahre, von welchen wir soeben sprachen. Sie geht zurück, Onkel Joseph, bis auf den fernen Tag, wo wir uns das letzte Mal sahen.«

»Sie geht durch diese ganzen sechzehn Jahre zurück,« rief der alte Mann ungläubig. »Sie geht zurück, Sara, bis auf diese lange Vergangenheit.«

»Ja, bis auf diese Zeit. Onkel, du entsinnst dich noch, wo ich

damals lebte und was mir begegnet war, als –«

»Als du heimlich hierherkamst? Als du mich batest, dich zu verbergen? Es war dieselbe Woche, in welcher deine Herrin starb, deine Herrin, welche dort im Westen in dem alten Schlosse wohnte. Du warst damals in Angst – bleich und erschrocken, wie ich dich jetzt sehe.«

»Wie alle Welt mich sieht! Die Leute stieren mich fortwährend an; sie glauben immer, ich sei nervenkrank und bemitleiden mich deswegen.«

Indem sie diese Worte in plötzlich gereiztem Tone sagte, hob sie die neben ihr stehende Teetasse an ihre Lippen empor, leerte sie auf einen Zug und schob sie dann über den Tisch, um sie wieder vollschenken zu lassen.

»Ich bin ganz durstig und erhitzt,« flüsterte sie. »Gib mir noch mehr Tee, Onkel Joseph – noch mehr Tee.«

»Er ist kalt,« sagte der alte Mann. »Warte, bis ich heißes Wasser habe bringen lassen.«

»Nein!« rief sie, indem sie ihn zurückhielt, als er im Begriff stand aufzustehen. »Gib ihn mir kalt; ich trinke ihn gern kalt. Laß niemand herein – ich kann nicht sprechen, wenn jemand hereinkommt.«

Sie zog ihren Stuhl dicht an den ihres Onkels und fuhr fort:

»Du hast noch nicht vergessen, in welcher Angst ich damals war – weißt du auch noch, weshalb ich mich so ängstete?«

»Du fürchtetest verfolgt zu werden – das war es, Sara. Ich werde alt, mein Gedächtnis aber bleibt jung. Du fürchtetest dich vor deinem Herrn – du fürchtetest, er werde Diener nachsenden. Du warst heimlich fortgegangen, du hattest niemand ein Wort gesagt. Du sprachst wenig – ach, sehr, sehr wenig – selbst mit Onkel Joseph, selbst mit mir.«

»Ich sagte dir,« hob Sara wieder an, indem sie ihre Stimme zu einem so matten Geflüster herabsenkte, daß der alte Mann sie nur eben hören konnte, »ich sagte dir, daß meine Herrin mir auf ihrem Sterbebett ein Geheimnis zurückgelassen, ein Geheimnis in einem Briefe, den ich meinem Herrn geben sollte. Ich erzählte dir, daß ich

den Brief versteckt, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihn abzugeben, und weil ich lieber tausendmal sterben, als mich über das ausfragen lassen wollte, was ich davon wüßte. Soviel erzählte ich dir, das weiß ich. Sagte ich dir nichts weiter? Sagte ich nicht, daß meine Herrin mich einen Schwur auf die Bibel tun ließ ? – Onkel, hast du Lichte hier im Zimmer? Hast du Lichte, die wir anzünden können, ohne jemand zu stören, ohne jemand hereinzurufen ?«

»Es sind Lichte und Zündhölzchen in meinem Schranke,« antwortete Onkel Joseph. »Aber sieh doch an das Fenster, Sara. Es ist ja erst Dämmerung – es ist noch nicht finster.«

»Draußen allerdings nicht, wohl aber hier.«

»Wo denn?«

»In jener Ecke. Laß und Lichte anzünden. Ich liebe nicht die Dunkelheit, wenn sie sich so in Winkeln sammelt und die Wände entlang kriecht.«

Onkel Joseph sah sich forschend im Zimmer ringsum und lächelte bei sich selbst, während er zwei Kerzen aus dem Schranke nahm und anzündete.

»Du bist wie die Kinder,« sagte er scherzend, während er die Fenstergardine zuzog. »Du fürchtest dich vor der Dunkelheit.«

Sara schien ihn nicht zu hören. Ihre Augen waren auf den Winkel des Zimmers geheftet, auf welchen sie einen Augenblick vorher gezeigt. Als Onkel Joseph seinen Platz neben ihr einnahm, sah sie nicht nach ihm herum, sondern legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte plötzlich zu ihm:

»Onkel! Glaubst du, daß die Toten aus dem Jenseits wiederkommen, die Lebenden überall hin verfolgen und sehen können, was sie machen?«

Der alte Mann stutzte.

»Sara,« sagte er, »warum sprichst du so? Warum tust du eine solche Frage an mich?«

»Gibt es einsame Stunden,« fuhr sie fort, immer noch die Augen auf den Winkel geheftet haltend und immer noch nicht auf Onkel Joseph hörend, »wo du zuweilen erschrickst, ohne zu wissen warum

– wo der Schrecken dich durchrieselt vom Kopf bis zum FuÙe? Sage mir, Onkel, hast du jemals geföhlt wie ein kalter Schauer die Wurzeln deines Haares packt und dir langsam den Rücken hinabkriecht? Ich habe das geföhlt, selbst im Sommer. Ich bin im Freien gewesen, allein auf einer breiten Heide, in der Hitze und im Glanze des Mittags und es ist mir gewesen, als beröhrteten mich eisige Finger – feuchte, kalte, leis kriechende Finger. Im neuen Testament heißt es, daß die Toten einmal aus ihren Gräbern hervorgingen und in die heilige Stadt kamen. Die Toten! Haben sie seit jener Zeit geruht, stets geruht, für immer geruht?«

Onkel Josephs schlichtes Gemüt bebte entsetzt vor den schwarzen, verwegenen Gedanken zurück, welche die Fragen seiner Nichte erweckten. Ohne ein Wort zu sagen, versuchte er den Arm, den sie noch hielt, hinwegzuziehen, die einzige Folge dieser Bemühung aber war, daß Sara ihn nur um so fester hielt, sich in ihrem Stuhl vorwärts neigte und noch unverwandter in den Winkel des Zimmers schaute.

»Meine Herrin lag im Sterben,« sagte sie, »meine Herrin stand bereits mit einem FuÙe im Grabe, als sie mich auf die Bibel schwören ließ. Sie ließ mich beschwören, daß ich den Brief niemals vernichten wollte, und ich vernichtete ihn auch nicht. Sie ließ mich ferner beschwören, ihn nicht mit fortzunehmen, den Brief meinem Herrn zu geben, aber der Tod kam schneller als sie glaubte – der Tod hinderte sie, mein Gewissen auch durch diesen dritten Eid zu binden. Wohl aber drohte sie mir, Onkel, mit Todesschweiß auf ihrer Stirn und Totenblässe auf ihren Wangen – sie drohte mir, mich aus der andern Welt heimzusuchen, wenn ich ihre Absicht vereitelte – und ich **habe** dieselbe vereitelt.«

Sie schwieg, nahm plötzlich ihre Hand von dem Arme des alten Mannes hinweg und machte eine seltsame Gebärde nach dem Teile des Zimmers, auf welchen ihre Augen geheftet waren.

»Ruhe, ruhe, ruhe,« flüsterte sie ganz leise. »Lebt mein Herr jetzt noch? Ruhe, bis die Ertrunkenen auferstehen. Sage ihm das Geheimnis, wenn das Meer seine Toten herausgibt.«

»Sara, Sara! Du bist verändert, du bist krank, du erschreckst

mich!« rief Onkel Joseph aufspringend.

Sie drehte sich langsam um und sah ihn mit Augen an, die alles Ausdrucks bar waren, mit Augen, die ihn gedankenlos anzustieren schienen wie etwas weit Entferntes.



»Gott im Himmel! Was sieht sie denn?« rief Onkel Joseph und sah sich um, während dieser Ausruf ihr entschlüpfte. »Sara, was gibt es? Bist du erschöpft? Bist du unwohl? Träumst du mit offenen Augen?«

Er faßte sie bei beiden Armen und schüttelte sie. In dem Augenblick, wo sie die Berührung seiner Hände fühlte, fuhr sie heftig zusammen und zitterte an allen Gliedern. Ihr natürlicher Ausdruck kehrte mit der Schnelligkeit eines Blitzes in ihre Augen zurück. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie schnell wieder ihren Sitz ein und begann den kalten Tee so rasch in ihrer Tasse zu rühren, daß die Flüssigkeit in ihre Untertasse überströmte.

»Na, jetzt scheint sie sich wieder zu erholen,« sagte Onkel Joseph sie beobachtend.

»Wieder zu erholen?« wiederholte sie mechanisch.

»Na! na!« sagte der alte Mann, indem er sich bemühte, sie zu beschwichtigen. »Du bist krank. Wir haben aber gute Ärzte hier. Warte bis morgen – Du sollst den allerbesten haben.«

»Ich brauche keinen Arzt. Sprich nicht von Ärzten. Ich kann sie nicht ausstehen; sie sehen mich mit so neugierigen Augen an; sie spionieren an mir herum, als ob sie etwas entdecken wollten. Warum sind wir in unserm Gespräch stehen geblieben? Ich hatte soviel zu erzählen und wir scheinen uns gerade unterbrochen zu haben,

während wir doch hätten fortfahren sollen. Ich bin in Angst und Furcht, Onkel Joseph, in Angst und Furcht wieder wegen des Geheimnisses!«

»O, davon nichts mehr!« sagte der alte Mann in bittendem Tone.  
»Wenigstens heute Abend nichts mehr.«

»Warum nicht?«

»Weil du wieder krank werden wirst, wenn du darüber sprichst. Du wirst wieder in jenen Winkel hineinschauen und mit offenen Augen träumen – du bist zu krank – ja, ja, Sara – du bist zu krank.«

»Ich bin nicht krank! O, warum sagen mir fortwährend alle Leute, daß ich krank sei? Laß mich davon sprechen, Onkel. Ich bin gekommen, um davon zu sprechen; ich habe nicht eher wieder Ruhe, als bis ich es dir gesagt habe.«

Sie sprach mit wechselnder Farbe und verlegener Miene, als ob sie jetzt zum ersten Mal sich bewußt würde, daß sie sich Worte und Taten hatte entschlüpfen lassen, welche sie klüger getan hätte zu verschweigen.

»Achte weiter nicht darauf,« sagte sie mit ihrer sanften Stimme und ihrem schüchternen bittenden Wesen. »Achte nicht weiter darauf, wenn ich spreche oder aussehe, wie ich nicht sprechen oder aussehen sollte. Ich rede zuweilen irre, ohne es zu wissen, und ich glaube, ich habe auch jetzt irre geredet. Es hat aber nichts zu bedeuten, Onkel Joseph – durchaus nichts.«

Indem sie sich auf diese Weise bemühte, den alten Mann wieder zu beruhigen, änderte sie abermals die Stellung ihres Stuhls so, daß sie wieder nach dem Teile des Zimmers zu saß, welchem ihr Gesicht vorhin zugewendet gewesen.

»Gut, gut, ich freue mich, dies zu hören,« sagte Onkel Joseph; »aber sprich nicht mehr von der Vergangenheit, sonst möchtest du wieder anfangen irre zu reden. Laß uns lieber hören, was es jetzt gibt. Ja, tue mir den Willen. Laß die Vergangenheit mir und nimm du die Gegenwart. Ich kann die sechzehn Jahre ebenso gut die Musterung passieren lassen wie du. Du bezweifelst es? Dann höre mich dir erzählen, was geschah, als wir uns das letzte Mal sahen – höre mich es dir in drei Worten beweisen. Du verließest deinen

Dienst in dem alten Schlosse – du kamst hierher – du hieltest dich bei mir verborgen, während dein Herr und sein Diener dich auszuspionieren suchten – du setztest, sobald die Luft wieder rein war, deinen Weg weiter fort, um dir, so fern von Cornwall als möglich dein Brot zu verdienen. Ich bat dich inständig, bei mir zu bleiben, aber du fürchtetest dich vor deinem Herrn und gingst fort. Da, dies ist die ganze Geschichte deiner Bedrängnisse als du das letzte Mal hierher zu mir kamst. Nun sage mir, was die Ursache deiner jetzigen Bedrängnis ist.«

»Die frühere Ursache meiner Bedrängnis, Onkel Joseph, und die gegenwärtige ist ein und dieselbe – das Geheimnis.«

»Wie? Willst du darauf zurückkommen?«

»Ich **muß** darauf zurückkommen.«

»Und warum?«

»Weil das Geheimnis in einem Briefe geschrieben steht.«

»Ja – und was ist damit?«

»Und der Brief in Gefahr schwebt entdeckt zu werden. Ja, Onkel, so ist es. Sechzehn Jahre hat er versteckt gelegen – und jetzt, nach dieser ganzen langen Zeit, ist die furchtbare Möglichkeit, daß er ans Licht gebracht werde, über mich gekommen wie ein Gericht. Gerade die Person in der ganzen Welt, welche diesen Brief niemals vor Augen bekommen sollte, ist die, welche höchstwahrscheinlich ihn finden wird.«

»So so! Weißt du das auch gewiß, Sara? Und woher weißt du es?«

»Ich weiß es aus ihrem eigenen Munde. Der Zufall führte uns zusammen –«

»Uns? uns? Wen meinst du unter uns?«

»Ich meine – Onkel, du weißt doch noch, daß Kapitän Treverton mein Dienstherr war, als ich in Porthgenna Tower lebte?«

»Ich hatte seinen Namen vergessen – doch gleichviel – erzähle weiter.«

»Als ich meinen Dienst verließ, war Miß Treverton ein kleines Mädchen von fünf Jahren, jetzt ist sie eine verheiratete Frau – so

schön, so gut, mit einem so sanften, jugendlichen, fröhlichen Gesicht – und sie hat ein Kind, welches ebenso lieblich ist wie sie selbst. O, Onkel, wenn du sie sehen könntest! Ich gäbe viel darum, wenn du sie sehen könntest!«

Onkel Joseph küßte seine Hand und zuckte die Achseln. Die erste Gebärde drückte die Huldigung aus, welche er der Schönheit der Dame darbrachte, und die zweite die Ergebung in das Mißgeschick, sie nicht sehen zu können.

»Wohlan,« sagte er philosophisch, »laß diese ausgezeichnete Frau beiseite und uns weiter fortfahren.«

»Ihr Name ist jetzt Frankland,« sagte Sara. »Es ist ein hübscherer Name als Treverton, ein viel hübscherer Name, glaube ich. Ihr Gatte liebt sie sehr – ich bin dessen gewiß. Wie könnte er auch ein Herz haben und sie nicht lieben?«

»So so!« rief Onkel Joseph mit ganz verdutzter Miene. »Wenn er sie liebt, so ist das gut – recht gut. Aber in was für ein Labyrinth geraten wir da? Warum diese ganze Erzählung von einem Mann und seiner Frau? Auf mein Ehrenwort, Sara, deine Erklärung erklärt nichts – sie macht mich bloß konfus.«

»Ich muß von ihr und ihrem Gatten sprechen, Onkel. Porthgenna Tower ist jetzt das Eigentum dieses Mannes und sie stehen beide im Begriff, dort ihren Wohnsitz zu nehmen.«

»Ah, endlich kommen wir wieder auf die alte gerade Straße zurück.«

»Sie wollen ihren Wohnsitz in demselben Hause nehmen, welches das Geheimnis in sich schließt – sie wollen gerade den Teil des Hauses, wo der Brief versteckt liegt, wieder in bewohnbaren Stand setzen lassen. Sie will in die alten Zimmer gehen – ich hörte sie dies sagen; sie will in denselben herumsuchen, um ihre Neugier zu befriedigen – Arbeiter werden diese Zimmer ausräumen und sie wird in ihren müßigen Stunden dabei stehen und zusehen.«

»Aber sie mutmaßt nichts von dem Geheimnis?«

»Gott verhüte, daß dies der Fall sei!«

»Und sind viele Zimmer in dem Hause? Und ist der Brief, in

welchem das Geheimnis geschrieben steht, in einem der vielen versteckt? Warum sollte sie gerade dieses eine treffen?«

»Weil ich stets etwas sage, was ich nicht sagen sollte; weil ich immer in Angst gerate und zur Unzeit die Besonnenheit verliere. Der Brief liegt in einem Zimmer versteckt, welches das Myrtenzimmer heißt, und ich war so töricht, so schwach, so unbesonnen, sie vor dem Betreten dieses Zimmers zu warnen.«

»Ach Sara, Sara! das war freilich ein Mißgriff.“

»Ich weiß selbst nicht, was sich meiner auf einmal bemächtigt hatte – ich war mit einem Male wie von Sinnen, als ich sie so unschuldig davon sprechen hörte, daß sie zu ihrem Vergnügen die alten Zimmer durchsuchen wollte, und als ich bedachte, was sie darin finden könnte. Dazu kam, daß es gegen Einbruch der Nacht war; die entsetzliche Finsternis sammelte sich in den Winkeln und kroch die Mauern entlang und ich wagte nicht die Lichter anzuzünden, weil ich fürchtete, sie würde sehen, wie aufgereggt und angstvoll ich war. Und als ich die Lichter endlich anzündete, ward die Sache noch schlimmer. O, ich weiß gar nicht, wie ich es tat! Ich weiß nicht, warum ich es tat. Ich hätte mir die Zunge ausreißen können, daß ich diese Worte gesagt, und dennoch sagte ich sie. Andere Menschen überlegen sich alles reiflich, andere Menschen tun was unter den obwaltenden Umständen das beste ist, andere Menschen haben auch eine schwere Last auf ihrem Herzen gehabt und sind derselben doch nicht erlegen wie ich. Hilf mir, Onkel, um der alten Zeiten willen, wo wir glücklich waren – hilf mir durch ein Wort guten Rates.«

»Ich werde dir auch helfen – ich lebe, um dir zu helfen, Sara. Na, na – sieh nur nicht so trostlos aus und weine nur nicht. Ich will dir gern einen guten Rat geben, aber sage mir nur worin – in welcher Beziehung.«

»Habe ich dir das nicht schon gesagt?«

»Nein, du hast mir noch kein Wort gesagt.«

»Nun, dann will ich es dir jetzt sagen –«

Sie schwieg, schaute mißtrauisch nach der Tür, welche in den Laden führte, horchte ein wenig und hob dann wieder an:

»Ich bin noch nicht am Ende meiner Reise, Onkel Joseph – ich bin hier auf dem Wege nach Porthgenna Tower – auf dem Wege nach dem Myrtenzimmer – Schritt für Schritt auf dem Wege nach dem Platze, wo der Brief versteckt liegt. Ich wage nicht, ihn zu vernichten; ich wage nicht, ihn gänzlich zu entfernen, aber welche Gefahr ich auch laufen möge, so muß ich ihn wenigstens aus dem Myrtenzimmer hinwegbringen.«

Onkel Joseph sagte nichts, sondern schüttelte mutlos den Kopf.

»Ich muß,« wiederholte sie. »Ehe Mistreß Frankland nach Porthgenna kommt, muß ich diesen Brief aus dem Myrtenzimmer entfernen. Es gibt eine Menge andere Orte in dem alten Hause, wo ich ihn wieder verstecken kann – Orte, an die sie niemals denken – Orte, die sie niemals beachten würde. Laß mich ihn nur aus dem einen Zimmer herausbekommen, in welchem sie ganz gewiß suchen werden, und ich weiß, wo ich ihn dann vor ihr und vor jedermann auf immer verberge.«

Onkel Joseph dachte nach, schüttelte wieder den Kopf und sagte dann:

»Noch ein Wort, Sara – weiß Mistreß Frankland, welches das Myrtenzimmer ist?«

»Ich tat alles Mögliche, um jede Spur dieses Namens zu vernichten, als ich den Brief versteckte. Ich hoffe und glaube, daß sie es nicht weiß. Aber sie kann es ermitteln – bedenke die Worte, die ich wahnsinnig genug war auszusprechen! Dadurch wird sie sich veranlaßt sehen, das Myrtenzimmer zu ermitteln; ganz gewiß wird dies die Folge sein.«

»Und wenn sie es findet? Und wenn sie den Brief sieht?«

»Das wäre Unglück und Herzeleid für unschuldige Menschen und für mich der Tod. Rücke deinen Stuhl nicht von mir hinweg, Onkel – es ist kein schimpflicher Tod, von welchem ich spreche. Das Schlimmste, was ich getan, habe ich mir selbst getan; der schlimmste Tod, den ich zu fürchten habe, ist der, welcher einen gebeugten Geist erlöst und ein gebrochenes Herz heilt.«

»Genug – genug so,« sagte der alte Mann. »Ich verlange kein Geheimnis zu wissen, Sara, welches du mir einmal nicht mitteilen

kannst. Mir ist alles dunkel – sehr dunkel, sehr verworren. Ich sehe davon hinweg – ich sehe bloß auf dich – nicht mit Zweifel, mein Kind, sondern mit Mitleid und auch mit Kummer – mit Kummer, daß du jemals diesem Schloß Porthgenna zu nahe gekommen bist, mit Kummer, daß du jetzt wieder dorthin willst.«

»Ich habe keine andere Wahl, Onkel, als hinzugehen. Und wenn jeder Schritt auf dem Wege nach Porthgenna meinem Tode näher führte, so muß ich diese Straße dennoch wandeln. Mit dem was ich weiß, kann ich nicht ruhen, kann ich nicht schlafen – ich kann nicht einmal frei atmen, bis ich diesen Brief aus dem Myrtenzimmer entfernt habe. Wie ich dies aber machen soll, Onkel Joseph, wie ich dies machen soll ohne Verdacht zu erregen, ohne von jemand entdeckt zu werden – das ist es, wofür ich mein Leben hingeben würde, wenn ich es wüßte. Du bist ein Mann – du bist älter und klüger als ich; kein lebendes Wesen hat jemals vergebens Hilfe bei dir gesucht – hilf auch nun mir – du, mein einziger Freund in der ganzen Welt, hilf auch mir durch ein Wort des Rates.«

Onkel Joseph erhob sich von seinem Stuhle, verschränkte entschlossen die Arme und schaute seiner Nichte gerade und unverwandt ins Gesicht.

»Du willst also dorthin gehen?« fragte er. »Du willst hingehen, möge es kosten was es wolle? Erkläre dich ein für allemal, ob dies deine feste Absicht ist – ja oder nein.«

»Ja! Ein für allemal sage ich Ja.«

»Gut, und du willst wohl auch bald hingehen?«

»Ich muß morgen hingehen. Ich wage nicht, einen einzigen Tag zu versäumen – sogar die Stunden können kostbar sein.«

»Du versicherst mir, Kind, daß das Verbergen des Geheimnisses Nutzen bringt und daß das Auffinden desselben schaden würde?«

»Und wenn es das letzte Wort wäre, welches ich in dieser Welt zu sprechen hätte, so würde ich sagen: Ja!«

»Du versicherst mir auch, daß du weiter nichts willst als den Brief aus dem Myrtenzimmer nehmen und irgendwo anders hintun?«

»Weiter nichts.«

»Und hast du auch das Recht, diese Veränderung vorzunehmen? Hat niemand ein größeres Recht als du, diese Sache zu berühren?«

»Nein, niemand, seitdem mein Dienstherr tot ist.«

»Gut. Nun weiß ich, was ich zu tun habe. Setze dich hierher, Sara, und wundre dich, wenn du willst, aber sage nichts.«

Mit diesen Worten ging Onkel Joseph leichtfüßig nach der in den Laden führenden Tür, öffnete sie und rief dem Manne zu, der hinter dem Ladentisch saß.

»Samuel, lieber Freund,« sagte er, »morgen werde ich mit meiner Nichte, dieser Dame hier, eine kleine Reise über Land machen. Besorgt mittlerweile den Laden und nehmt Bestellungen an und seid mit einem Worte so achtsam und sorgfältig wie Ihr immer seid, bis ich wiederkomme. Sollte jemand nach mir fragen, so sagt nur, ich würde in einigen Tagen wieder da sein. Das ist alles. Für heute Abend schließt nun den Laden, Samuel, und geht nach Hause. Ich wünsche Euch guten Appetit, etwas gutes zu essen und eine gute Nacht.«

Ehe Samuel seinem Herrn danken konnte, war die Tür wieder geschlossen. Ehe Sara ein Wort sagen konnte, legte ihr Onkel Joseph die Hand auf den Mund und trocknete mit seinem Tuch die Tränen, die jetzt unaufhaltsam ihren Augen entströmten.

»Nun wird nicht mehr geschwätzt und nicht mehr geweint,« sagte der alte Mann. »Ich bin ein Deutscher und rühme mich hartnäckiger zu sein, als sechs Engländer alle in einen zusammengeschmolzen. Heute Nacht schläfst du hier, morgen werden wir wieder über die ganze Sache sprechen. Du wünschst, daß ich dir mit gutem Rate beistehe. Ich will dir mit mir selbst beistehen, was noch viel besser ist als guter Rat. Nun sage ich nichts weiter, sondern lange meine Pfeife von der Wand und denke, während ich schmauche, weiter nach. Heute Abend schmauche ich und überlege ich – morgen spreche und handle ich. Und du, du gehst hinauf zu Bett. Du nimmst Onkel Max' Spieluhr in die Hand und läßt Mozart dir dein Wiegenlied singen, ehe du einschläfst. Ja ja, mein Kind, Mozart bringt allemal Trost – bessern Trost als das Weinen. Warum weinst du überhaupt zu viel? Welchen Grund hast du zu weinen oder zu danken? Ist es

denn ein so großes Wunder, daß ich das Kind meiner Schwester nicht allein ein Wagstück im Finstern unternehmen lassen will? Ich sagte, Sara, dein Kummer wäre mein Kummer und deine Freude meine Freude und wenn es einmal nicht anders ist – wenn es einmal geschehen muß – so sage ich auch: Saras Gefahr morgen ist auch Onkel Josephs Gefahr morgen.«

---

## Viertes Kapitel

### *Im Freien*

Der nächste Morgen führte keine Veränderung in dem Entschlusse herbei, zu welchem Onkel Joseph während der Nacht gekommen war. Aus der Verwunderung und Verwirrung, die in seinem Gemüt durch das Geständnis seiner Nichte in Bezug auf den Zweck, der sie nach Cornwall führte, hervorgerufen worden, hatte er wenigstens einen klaren und bestimmten Schluß gezogen, nämlich den, daß sie hartnäckig entschlossen war, sich in eine ungewisse, wo nicht geradezu gefahrvolle Lage zu begeben.

Einmal hiervon überzeugt, gingen seine hilfreichen Gedanken sofort in Tätigkeit über, seine angeborene Festigkeit der Selbstverleugnung behauptete sich und sein Vorsatz, Sara ihre Reise nicht allein machen zu lassen, war hiervon die ganz natürliche Folge.

Dieser Entschluß war gleichsam seine Zuflucht vor dem Zweifel, der Verlegenheit, der Unruhe und den Befürchtungen, welche Saras Aussehen, ihre Sprache und ihre Handlungsweise in ihm erweckt hatten. Stark in der selbstverleugnungsvollen Hochherzigkeit seines Vorsatzes – obschon in nichts anderm – weigerte er sich, als er und seine Nichte am Morgen einander wiedersahen und als Sara mit Selbstvorwürfen von dem Opfer sprach, welches er sich auferlegte, sowie von den ernstesten Gefahren, denen er sich um ihretwillen aussetzte, dennoch ebenso hartnäckig, ihr Gehör zu schenken, als er sich schon am Abend vorher geweigert.

Es sei, sagte er, nicht nötig, nur ein Wort weiter über diesen Punkt zu sprechen. Wenn Sara ihre Absicht, nach Porthgenna zu gehen, aufgegeben hätte, so brauchte sie es bloß zu sagen. Wäre dies nicht der Fall, so sei es schade um jedes Wort, denn er wäre gegen alles in Gestalt einer Gegenvorstellung, die sie möglicherweise an ihn

richten könnte, auf beiden Ohren taub.

Nachdem er sich auf diese unzweideutige Weise ausgesprochen, war er sofort bemüht, das Gespräch auf ein heiteres, alltägliches Thema zu bringen, indem er seine Nichte fragte, wie sie geschlafen habe.

»Ich war zu unruhig, um zu schlafen,« antwortete sie. »Ich kann meine Befürchtungen und bangen Ahnungen nicht bezwingen, wie manche Menschen es können. Die ganze Nacht hindurch halten sie mich wach und beschäftigen meine Gedanken, als ob es Tag wäre.«

»Worüber hast du denn nachgedacht?« fragte Onkel Joseph. »Über den versteckten Brief? Über das Schloß Porthgenna? Über das Myrtenzimmer?«

»Darüber, wie ich in das Myrtenzimmer gelangen soll,« sagte sie. »Je mehr ich darüber nachdenke und mit mir einig zu werden suche, was ich tun soll, desto verworrener und hilfloser schein ich zu werden. Die ganze vergangene Nacht überlegte ich, unter welchem Vorwand ich in das Schloß Porthgenna hineingelangen könnte und dennoch, wenn ich in diesem Augenblick auf der Schwelle stünde, wüßte ich doch, wenn der Diener mir entgegenträte, nicht was ich sagen sollte. Wie sollen wir hineingelangen? Wie soll ich mich, selbst wenn wir hineinkommen, unbemerkt nach jenem Zimmer schleichen? Kannst du mir dies nicht sagen? Du wirst dich bemühen, Onkel Joseph – ich bin überzeugt, daß du dich bemühen wirst. Hilf mir insoweit und ich glaube, für das Übrige kann ich selbst stehen. Wenn die Schlüssel noch da verwahrt werden, wo sie zu meiner Zeit verwahrt zu werden pflegten, dann brauche ich weiter nichts als zehn Minuten allein zu sein – bloß zehn kurze Minuten, um das Ende meines Lebens leichter zu machen als der Anfang gewesen ist, um ruhig und ergebungsvoll alt zu werden, wenn es Gottes Wille ist, daß ich ein hohes Alter erreichen soll. O, wie glücklich müssen die Menschen sein, welche so viel Mut besitzen als sie brauchen, welche umsichtig und entschlossen sind, ohne jemals die Besonnenheit zu verlieren. Du bist klüger als ich, Onkel; du sagtest gestern Abend, du wolltest dir überlegen, was das Beste wäre – worauf haben deine Gedanken dich zuletzt geführt? Du wirst

mir das Herz viel leichter machen, wenn du mir dies sagen willst.«

Onkel Joseph nickte zustimmend, nahm eine tiefernte Miene an und legte den Zeigefinger an die Nase.

»Was versprach ich dir gestern Abend?« sagte er. »Versprach ich dir nicht, meine Pfeife zur Hand zu nehmen und mich bei dieser Rats zu erholen? Wohlan, ich rauchte drei Pfeifen und hatte dabei drei Gedanken. Mein erster Gedanke war – Warten. Mein zweiter Gedanke war wiederum – Warten! Mein dritter Gedanke war abermals – Warten! Du sagst, es würde dir leichter ums Herz werden, Sara, wenn ich dir das Ende aller meiner Gedanken sagte. Wohlan, ich habe es dir gesagt. Dies ist das Ende – nun ist dir leichter ums Herz – und alles ist somit in Ordnung.«

»Warten?« wiederholte Sara mit einem Blick, welcher eher alles andere verriet als Herzenserleichterung. »Ich fürchte, Onkel, ich verstehe dich nicht ganz. Worauf sollen wir denn warten? Bis wann sollen wir warten?«

»Bis wir an Ort und Stelle kommen. Wir wollen warten, bis wir vor der Tür des Schlosses stehen, dann wird immer noch Zeit genug sein zu überlegen, wie wir hineingelangen sollen,« sagte Onkel Joseph mit der Miene der Überzeugung. »Nun, verstehst du mich?«

»Ja – wenigstens verstehe ich dich besser als vorher. Aber es bleibt auch noch eine andere Schwierigkeit übrig. Onkel, ich muß dir mehr sagen, als ich jemals einem Menschen zu sagen beabsichtigte – ich muß dir sagen, daß der Brief eingeschlossen ist.«

»In ein Zimmer eingeschlossen?«

»Nicht bloß dies, sondern auch noch in etwas innerhalb des Zimmers. Der Schlüssel, der die Tür – auch wenn ich ihn erlange – der Schlüssel, der die Tür des Zimmers öffnet, ist noch nicht alles, was ich bedarf. Es gibt außerdem noch einen andern Schlüssel, einen kleinen Schlüssel –«

Sara schwieg mit verlegenem, ängstlichen Blick.

»Einen kleinen Schlüssel, den du wohl verloren hast?« fragte Onkel Joseph.

»Ich warf ihn an dem Morgen, wo ich aus Porthgenna entfloh, in

den Brunnen des Dorfes. O, hätte ich ihn nur behalten! Hätte ich nur daran gedacht, daß ich ihn vielleicht wieder brauchte!«

»Wohlan, das läßt sich nun weiter nicht ändern. Sage mir, Sara, was ist es für ein Behältnis, in welches der Brief eingeschlossen ist.«

»Ich fürchte, daß die Wände mich hören könnten.«

»Unsinn! Komm, sage es mir leise.«

Sie sah sich mißtrauisch ringsum und sagte dann dem alten Manne etwas leise ins Ohr. Er horchte aufmerksam und lachte, als sie wieder schwieg.

»Ach bah!« rief er. »Wenn es weiter nichts ist, dann sei gutes Mutes. Das ist ja, wie ihr ruchlosen Engländer sagt, leicht wie das Lügen. Mein liebes Kind, so etwas kannst du selbst aufsprengen.«

»Aufsprengen? Wie denn?«

Onkel Joseph ging an den Fenstersitz, der nach altväterischer Weise nicht bloß als Sitz, sondern auch als Kasten diente. Er öffnete den Deckel, holte einige in dem Behältnis darunter liegende Werkzeuge heraus und wählte von diesen einen Meißel.

»Sieh,« sagte er, indem er an dem Deckel des Fenstersitzes den Gebrauch veranschaulichte, der von dem Werkzeug gemacht werden sollte. »So steckst du ihn in die Fuge – knick! – dann gibst du ihm einen Druck – so – knack! Es bedarf eines kurzen Augenblickes – knick! knack! und das Schloß ist futsch. Hier nimm den Meißel gleich an dich, wickele ihn in dieses Stück starkes Papier und stecke ihn in die Tasche. Worauf wartest du denn noch? Soll ich es dir noch einmal zeigen, oder glaubst du es nun zu können?«

»Ich wünschte, daß du es mir noch einmal zeigtest, Onkel Joseph, aber nicht jetzt, nicht eher als bis wir an das Ende unserer Reise gelangt sind.«

»Gut. Dann kann ich vollends meine Sachen zusammenpacken und den Wagen bestellen. Vor allen Dingen muß Mozart seinen Überrock anziehen und mit uns reisen.«

Er ergriff die Spieluhr und schob sie sorgfältig in ein ledernes Futteral, welches er mittelst eines Riemens über die Schulter hing. »Das nächste ist meine Pfeife, Tabak, um sie zu stopfen, und

Zündhölzer, um sie anzubrennen. Den Beschluß macht ein alter deutscher Tornister, den ich vorige Nacht gepackt habe. Sieh, hier ist ein Hemd, eine Nachtmütze, ein Kamm, ein Taschentuch und ein Paar Socken. Und wenn ich ein Kaiser wäre, was brauchte ich mehr als dies? – Also gut. Ich habe Mozart, ich habe die Pfeife, ich habe den Tornister, ich habe – halt! Halt! Der alte lederne Beutel darf auch nicht vergessen werden. Schau, hier ist er. Horch! Tinglingling! Er klimpert – es ist Geld darin. Ach, mein lieber, lederner Freund, du wirst viel leichter und dünner werden, ehe du wieder nach Hause kommst. So, - nun ist alles bereit. Wir sind nun marschfertig vom Kopf bis zum Fuß. Leb wohl auf eine halbe Stunde, Sara; du wirst hier warten und dir die Zeit zu vertreiben suchen, während ich nach dem Wagen gehe.«

Als Onkel Joseph wiederkam, brachte er seiner Nichte die Meldung, daß binnen einer Stunde ein Personenwagen die Stadt passieren würde, mit welchem sie bis zu einer Station gelangen könnten, die höchstens fünf bis sechs Meilen von der regelmäßigen Poststadt von Porthgenna entfernt wäre. Die einzige direkte Fahrgelegenheit nach der Poststadt war eine Nachtkutsche, welche die Briefbeutel beförderte und in Truro zu einer sehr unbequemen Stunde, nämlich zwei Uhr morgens, anhielt, um die Pferde zu wechseln.

Da Onkel Joseph der Meinung war, daß zur Schlafenszeit zu reisen ein Vergnügen in eine Plage verwandeln hieße, so schlug er als das beste vor, in der Tagkutsche Plätze zu nehmen und später einen Wagen zu mieten, um nach der Poststadt von Porthgenna zu gelangen.

Auf diese Weise konnten sie die Reise nicht bloß bequem bei Tage machen, sondern hatten auch noch den Vorteil, daß sie vor Antritt der Reise nach Porthgenna so wenig Zeit als möglich in Truro zu versäumen brauchten.

Der auf diese Weise vorgeschlagene Plan ward auch festgehalten. Als der Personenwagen durchkam, warteten Onkel Joseph und seine Nichte bereits, um einzusteigen. Sie fanden alle Innenplätze frei bis auf einen, stiegen zwei Stunden später an der Station wieder

aus, welche dem Orte ihrer Bestimmung am nächsten war, mieteten hier einen Einspänner und erreichten die Poststadt zwischen ein und zwei Uhr nachmittags.

Aus Gründen der Vorsicht, welche Sara geltend machte, entließen sie ihr Fuhrwerk an dem Gasthause und machten sich auf, um zu Fuße über das Moorland nach Porthgenna zu wandern.

Als sie die letzten Häuser der Stadt passierten, begegneten sie dem Postboten, der eben vom Austragen der Briefe in dem umliegenden Distrikt zurückkehrte. Sein Beutel war an diesem Morgen weit schwerer und sein Weg ein weiterer gewesen als gewöhnlich. Unter den Extrabriefen, die ihn über seinen gewohnten Kreis hinausgeführt hatten, befand sich ein an die Haushälterin zu Porthgenna Tower adressierter, den er gleich früh am Morgen, als er seine Runde angetreten, abgegeben hatte.

Während der ganzen Reise hatte Onkel Joseph nicht ein einziges Mal auf den Zweck hingedeutet, wegen dessen sie unternommen worden. Von Natur die Einfälle eines Kindes besitzend, war er auch mit dem elastischen Sinne eines Kindes begabt. Die Zweifel und bangen Ahnungen, welche das Gemüt seiner Nichte trübten und sie schweigsam, nachdenklich und traurig machten, warfen keinen verfinsternden Schatten auf den natürlichen Sonnenschein des seinigen. Wenn er wirklich um seines Vergnügens willen allein gereist wäre, so hätte er sich an den verschiedenen Bildern und Vorfällen der Reise nicht mehr ergötzen können als es der Fall war.

Das Glück, welches die enteilende Minute ihm zu geben hatte, nahm er so bereitwillig und dankbar hin, als ob die Zukunft keine Ungewißheit hätte, als ob nicht Zweifel, Schwierigkeiten oder Gefahren am Ende der Reise seiner harrten.

Ehe er noch eine halbe Stunde im Wagen saß, begann er den dritten Passagier – einer steifen, alten Dame, die ihn mit sprachlosem Erstaunen anstierte – die ganze Geschichte der Spieluhr zu erzählen und schloß seine Geschichte damit, daß er die Uhr trotz des Geräusches, welche die Räder des Wagens machten, spielen ließ.

Als er mit seiner Nichte den großen Personenwagen verließ, war

er dann mit dem Kutscher der Chaise ebenso gesellig, rühmte die Vorzüge des deutschen Bieres vor dem cornischen Apfelwein und machte seine Bemerkungen über die Gegenstände, an welchen sie unterwegs vorüberkamen, mit der angenehmsten Vertraulichkeit und dem herzlichsten Genuß an seinen eigenen Späßen.

Erst als er und Sara aus der kleinen Stadt hinaus und mit einander allein auf dem großen, sich jenseits derselben hinstreckenden Moorland waren, änderte sich sein Benehmen und sein Geplauder hörte gänzlich auf.

Nachdem er, seine Nichte am Arm führend, eine Zeit lang schweigend marschiert war, blieb er plötzlich stehen, sah ihr innig und freundlich ins Gesicht und legte seine Hand auf die ihrige.

»Noch eins gibt es, was ich dich fragen möchte, Kind,« sagte er. »Die Reise hat es mir aus dem Kopfe kommen lassen, obschon es während der ganzen Zeit von meinem Herzen festgehalten worden ist. Wenn wir dieses Porthgenna wieder verlassen und in mein Haus zurückkehren, nicht wahr, dann gehst du nicht wieder fort? Du verlässt Onkel Joseph nicht abermals? Stehst du noch in Diensten, Sara? Bist du immer noch nicht dein eigener Herr?«<sup>66</sup>

»Vor einigen Tagen stand ich noch in Diensten,« antwortete sie, »jetzt aber bin ich frei. Ich habe meinen Dienst verloren.«

»So! Du hast deinen Dienst verloren? Warum denn?«

»Weil ich eine unschuldige Person nicht mit Unrecht tadeln hören wollte – weil –«

Sie unterbrach sich. Die wenigen Worte aber, welche sie gesagt, wurden mit so plötzlich erhöhter Farbe, mit so außerordentlichem Nachdruck und in so entschlossenem Tone gesprochen, daß der alte Mann seine Augen so weit als möglich aufriß und seine Nichte mit unverhohlenem Erstaunen betrachtete.

»So! so! so!« rief er. »Wie? Du hast also einen Streit gehabt, Sara?«

»Still, frage mich jetzt nichts weiter!« bat sie eindringlich. »Ich bin zu unruhig und aufgereggt, um zu antworten. – Onkel, dies ist das Moorland von Porthgenna – dies ist der Weg, den ich vor sechzehn Jahren zurücklegte, als ich zu dir floh. O laß uns weiter gehen – ich

bitte dich, laß uns weiter gehen! Ich kann jetzt an weiter nichts denken als an das Haus, dem wir so nahe sind, und die Gefahr, der wir vielleicht entgegengehen.«

Schweigend gingen sie weiter. Nachdem sie eine halbe Stunde rasch gegangen waren, gelangten sie auf den höchstgelegenen Punkt des Moorlandes, wo die ganze westliche Fernsicht imposant vor ihnen dalag.

Unter sich sahen sie das dunkle, einsame, weitläufige Schloß Porthgenna Tower, während das Sonnenlicht sich schon nach den Fenstern der westlichen Front herumstahl. Der dahinführende Pfad schlängelte sich in blendendweißen Kurven anmutig über den braunen Moor hinweg.

Weiter unten sah man die einsame alte Kirche mit dem friedlichen Begräbnisplatz, der sich an sie anschmiegte. Noch weiter unten zeigten sich die kleinen zerstreuten Dächer der Fischerhütten.

Und jenseits all diesem herrschte die unvergängliche Pracht des Meeres mit seiner weißschäumenden Brandung, mit dem gelben Strande.

Sechzehn lange Jahre – und was für, nach den Pulsschlägen des lebenden Herzens gezählte Jahre des Kummers, des Leidens und der Veränderung – waren über der Totenruhe von Porthgenna hinweggegangen und hatten es ebenso wenig verändert, als wenn sie alle in dem Umkreise eines einzigen Tages enthalten gewesen wären.

Die Augenblicke, wo der Geist in uns am tiefsten aufgeregter ist, sind auch fast unabänderlich die Augenblicke, wo die äußeren Kundgebungen desselben am schwersten zu entdecken sind. Unsere eigenen Gedanken steigen über uns empor, unsere eigenen Gefühle liegen tiefer als wir reichen können. Wie selten können Worte uns helfen, wenn ihre Hilfe am notwendigsten gebraucht wird! Wie oft trocknen unsere Tränen, wenn wir am meisten uns sehnen, daß sie uns das Herz erleichtern möchten. Gab es wohl jemals in dieser Welt eine starke Gemütsbewegung, welche im Stande gewesen wäre, ihre eigene Stärke angemessen auszudrücken? Welche dritte Person, die dem alten Mann und seiner Nichte

begegnet wäre, während sie jetzt miteinander auf dem Moorland standen, würde geahnt haben, daß der eine die Landschaft mit weiter nichts als der Neugier eines Fremden, und die andere sie durch die Erinnerungen einer halben Lebenszeit hindurch betrachtete.

Die Augen beider waren trocken. Beide schwiegen und die Gesichter beider waren mit gleicher Aufmerksamkeit der Aussicht zugewendet. Sogar zwischen ihnen selbst bestand keine wirkliche Sympathie, keine verständliche Ansprache von einem Gemüt zum andern. Des alten Mannes ruhige Bewunderung der Aussicht ward, als sie endlich weitergingen und miteinander sprachen, nicht kürzer und bündiger ausgedrückt als die gewohnten zustimmenden Redensarten waren, mit welchen seine Nichte auf das Wenige, was er sagte, antwortete.

Wie viele Augenblicke gibt es in diesem strebsamen Leben, wo bei all unserer gerühmten Macht der Rede unser Wörterbuch uns verräterisch im Stiche läßt und die Blätter desselben uns weiter nichts zeigen als den Anblick einer vollkommen leeren Fläche.

Langsam den Abhang des Moorlandes hinabsteigend, kamen Onkel und Nichte dem Schloß Porthgenna Tower immer näher und näher. Sie waren nur noch etwa eine Viertelstunde davon entfernt, als Sara an einer Stelle stehen blieb, wo ein zweiter Pfad den Hauptfußweg durchschnitt, welchem sie bis jetzt gefolgt waren. Links, wie sie jetzt standen, zog dieser zweite Pfad sich hin, bis er in der Fläche des Moorlandes dem Auge entschwand. Rechts führte er gerade nach der Kirche.

»Warum bleiben wir hier stehen?« fragte Onkel Joseph, indem er erst in einer Richtung und dann nach der andern schaute.

»Willst du vielleicht eine kleine Weile hier auf mich warten, Onkel? Ich kann den Kirchenweg« – sie stockte, denn sie wußte nicht recht, wie sie sich ausdrücken sollte – »ich kann den Kirchenweg nicht passieren, ohne – da ich ja nicht wissen kann, was geschieht, nachdem wir das Schloß erreicht haben – ich kann diesen Weg nicht passieren, ohne – etwas zu sehen zu wünschen, was –«

Sie stockte wieder und wendete das Gesicht sehnsüchtig nach der

Kirche. Die Tränen, welche bei dem ersten Anblick von Porthgenna ihre Augen nicht benetzt hatten, begannen jetzt in dieselben emporzusteigen.

Onkel Josephs natürliches Zartgefühl sagte ihm, daß es am besten sein würde, wenn er sich enthielte, Erklärungen von ihr zu verlangen.

»Gehe, wohin du willst und suche, was du wünschest,« sagte er, indem er sie auf die Schulter klopfte. »Ich werde ein wenig hier bleiben und mir die Zeit mit meiner Pfeife vertreiben, und Mozart soll aus seinem Käfig heraus und ein wenig in dieser schönen frischen Luft singen.«

Mit diesen Worten nahm er den Riemen des Lederfutterals von der Schulter, zog die Spieluhr aus dem Futteral und ließ sie das zweite der beiden Stücken, die sie spielte – das Menuett aus Don Juan – anstimmen. Als Sara fortging, sah er sich sorgfältig nach einer glatten, harten Stelle des Bodens um, nicht um sich, sondern um die Spieluhr darauf zu setzen. Nachdem er eine solche Stelle gefunden, zündete er seine Pfeife an und setzte sich zu seiner Musik und seinem Tabak nieder, wie ein Epikuräer zu einem guten Schmaus.

»Aha!« rief er bei sich selbst, indem er die fremde Umgebung ringsum so gelassen beschaute, als ob er sich noch in seinem kleinen Ladenstübchen in Truro befände, »aha! das ist ein schöner großer Konzertsaal, mein Freund Mozart, in welchem du dich jetzt hören lässest! Uff! Hier ist Wind genug, um deine herrliche Tanzmelodie bis auf das Meer hinaus zu blasen und den Matrosen einen Geschmack davon beizubringen, während sie in ihren Schiffen herumgeworfen werden!«

Sara schritt mittlerweile rasch auf die Kirche zu und trat in die Einhegung des kleinen Begräbnisplatzes. Nach derselben Stelle, nach welcher sie ihre Schritte am Morgen nach dem Tode ihrer Herrin die Schritte gerichtet, wendete sie jetzt, nach einem Zeitraume von sechzehn Jahren, ihr Gesicht wieder. Hier wenigstens hatte der Gang der Zeit seine handgreiflichen Spuren – seine Fußstapfen in Gestalt von Gräbern zurückgelassen. Wie mancher

kleiner Platz, der noch leer war, als sie ihn das letzte Mal sah, hatte jetzt seinen Hügel und seinen Denkstein! Das eine Grab, welches sie zu besuchen kam – das Grab, welches in früheren Tagen abgesondert gelegen – hatte jetzt Nachbarn rechts und links. Sie würde es nicht herausgefunden haben, ohne die verwitterten Flecken auf dem Denksteine, welche von dem Sturme und Regen erzählten, wovon die übrigen bis jetzt unberührt geblieben. Der Hügel war noch erhalten, das Gras aber war lang und nickte ihr einen schauerlichen Gruß zu, während der Wind darüber hinwegfegte.



Sara kniete an dem Steine nieder und versuchte die Inschrift zu lesen. Die schwarze Farbe, welche früher die eingegrabenen Worte sichtbar gemacht, war jetzt vollständig abgeblättert, für jedes andere Auge als das ihrige wäre sogar der Name des Toten schwer zu entziffern gewesen. Sie seufzte schwer, als sie den Buchstaben der Inschrift mechanisch einem nach dem andern mit den Fingern folgte:

Gewidmet dem Andenken an  
**Hugh Polwheal,**  
gestorben in seinem 26. Lebensjahre.  
Der Tod ereilte ihn  
durch den Sturz eines Felsens in  
dem Porthgenna-Schacht,  
am 17. Dezember 1823.

Ihre Hand weilte auf den Buchstaben, nachdem sie denselben bis zur letzten Zeile gefolgt war, dann bückte sie sich und drückte ihre

Lippen auf den Stein.

»Besser so!« sagte sie bei sich selbst, indem sie sich wieder von den Knien erhob und zum letzten Male auf die Inschrift herabblickte. »Besser, daß sie so verschwindet! Weniger fremde Augen werden sie dann sehen, weniger fremde Füße werden den meinigen folgen – er wird dann auf seinem Ruheplatze um so ungestörter liegen. Sie trocknete ihre Tränen und pflückte einige Halmen Gras von dem Grabe, dann verließ sie den Kirchhof.

Vor dem Heckenzaune, der den Begräbnisplatz umgab, blieb sie einen Augenblick stehen und zog aus dem Busen ihres Kleides das kleine Gesangbuch, welches sie am Morgen ihrer Flucht von Porthgenna aus dem Schreibepulte in ihrem Schlafzimmer genommen. Die verdorrten Überreste der Halme, welche sie vor sechzehn Jahren von demselben Grabe gepflückt, lagen noch zwischen den Blättern. Sie fügte ihnen das eben gepflückte frische Gras hinzu, steckte das Buch wieder in den Busen ihres Kleides und eilte über das Moorland zurück nach der Stelle, wo der alte Mann auf sie wartete.

»Ein guter Wind,« sagte er, indem er seine flache Hand dem frischen Lufthauch entgegenhielt, der über das Moorland fegte. »Ein sehr guter Wind an und für sich – aber ein bitterböser Wind in Bezug auf Mozart. Er bläst die Melodie hinweg, als wenn es der Hut auf meinem Kopf wäre – du kommst gerade zu rechter Zeit, mein Kind – gerade wo meine Pfeife aus und Mozart bereit ist, die Reise weiter fortzusetzen. Ah, du hast wieder geweint, Sara. Worüber denn? Doch ich sehe schon – je weniger Fragen ich jetzt an dich tue, desto dankbarer wirst du mir dafür sein. Gut, ich bin fertig. Doch nein! Noch eine Frage habe zu tun. Weshalb stehen wir hier? Warum gehen wir nicht weiter?«

»Ja, ja – du hast Recht, Onkel Joseph – laß uns sofort weiter gehen. Ich werde den wenigen Mut, den ich besitze, noch vollends verlieren, wenn wir noch lange hier stehen und das verhängnisvolle Haus ansehen.«

Sie schritten ohne noch einen Augenblick zu zögern den Weg entlang. Als sie das Ende desselben erreicht hatten, standen sie der

östlichen Umfassungsmauer von Porthgenna Tower gegenüber. Der Haupteingang, welcher in den letzten Jahren nur sehr selten benutzt worden, befand sich auf der westlichen Seite und man gelangte zu demselben mittelst der Terrasse, von welcher man die Aussicht auf das Meer hatte. Der kleinere Eingang, welcher gewöhnlich benutzt ward, lag auf der Südseite des Gebäudes und führte durch die Dienerwohnungen nach der großen Halle und der westlichen Treppe.

Saras alte Kenntnis der Lokalitäten leitete sie instinktgemäß nach diesem Teile des Hauses. Sie führte ihren Begleiter weiter, bis sie die Südecke der östlichen Mauer erreichten, dann blieb sie stehen und sah sich um. Seitdem sie dem Postboten begegnet waren und das Moorland betreten, hatten sie kein lebendes Wesen wieder erblickt und dennoch, obschon sie sich jetzt unmittelbar unter den Mauer von Porthgenna befanden, war doch weder Mann, noch Weib, noch Kind, noch auch nur eine Haustür sichtbar.

»Es ist sehr einsam hier,« sagte Sara, indem sie sich mißtrauisch umschaute. »Viel einsamer als es sonst zu sein pflegte.«

»Bleibst du hier bloß stehen, um mir zu sagen, was ich selbst sehen kann?« fragte Onkel Joseph, dessen eingefleischte Heiterkeit sich selbst in der Einsamkeit der Wüste Sahara nicht verleugnet haben würde.

»Nein, nein!« antwortete sie rasch und ängstlich flüsternd. »Die Glocke aber, die wir läuten müssen, ist so nahe – gleich um die Ecke herum – und ich möchte wissen, was wir sagen sollen, wenn wir dem Diener gegenüber stehen. Du meinst, es wäre Zeit genug daran zu denken, wenn wir wirklich an der Tür sein würden, Onkel! Wir werden sogleich an der Tür sein. Was sollen wir tun?«

»Das Erste, was wir zu tun haben,« sagte Onkel Joseph, die Achseln zuckend, »ist jedenfalls, die Klingel zu ziehen.«

»Ja – aber wenn der Diener kommt, was sollen wir dann sagen?«

»Sagen?« wiederholte Onkel Joseph, indem er von der Anstrengung des Denkens grimmig die Augenbrauen runzelte und sich dicht unter dem Hut mit dem Zeigefinger auf die Stirn pochte. »Sagen? – warte, warte, warte, warte! Ah, jetzt hab ich's! Ich weiß

es! – Sei unbesorgt, Sara. In dem Augenblick, wo die Tür sich öffnet, wird die ganze Unterredung mit dem Diener durch mich geführt werden.«

»O, welche Last nimmst du mir vom Herzen! Was wirst du ihm sagen?«

»Sagen? – Weiter nichts als: ‚Wie befindet Ihr Euch? Wir sind da, um das Haus anzusehen.‘«

Als er dieses bemerkenswerte Auskunftsmittel um Zutritt zu dem Schlosse Porthgenna Tower zu erlangen, offenbart hatte, breitete er beide Hände fragend aus, trat mehrere Schritte vor seiner Nichte zurück und sah sie mit der heiter selbstvergnügten Miene eines Menschen an, welcher mit einem einzigen Sprunge seines Geistes von einem Zweifel zu einer Entdeckung gelangt ist.

Sara sah ihn erstaunt an. Der Ausdruck dieser unbedingten Überzeugung auf seinem Gesicht machte sie stutzig. Die armseligste aller armseligen Entschuldigungen, um Einlaß in das Haus zu erlangen, welche sie während der vergangenen Nacht selbst ersonnen und wieder verworfen, erschien als ein Muster von Schlauheit im Vergleich mit einem so kindisch einfachen Auskunftsmittel wie das vom Onkel Joseph vorgeschlagene. Und dennoch stand er da, dem Anscheine nach vollkommen überzeugt, daß er das rechte Mittel getroffen, um alle Hindernisse mit einem Male aus dem Wege zu räumen.

Da Sara nicht wußte, was sie sagen wollte und an die Stichhaltigkeit ihrer eigenen Zweifel nicht hinreichend glaubte, um offen eine Meinung nach der einen oder der andern Seite hin auszusprechen, so nahm sie die einzige Zuflucht, die ihr noch offen stand – sie bemühte sich nämlich, Zeit zu gewinnen.

»Es ist sehr, sehr freundlich von dir, Onkel, daß du die Mühe des Sprechens mit dem Diener auf deine Schultern nehmen willst,« sagte sie, während sich die Trostlosigkeit ihres Herzens wider ihren Willen in dem matten Tone ihrer Stimme und in dem verlegenen Ausdruck ihrer Augen verriet. »Aber wollen wir nicht lieber noch ein wenig warten, ehe wir an der Tür klingeln, und einige Minuten an dieser Mauer auf- und abgehen, wo uns nicht so leicht jemand

sehen wird? Ich möchte noch ein wenig Zeit gewinnen, um mich auf die schwere Prüfung vorzubereiten, die ich zu bestehen habe, und – und wenn nun der Diener Schwierigkeiten macht uns einzulassen – ich meine Schwierigkeiten, die wir bis jetzt nicht voraussehen können – wäre es für diesen Fall nicht gut, noch etwas anderes zu ersinnen, was wir sagen wollen? Vielleicht wenn du dir es noch einmal überlegtest –«

»Das ist durchaus nicht nötig,« unterbrach sie Onkel Joseph; »ich brauche bloß mit dem Diener zu sprechen und – knick! Knack! – wirst du sehen, daß wir hineinkommen werden. Indessen, ich will mit dir auf- und abgehen, so lange du wünschst. Wenn auch ich mit meinem Nachdenken in einem einzigen Augenblick fertig geworden bin, so ist dies kein Grund, daß auch du so schnell damit fertig sein sollst. Nein, nein, nein – das ist durchaus kein Grund.«

Indem der alte Mann diese Worte mit gönnerhafter Miene und einem selbstzufriedenem Lächeln sagte, welches unter weniger kritischen Umständen unwiderstehlich komisch gewesen wäre, bot er seiner Nichte wieder den Arm und führte sie den Weg zurück, der an der östlichen Mauer von Porthgenna Tower hinführte.

Während Sara zweifelnd und zögernd draußen wartete, geschah es in Folge eines seltsamen Zusammentreffens, daß eine andere mit der höchsten häuslichen Autorität bekleidete Person innerhalb des Hauses ebenfalls zweifelnd wartete.

Diese Person war keine andere als die Haushälterin von Porthgenna Tower und die Ursache ihrer Verlegenheit war keine andere als der Brief, der an diesem selben Morgen durch den Postboten überbracht worden.

Es war ein Brief von Mistreß Frankland, den sie geschrieben, nachdem sie eine lange Unterredung mit ihrem Gatten und Doktor Orridge gehabt, als sie die letzten Mitteilungen empfangen, welche der Doktor in Bezug auf Mistreß Jazeph zu machen im Stande war.

Die Haushälterin hatte den Brief mehrmals durchgelesen und ihr Erstaunen und ihre Verblüfftheit waren jedes mal höher gestiegen. Sie wartete jetzt auf die Rückkehr des Kastellans Mr. Munder, welcher außerhalb des Hauses beschäftigt war, um seine Meinung

über die eigentümliche Mitteilung zu hören, welche sie von ihrer Herrin empfangen.

Während Sara und ihr Onkel noch draußen an der östlichen Mauer auf- und abgingen, trat Mr. Munder in das Zimmer der Haushälterin.

Er war einer von jenen langen, ernsten Männern von wohlwollender Miene, mit kegelförmigem Kopf, einer tiefen Stimme, langsamem Gang und schwerfälligem Benehmen, welche in ganz passiver Weise durch ein unerklärliches Verfahren in den Ruf großer Weisheit zu gelangen wissen, ohne daß sie sich die Mühe zu geben brauchen, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was diesen Ruf verdiente.

In der ganzen Umgegend von Porthgenna ward der Kastellan allgemein für einen Mann von ganz bemerkenswert gesundem Verstande gehalten, und die Haushälterin teilte, obschon sie in andern Dingen eine sehr gewitzte Frau war, die allgemeine Illusion hinsichtlich dieses einen Punktes in hohem Grade.

»Guten Morgen, Mistreß Pentreath,« sagte Mr. Munder. »Gibt's etwas Neues heute?«

Welch ein Gewicht und welche Bedeutung gaben seine tiefe Stimme und seine eindrucksvoll langsame Art und Weise, sich derselben zu bedienen, diesen beiden unbedeutenden Redesätzen!

»Es gibt etwas Neues, Mr. Munder, was Sie in Erstaunen setzen wird,« entgegnete die Haushälterin. »Ich habe heute morgen von Mistreß Frankland einen Brief erhalten, der jedenfalls das Seltsamste ist, was mir in dieser Beziehung vorgekommen. Es wird mir darin gesagt, daß ich den Brief Ihnen mitteilen soll, und ich habe den ganzen Morgen gewartet, Ihre Meinung darüber zu hören. Ich bitte, setzen Sie sich nieder und schenken Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit, denn ich versichere Ihnen, daß der Brief dieselbe durchaus verlangt.«

Mr. Munder setzte sich und ward sofort die verkörperte Aufmerksamkeit – nicht die gewöhnliche Aufmerksamkeit, welche ermattet werden kann, sondern die richterliche Aufmerksamkeit, welche keine Ermüdung kennt und der Macht der Langeweile

ebenso überlegen ist wie der Macht der Zeit.

Die Haushälterin öffnete, ohne weiter die kostbaren Minuten zu vergeuden – denn Mr. Munders Minuten kamen an Wichtigkeit unmittelbar hinter denen eines Premierministers – den Brief ihrer Herrin, widerstand der sehr natürlichen Versuchung, einige einleitende Bemerkungen dazu zu machen, und las dem Kastellan sofort den ersten Satz vor, welcher folgendermaßen lautete:

»Mistreß Pentreath!

*Ihr werdet bestimmt schon längst einen Brief von mir erwartet haben, in welchem ich einen Tag für unsere Ankunft bestimme. Bei dieser, der dritten Veranlassung, an Euch in Bezug auf unsere Pläne zu schreiben, wird es, glaube ich, am besten sein, wenn ich nicht zum dritten Male einen Tag bezeichne, sondern sage, daß wir in dem Augenblick, wo ich die Erlaubnis des Arztes erhalte, von West Winston nach Porthgenna abreisen werden.«*

»Insoweit,« bemerkte Mistreß Pentreath, indem sie den Brief auf ihren Schoß legte und, während sie sprach, mit fast gereizter Miene glattstrich, »insoweit hat die Sache weiter nichts auf sich. Der Brief scheint mir allerdings – unter uns gesagt – in ziemlich ordinären Ausdrücken geschrieben und viel zu sehr der gewöhnlichen Redeweise ähnlich zu sein, als daß er meiner Idee von dem Briefstile einer vornehmen Dame entsprechen sollte – aber dies ist Sache der persönlichen Ansicht. Ich kann nicht sagen, und würde auch die letzte Person sein, die so etwas behauptete, daß der Anfang von Mistreß Franklands Brief im Ganzen genommen nicht vollkommen klar sei. Es ist vielmehr die Mitte und das Ende, worüber ich Sie, Mr. Munder, zu Rate zu ziehen wünsche.«

»Ganz recht,« sagte Mr. Munder; nur zwei Worte sprach er, aber wie inhaltsschwer!

Die Haushälterin räusperte sich sehr laut und lange und las dann folgendermaßen weiter:

*»Der Hauptzweck, weswegen ich diese Zeilen schreibe, ist, um auf Befehl meines Gatten den Wunsch auszusprechen, daß Ihr*

*und Mr. Munder so geheim als möglich zu ermitteln sucht, ob eine Person, welche jetzt in Cornwall reist, und für welche wir uns zufällig sehr interessieren, vielleicht in der Nachbarschaft von Porthgenna gesehen worden ist. Die fragliche Person ist uns unter dem Namen Mistreß Jazeph bekannt. Sie ist eine schon etwas ältliche Frau von ruhigem, gebildetem Benehmen und nervenschwachem, kränklichen Aussehen. Sie kleidet sich, wie wir gesehen haben, außerordentlich sauber und nett und in dunkle Farben. Ihre Augen haben einen eigentümlichen Ausdruck von Schüchternheit, ihre Stimme ist eigentümlich sanft und gedämpft und ihr Benehmen wird sehr oft durch außerordentliches Zögern auffällig. Ich beschreibe sie so ausführlich für den Fall, daß sie nicht unter dem Namen reisen sollte, unter welchem wir sie kennen.*

*Aus Gründen, die ich hier nicht weiter anzugeben brauche, halten wir es für wahrscheinlich, daß Mistreß Jazeph zu einer früheren Zeit ihres Lebens mit der Umgebung von Porthgenna in gewisser Verbindung gestanden hat. Mag dies jedoch der Fall sein oder nicht, so ist doch unbestreitbar gewiß, daß sie das Innere von Porthgenna Tower genau kennt, und daß sie ein vollkommen unerklärliches Interesse irgend welcher Art an diesem Hause hat. Wenn wir diese Tatsachen mit der Kenntnis in Zusammenhang bringen, welcher zufolge sie sich gegenwärtig in Cornwall befindet, so glauben wir, es liege recht wohl im Bereich des Möglichen, daß Ihr oder irgend eine andere Person in unserem Dienste mit ihr zusammentrifft, und es liegt uns viel daran, daß, wenn sie vielleicht das Innere des Hauses zu sehen verlangt, Ihr sie in demselben nicht bloß mit vollkommener Bereitwilligkeit und Höflichkeit herumführt, sondern daß Ihr auch von dem Augenblick an, wo sie das Haus betritt bis zu dem, wo sie es verläßt, ihr Benehmen im Stillen, aber ganz genau, beobachtet. Laßt sie deshalb nicht eine Minute lang aus den Augen und beauftragt womöglich eine zuverlässige Person, ihr, nachdem sie das Haus verlassen hat, unbemerkt zu folgen und zu ermitteln, wohin sie geht.*

*Es ist von der größten Wichtigkeit, daß diese Instruktionen – so seltsam dieselben Euch auch erscheinen mögen – unbedingt und buchstäblich befolgt werden.*

*Ich habe bloß noch Zeit und Raum, hinzuzufügen, daß wir nichts dieser Person zum Nachteil Gereichendes wissen und daß es uns lieb sein wird, wenn Ihr, im Fall Ihr mit ihr zusammentrefft, Euch hinreichend diskret gegen sie benehmt, damit sie nicht argwohne, daß Ihr auf Befehl handelt oder ein besonderes Interesse daran habt, ihre Schritte zu überwachen.*

*Ihr werdet so gut sein, diesen Brief dem Kastellan mitzuteilen, ebenso wie Euch freigestellt ist, von den darin enthaltenen Instruktionen, da nötig, irgend eine andere zuverlässige Person in Kenntnis zu setzen.*

Ergebenst

Rosamunde Frankland.

P.S. – Das Zimmer brauche ich nicht mehr zu hüten und der Junge gedeiht, daß es eine Lust ist.«

»Da!« sagte die Haushälterin. »Nun möchte ich wissen, wer daraus klug werden soll. Ist Ihnen, Mr. Munder, in Ihrem ganzen Leben schon ein solcher Brief vorgekommen? Man bürdet uns eine schwere Verantwortlichkeit auf, ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen. Ich habe mir schon bald den Kopf darüber zerbrochen, was für ein Interesse unsere Herrschaft an dieser geheimnisvollen Person haben kann und je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich es erraten. Was ist Ihre Meinung, Mr. Munder? Wir müssen jedenfalls sofort etwas tun. Wissen Sie vielleicht ein bestimmtes Verfahren anzugeben?«

Mr. Munder hustete leise, schlug das eine Bein über das andere, hielt den Kopf kritisch auf die Seite, hustete zum zweiten Male und sah die Haushälterin an.

Hätte es irgend einem andern Menschen in der Welt angehört, so würde Mistreß Pentreath gemeint haben, daß das Gesicht, welches

sich jetzt dem ihrigen gegenüber befand, nichts verriete als die tiefste, ratloseste Verblüfftheit. Aber es war Mr. Munders Gesicht und dieses konnte nur mit Vertrauen und mit Gefühlen ehrerbietiger Erwartung betrachtet werden.

»Ich glaube« – begann Mr. Munder.

»Nun?« fragte die Haushälterin begierig.

Ehe weiter ein Wort gesprochen werden konnte, trat die Magd in das Zimmer, um für Mistreß Pentreath den Tisch zu decken.

»Laß das jetzt sein, Betsey,« sagte die Haushälterin ungeduldig. »Decke den Tisch nicht eher als bis ich dir klinge. Mr. Munder und ich haben jetzt etwas sehr Wichtiges zu besprechen und können uns nicht stören lassen.«

Kaum aber hatte sie dieses Wort ausgesprochen, als eine Unterbrechung von ganz unerwarteter Art erfolgte.

Die Torglocke läutete. Dies war in Porthgenna Tower ein sehr ungewöhnliches Ereignis. Die wenigen Personen, welche in häuslichen Angelegenheiten Veranlassung hatten, das Schloß zu besuchen, traten stets durch ein kleines Seitenpförtchen ein, welches während des Tages bloß zugeklinkt war.

»Wer ums Himmels willen kann das sein!« rief Mistreß Pentreath, indem sie an das Fenster eilte, welches die Seitenansicht der unteren Türstufen beherrschte.

Der erste Gegenstand, der ihrem Auge, als sie hinaussah, begegnete, war eine Frau, die auf der untersten Stufe stand – ein Frau sehr sauber und nett in bescheidene dunkle Farben gekleidet.

»Gütiger Himmel, Mr. Munder,« rief die Haushälterin, indem sie an den Tisch zurückeilte und Mistreß Franklands Brief aufraffte, den sie hier liegen gelassen. »Es wartet schon eine fremde Person an der Tür, eine Dame – oder wenigstens eine Frau – und sauber gekleidet in dunkle Farben. Es ist mir als müßte ich ohnmächtig werden, Mr. Munder! Bleib, Betsey – bleib!«

»Ich wollte bloß gehen und das Tor öffnen,« sagte Betsey erstaunt.

»Bleib, sag ich,« wiederholte Mistreß Pentreath, sich mit großer

Anstrengung fassend. »Zufällig habe ich bei der gegenwärtigen Gelegenheit gewisse Gründe, von meinem Platze herabzusteigen und mich an den deinigen zu stellen. Geh aus dem Wege, du Gaffmaul! Ich werde selbst gehen, um zu sehen, wer Einlaß begehrt.«

---

## Fünftes Kapitel

### *Im Hause*

Mistress Pentreaths Überraschung, als sie durch das Fenster schauend eine Dame gesehen, stieg noch weit höher als sie, nachdem sie die Tür geöffnet, einen Herrn vor sich sah. Onkel Joseph war, nachdem er die Klingel gezogen, dicht an dem Klingelgriff stehen geblieben und stand daher dem Hause so nahe, daß er von Mistress Pentreaths Fenster aus nicht hatte gesehen werden können. Der aufgeregten Phantasie der Haushälterin zeigte er sich auf der Schwelle mit der Plötzlichkeit einer Erscheinung – der Erscheinung eines kleinen, rotbäckigen, alten Herrn, welcher sich lächelnd verbeugte und seinen Hut mit einer Schwenkung abnahm, in deren Gewandtheit und Schwung sozusagen etwas Übermenschliches lag.

»Gehorsamer Diener! Wie befinden Sie sich? Wir kommen, um uns das Innere des Schlosses anzusehen,« sagte Onkel Joseph, indem er in dem Augenblick, wo die Tür geöffnet ward, sein untrügliches Auskunftsmittel, Zutritt zu erlangen, versuchte.

Mistress Pentreath war sprachlos vor Erstaunen. Wer war dieser familiäre alte Herr mit dem fremdländischen Akzent und der phantastischen Verbeugung? Und was meinte er damit, daß er zu ihr sprach als ob sie seine intime Freundin wäre? Mistress Franklands Brief enthielt von Anfang bis zu Ende nicht ein Wort über ihn.

»Wie befinden Sie sich? Wir kommen, um uns das Innere des Schlosses anzusehen,« wiederholte Onkel Joseph, indem er seine unwiderstehliche Form der Begrüßung zum zweiten Male versuchte.

»Das haben Sie schon einmal gesagt, Sir,« bemerkte Mistress Pentreath, indem sie so viel Selbstbeherrschung wiedergewann, daß sie sich ihrer Zunge zu ihrer eigenen Verteidigung bedienen konnte. »Wünscht die Dame,« fuhr sie fort, indem sie über die Schulter des

alten Mannes auf die Stufe hinunterblickte, wo seine Nichte stand, »wünscht die Dame auch das Innere des Schlosses zu sehen?«

Saras sanft gesprochene Antwort überzeugte, so kurz sie auch war, die Haushälterin, daß die in Mistreß Franklands Brief beschriebene Frau wirklich und wahrhaftig vor ihr stand. Außer der sauberen, bescheidenen Kleidung war auch die sanfte, wohlklingende Stimme da und, als sie eine Sekunde lang aufblickte, auch die schüchternen Augen, woran sie so leicht zu erkennen war.

In Bezug auf diese von den beiden fremden Personen konnte Mistreß Pentreath, wie aufgeregt und überrascht sie auch sein mochte, hinsichtlich des von ihr einzuschlagenden Verfahrens keine Ungewißheit hegen.

In Bezug auf den anderen Besucher, den unbegreiflichen, alten Ausländer aber, würde sie sofort von den verworrensten Zweifeln gequält. War es am geratensten, sich an den Buchstaben von Mistreß Franklands Instruktionen zu halten und ihn zu bitten, draußen zu warten, während erst die Dame im Hause herumgeführt würde? – oder war es am besten, wenn sie auf ihre eigene Verantwortlichkeit hin handelte und es riskierte, ihn ebenso einzulassen wie seine Begleiterin? Dies zu entscheiden, war ein schwieriger Punkt und mußte deshalb der höhern Weisheit Mr. Munders unterbreitet werden.

»Wollen Sie hereinkommen und einen Augenblick warten, während ich mit dem Kastellan spreche?« sagte Mistreß Pentreath, indem sie absichtlich von dem familiären alten Ausländer keine Notiz nahm, sondern über ihn hinweg direkt mit der auf der untern Stufe stehenden Dame sprach.

»Sehr schön,« sagte Onkel Joseph lächelnd und sich verneigend, ohne das auf ihn berechnete Benehmen der Haushälterin zu beachten. »Was sagte ich dir?« flüsterte er triumphierend seiner Nichte zu, während sie an ihm vorüber in das Haus hineinging.

Mistreß Pentreaths erster Impuls war, sofort wieder in ihr Zimmer zu gehen und mit Mr. Munder zu sprechen. Sie entsann sich jedoch noch rechtzeitig der Stelle in Mistreß Franklands Brief, welche ihr einschärfte, die Frau in der bescheidenen Kleidung nicht aus den

Augen zu lassen, und deshalb blieb sie sofort wieder stehen.

Die Erinnerung an diesen speziellen Teil ihrer Instruktion ward in ihr besonders durch eine merkwürdige Änderung in dem Benehmen der Fremden selbst erweckt, welche in dem Augenblick, wo sie die Schwelle überschritten, alle Schüchternheit zu verlieren schien und in überraschend ungeduldiger Weise nach dem Innern des Hauses vorangehen wollte.

»Betsey!« rief Mistreß Pentreath, indem sie vorsichtig die Magd rief, nachdem sie sich bloß einige Schritte von den beiden Fremden entfernt. »Betsey, sage Mr. Munder, er möchte die Güte haben, hierher zu kommen.“

Mr. Munder erschien mit großer Gemessenheit und mit einer gewissen drohenden Würde in seinen Zügen. Er war gewohnt, stets rücksichtsvoll behandelt zu werden, und deshalb unzufrieden mit der Haushälterin, daß sie ihn so ohne weitere Umstände in dem Augenblick verlassen, wo die Klingel gezogen ward, ohne ihm Zeit zu geben, eine Meinung über Mistreß Franklands Brief auszusprechen.

Als ihn daher jetzt Mistreß Pentreath in großer Aufregung beiseite nahm und ihm flüsternd die vertrauliche und erstaunliche Mitteilung machte, daß die Frau, für welche Mr. und Mistreß Frankland sich auf so geheimnisvolle Weise interessierten, in diesem Augenblick leibhaftig vor ihm stünde, nahm er diese Mitteilung mit der Miene der verletzendsten Gleichgültigkeit hin.

Noch schlimmer ward die Sache, als die Haushälterin ihm ihre Verlegenheit mitteilte, wobei sie nicht vergaß, die beiden fremden Personen fortwährend wachsam im Auge zu behalten. Mochte sie so ehrerbietig als sie wollte an Mr. Munders höhrere Weisheit appellieren, so beharrte er dennoch dabei, ihr mit geringschätzendem Stirnrunzeln zuzuhören, und widersprach ihr sogar zuletzt auf herausfordernde Weise, als sie zum Schlusse hinzuzufügen wagte, daß ihre eigenen Ansichten sie geneigt machen, keine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, sondern den fremdländischen Herrn zu bitten, draußen zu warten, während die Dame in Übereinstimmung mit Mistreß Franklands Instruktionen im

Schlosse herumgeführt würde.

»Das kann wohl *Ihre* Meinung sein, Madame,« entgegnete Mr. Munder in strengem Tone, »aber es ist nicht die meinige.«

Die Haushälterin sah ihn erschrocken an.

»Vielleicht,« meinte sie nachgiebig, »vielleicht glauben Sie, daß der fremde alte Herr darauf bestehen würde, das Haus mit der Dame zugleich in Augenschein zu nehmen?«

»Versteht sich, denke ich das,« sagte Mr. Munder.

Er hatte durchaus nichts der Art gedacht, denn sein einziger Gedanke war in diesem Augenblick der, sein eigene Übergewicht dadurch zu behaupten, daß er sich jedem von Mistreß Pentreath beabsichtigten Arrangement hartnäckig widersetzte.

»Dann würden Sie also die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, beide Personen im Hause herumzuführen, weil sie beide gleichzeitig Einlaß begehrt haben?« fragte die Haushälterin.

»Versteht sich, würde ich das,« antwortete der Kastellan mit der wunderbaren Schnelligkeit des Entschlusses, welche alle höher begabten Leute auszeichnet.

»Wohlan, Mr. Munder, ich lasse mich stets gern von Ihrer Meinung leiten und will mich auch jetzt nach derselben richten,« sagte Mistreß Pentreath. »Da nun aber *zwei* Personen im Auge zu behalten sind – denn dem Ausländer traue ich nicht über den Weg – so muß ich Sie wirklich bitten, die Mühe des Herumführens mit mir zu teilen. Ich bin so aufgereggt und nervenschwach, daß es mir ist, als wäre ich halb vor Besinnung – noch niemals bin ich in einer solchen Lage gewesen – ich sehe mich mitten in Geschehnisse hineinversetzt, die ich nicht verstehe – und mit einem Worte, wenn ich nicht auf *Ihren* Beistand rechnen kann, Mr. Munder, so stehe ich nicht dafür, daß ich nicht irgend einen Mißgriff begehe. Das aber sollte mir sehr leid tun, nicht bloß meinetwegen, sondern auch –«

Hier stockte die Haushälterin und sah Mr. Munder scharf an.

»Fahren Sie fort, Madame,« sagte Mr. Munder mit grausamer Gelassenheit.

»Nicht bloß um meinetwillen,« hob Mistreß Pentreath schüchtern

wieder an, »sondern auch um Ihretwillen, Mr. Munder, denn Mistreß Franklands Brief legt die Verantwortlichkeit bei Führung dieser delikaten Angelegenheit nicht bloß auf meine Schultern, sondern auch auf die Ihrigen.«

Mr. Munder prallte einige Schritte zurück, ward rot, öffnete entrüstet die Lippen, zögerte und schloß sie wieder. Er sah sich in seiner eigenen Falle gefangen. Er konnte sich der Verantwortlichkeit, die Handlungsweise der Haushälterin zu leiten, nicht entziehen, nachdem er einmal diese Verantwortlichkeit freiwillig auf sich genommen hatte, und er konnte auch nicht leugnen, daß Mistreß Franklands Brief bestimmt und wiederholt mit Nennung seines Namens auf ihn Bezug nahm.

Es gab nur einen Weg, um mit Würde aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, und Mr. Munder schlug in dem Augenblick, wo er Selbstbeherrschung genug gewonnen, um sich für diese Aufgabe zu sammeln, ohne Erröten diesen Weg ein.

»Ich bin ganz erstaunt, Mistreß Pentreath,« begann er mit der größten Würde. »Ja, ich sage nochmals, ich bin ganz erstaunt, daß Sie mich für fähig halten, Sie unter den eigentümlichen Umständen, in welche wir jetzt versetzt sind, das Haus allein mit diesen fremden Personen durchwandern zu lassen. Nein, Madame, von welcher Art auch meine übrigen Fehler sein mögen, so gehört doch jedes Zurückweichen von meinem Anteil an einer Verantwortlichkeit nicht zu denselben. Ich brauche nicht an Mistreß Franklands Brief erinnert zu werden – und nein – ich brauche auch keine Entschuldigungen. Ich bin vollkommen bereit, Madame, ich bin vollkommen bereit, die Wanderung anzutreten, sobald Sie es sind.«

»Je eher wir dies dann tun, desto besser wird es sein, Mr. Munder, denn dieser kecke alte Ausländer schwatzt schon mit Betsey, als ob er sie sein ganzes Leben lang gekannt hätte.«

Diese Behauptung war vollkommen wahr. Onkel Joseph übte seine Gabe der Vertraulichkeit an der Magd – welche, anstatt in die Küche zurückzukehren, stehen geblieben war, um die Fremden anzugaffen – gerade so wie er sie schon an der alten Dame in dem Personenwagen und an dem Kutscher des Einspanners geübt hatte,

welcher seine Nichte und ihn nach der Poststadt von Porthgenna gebracht hatte. Während die Haushälterin und der Kastellan ihre geheime Konferenz hielten, versetzte er Betsey durch die sonderbaren Fragen, die er in Bezug auf das Haus an sie richtete und wie sie mit ihrer Arbeit darin zu Stande käme, in fortwährendes unterdrücktes Kichern. Seine Fragen hatten natürlich von der Südseite des Gebäudes, zu welcher er und seine Begleiterin hereingekommen waren, nach der Westseite, welche sie nun bald explorieren sollten, und von da nach der Nordseite geführt, welche für jedermann im Hause ein verbotenes Terrain war.

Als daher Mistreß Pentreath mit dem Kastellan sich näherte, hörte sie folgenden Austausch von Fragen und Antworten zwischen dem alten Ausländer und der Magd:

»Aber sagt mir, liebe Betsey,« sagte Onkel Joseph, »warum geht denn niemand in jene modrigen alten Zimmer?«

»Weil ein Gespenst darin umgeht,« antwortete Betsey lachend, als ob eine Reihe von gespenstischen Zimmern und eine Reihe von vortrefflichen Späßen genau ein und dasselbe wäre.

»Du schweigst augenblicklich und gehst wieder in deine Küche!« rief Mistreß Pentreath entrüstet. »Die unwissenden Leute hier,« fuhr sie fort, indem sie immer noch Onkel Joseph absichtlich ignorierte und ihre Worte bloß an Sara richtete, »erzählen abgeschmackte Geschichten von einigen alten Zimmern auf der verfallenen Seite des Hauses, die seit länger als einem halben Jahrhundert nicht bewohnt gewesen sind – abgeschmackte Geschichten von einem Gespenst, und meine Magd ist so albern, daran zu glauben.«

»Nein, das ist nicht wahr,« sagte Betsey, indem sie sich mit Protest in die untern Regionen zurückzog. »Ich glaube kein Wort von dem Gespenst – wenigstens nicht am hellen Tage.«

Indem Betsey diesen wichtigen Vorbehalt flüsternd hinzufügte, zog sie sich ungern von dem Schauplatz zurück.

Mistreß Pentreath bemerkte mit einiger Überraschung, daß die geheimnisvolle Fremde in der sauberen, bescheidenen Kleidung bei Erwähnung der Gespenstergeschichte sehr bleich ward und keinerlei Bemerkung darüber machte.

Während sie sich noch fragte, was dies zu bedeuten habe, trat Mr. Munder in würdevoll hervorragender Weise heran und wendete sich stolz, nicht an Onkel Joseph und nicht an Sara, sondern an die leere Luft zwischen ihnen.

»Wenn Sie das Haus zu sehen wünschen,« sagte er, »so werden Sie die Güte haben, mir zu folgen.«

Mit diesen Worten bog Mr. Munder feierlich in den Korridor ein, der nach dem Fuße der westlichen Treppe führte, indem er mit jenem eigentümlichen gespreizten Schritte ging, der allen ernstesten Engländern eigen ist, wenn sie eine Sonntagspromenade machen.

Die Haushälterin paßte ihren Schritt mit weiblicher Fügsamkeit dem Schritte des Kastellans an und machte die nationale Sonntagspolonaise, als ob sie zwischen Vor- und Nachmittagskirche mit ihm die frische Luft zu schöpfen ginge.

»So wahr ich ein armer sündhafter Mensch bin, das ist gerade, als wenn wir einem Leichenbegängnis folgten,« flüsterte Onkel Joseph seiner Nichte zu. Er zog ihren Arm durch den seinigen und fühlte, während er dies tat, daß sie zitterte.

»Was fehlt dir?« fragte er sie leise.

»Onkel! Es liegt etwas Unnatürliches in der Bereitwilligkeit dieser Leute, uns das Innere des Hauses zu zeigen,« war die matt geflüsterte Antwort. »Was sprachen diese Leute soeben heimlich miteinander? Warum hielt diese Frau ihre Augen so fortwährend auf uns geheftet?«

Ehe der alte Mann antworten konnte, drehte die Haushälterin sich herum und bat in ernst nachdrücklichem Tone, daß sie die Güte haben möchten, zu folgen. Binnen weniger als einer Minute standen sie alle am Fuße der westlichen Treppe.

»Ah!« rief Onkel Joseph so ungewungen und redselig wie je, selbst in Gegenwart des würdevollen Mr. Munder. »Ein schönes großes Haus und eine sehr gute Treppe!«

»Wir sind nicht gewohnt, von dem Geläuder oder der Treppe in solchen Ausdrücken sprechen zu hören, Sir,« sagte Mr. Munder, indem er sich vornahm, die Vertraulichkeit des Ausländers im Keime zu ersticken. Der ‚Führer durch Westcornwall‘, mit welchem Buche

Sie wohlgetan haben würden sich bekannt zu machen, ehe Sie hierher kamen, nennt Porthgenna Tower ein Schloß und bedient sich, indem er von der westlichen Treppe spricht, des Wortes *grandios*. Ich bedaure zu finden, daß Sie den ‚Führer durch Westcornwall‘ nicht zu Rate gezogen haben.«

»Warum sollte ich das?« entgegnete der Deutsche, ohne sich einschüchtern zu lassen. »Was brauche ich ein Buch, wenn ich Sie zum Führer habe? Ach, mein werter Herr, Sie sind nicht gerecht gegen sich selbst. Ist nicht ein lebendiger Führer wie Sie, welcher spricht und einhergeht, für mich viel besser als tote Blätter, gedruckte Buchstaben? Nein, nein! Lassen Sie mich dies nicht wieder hören – begehen Sie keine weitere Ungerechtigkeit an sich selbst.«

Hier machte Onkel Joseph eine zweite phantastische Verbeugung, blickte lächelnd in das Gesicht des Kastellans empor und schüttelte mit der Miene freundlichen Vorwurfs mehrmals den Kopf.

Mr. Munder war es zumute, als sollte ich der Schlag rühren. Und wenn dieser obskure Ausländer ein englischer Herzog gewesen wäre, so hätte er von ihm nicht mit ungezwungenerer und gleichgültigerer Vertraulichkeit behandelt werden können. Oft hatte er von dem Gipfelpunkt der Keckheit gehört, und hier sah er ihn auf sichtbare, wunderbare Weise in einem einzigen, kleinen, ältlichen Individuum verkörpert, welches den Boden, auf dem es stand, nicht ganz um fünf Fuß überragte.

Während der Kastellan von einem Gefühl beleidigter Würde schwoll, welchem er vergebens versucht haben würde, Worte zu leihen, ging die Haushälterin, von Sara gefolgt, langsam die Treppe hinauf.

Als Onkel Joseph sie hinaufgehen sah, eilte er seiner Nichte nach und Mr. Munder folgte, nachdem er eine Weile auf der Binsendecke gewartet, um sich zu fassen, dem kecken Ausländer mit der Absicht, sein Benehmen scharf im Auge zu behalten und seine Unverschämtheit bei der ersten Gelegenheit durch einen eindringlichen Verweis zu züchtigen. Die auf diese Weise gebildete, sich die Treppe hinauf bewegende Prozession ward jedoch nicht von

dem Kastellan geschlossen, sondern fernerweit durch Betsey, die Magd, geschmückt und vervollständigt, welche sich aus der Küche stahl, um den Fremden auf ihrer Wanderung durch das Haus so dicht zu folgen als sie dies tun konnte, ohne von Mistreß Pentreath bemerkt zu werden. Betsey besaß auch ihren Anteil von angeborener menschlicher Neugier und Liebe zur Veränderung. Noch niemals hatte ein solches Ereignis, wie die Ankunft von Fremden – so lange wenigstens *sie* sich erinnern konnte – Leben und Abwechslung in die schauerliche Eintönigkeit von Porthgenna Tower gebracht und sie war daher entschlossen, nicht allein in der Küche zu bleiben, solange es Gelegenheit gab, ein wenig Konversation zu hören, oder zu sehen, was die Gesellschaft da oben wohl beginnen würde.

Mittlerweile war die Haushälterin bis auf den Vorplatz der ersten Etage vorangeschritten, zu dessen beiden Seiten die größeren Zimmer der westlichen Front lagen.

Durch Furcht und Mißtrauen geschärft, entdeckten Saras Augen sofort die Reparaturen, welche an dem Geländer und an den Stufen der zweiten Treppe bewirkt worden waren.

»Sie haben Arbeitsleute im Haus gehabt,« sagte sie rasch zu Mistreß Pentreath.

»Sie meinen auf der Treppe?« entgegnete die Haushälterin. »Ja, da haben wir Arbeitsleute gehabt.«

»Anderswo nicht?«

»Nein, aber sie wären an vielen anderen Orten sehr nötig. Selbst hier, in dem besten Teile des Hauses, ist die Hälfte der Schlafzimmern kaum zu benutzen. Dieselben waren, wie ich gehört habe, schon zur Zeit der seligen Mistreß Treverton nicht im besten Zustande, und seitdem diese tot ist –«

Die Haushälterin schwieg, die Stirn runzelnd und mit einem Blick der Überraschung. Die Frau in dem saubern, bescheidenen Anzuge machte, anstatt den Ruf guter Manieren, welcher ihr in Mistreß Franklands Brief zuerkannt worden, zu rechtfertigen, sich der unverzeihlichsten Unhöflichkeit schuldig, indem sie sich von Mistreß Pentreath abwendete, ehe dieselbe ausgeredet hatte. Entschlossen,

sich auf diese Weise nicht zum Schweigen bringen zu lassen, wiederholte die Haushälterin kalt und deutlich die Worte:

»Und seitdem Mistreß Treverton tot ist –«

Sie ward zum zweiten Male unterbrochen. Die Fremde drehte sich rasch herum, trat ihr mit sehr bleichem Gesicht und unruhigem Blick gegenüber und tat auf die abgebrochenste Weise eine ganz unerhebliche Frage.

»Erzählen Sie mir doch etwas von jener Gespenstergeschichte,« sagte sie. »Meint man, es sei der Geist eines Mannes oder einer Frau?«

»Ich sprach von der verstorbenen Mistreß Treverton,« entgegnete die Haushälterin im strengsten Tone der Zurechtweisung, »und nicht von der Gespenstergeschichte, die man von den nördlichen Zimmern erzählt. Dies würden Sie wissen, wenn Sie mir die Gefälligkeit erzeigt hätten, auf das zu hören, was ich sagte.«

»Ich bitte um Verzeihung – ich bitte tausendmal um Verzeihung für meine scheinbare Unaufmerksamkeit. Es fiel mir gerade ein – oder ich wünschte wenigstens zu wissen-«

»Nun,« sagte Mistreß Pentreath, durch die augenscheinliche Aufrichtigkeit der an sie gerichteten Entschuldigung erweicht, »wenn Ihnen daran gelegen ist, etwas so Abgeschmacktes zu wissen, so kann ich Ihnen sagen, daß das Gespenst der Sage nach der Geist einer Frau ist.«

Das Gesicht der Fremden ward bleicher als je und sie wendete sich wieder nach dem offenen Fenster des Vorplatzes.

»Wie heiß es ist!« sagte sie, indem sie das Gesicht hinaus ins Freie hielt.

»Heiß, bei Nordostwind!« rief Mistreß Pentreath erstaunt.

Hier näherte sich Onkel Joseph mit der höflichen Frage, wann man die Zimmer in Augenschein nehmen werde. Während der letzten wenigen Minuten hatte er alle Arten Fragen an Mr. Munder gerichtet, und da er keine Antwort erhalten, die nicht von der kürzesten und unfreundlichsten Art gewesen wäre, die Unterhaltung mit dem Kastellan verzweifelt aufgegeben.

Mistress Pentreath schickte sich an, in das Frühstückszimmer, die Bibliothek und das Gesellschaftszimmer voranzugehen. Diese drei Zimmer standen alle miteinander in Verbindung und jedes hatte noch eine zweite Tür, die in einen langen Korridor führte, zu welchem der Eingang sich auf der rechten Seite des Vorplatzes der ersten Etage befand.

Ehe die Haushälterin in diese Zimmer voranging, berührte sie Sara an der Schulter, um ihr zu verstehen zu geben, daß es Zeit sei, weiterzugehen.

»Was die Gespenstergeschichte betrifft,« hob Mistress Pentreath wieder an, während sie die Tür des Frühstückszimmers öffnete, »so müssen Sie sich, wenn Sie dieselbe vollständig hören wollen, an die unwissenden Leute wenden, welche daran glauben. Ob das Gespenst ein alter Geist oder ein neuer Geist ist und warum man von ihm glaubt, daß er umgehe, dies ist mehr als ich Ihnen sagen kann.«

Trotzdem daß die Haushälterin auf diese Weise die größte Gleichgültigkeit gegen den volkstümlichen Aberglauben leugnete, hatte sie doch von der Gespenstergeschichte genug gehört, um sich zu fürchten, obschon sie es nicht gestehen wollte. In dem Hause sowohl als außer demselben wäre niemand zu finden gewesen, der weniger geneigt gewesen wäre, sich allein in die nördlichen Zimmer zu wagen, als eben Mistress Pentreath selbst.

Während die Haushälterin in dem Frühstückszimmer die Fenstergardinen aufzog und Mr. Munder die Tür öffnete, welche von hier in die Bibliothekszimmer führte, stahl Onkel Joseph sich an die Seite seiner Nichte und sprach in seiner seltsamen, freundlichen Weise einige Worte der Ermutigung zu ihr.

»Mut, Mut!« flüsterte er, »sei ruhig und besonnen und erfasse die Gelegenheit, sobald du kannst.«

»Meine Gedanken, meine Gedanken!« antwortete Sara in demselben leisen Tone. »Dieses Haus erweckt sie alle gegen mich. O, warum habe ich mich wieder hereingewagt!«

»Sie werden wohl tun, wenn Sie jetzt die Aussicht von dem Fenster aus betrachten,« sagte Mistress Pentreath, nachdem sie die Gardine

aufgezogen. »Sie wird sehr bewundert.«

Während so die Dinge in dem ersten Stockwerk des Hauses in Gänge waren, hielt Betsey, welche sich bis jetzt von der Hausflur aus Stufe um Stufe hinaufgestohlen und dazwischen mit angestrenzter Aufmerksamkeit gehorcht, da sie fand, daß jetzt kein Schall von Stimmen mehr zu ihr drang, es für das Beste, wieder in ihre Küche zurückzukehren und nach dem Mittagsmahl der Haushälterin zu sehen, welches am Feuer warm gehalten werden sollte. Sie ging deshalb wieder in die untern Regionen herab, fragte sich, welchen Teil des Hauses die Fremden zunächst zu sehen wünschen würden und zerbrach sich den Kopf, um einen Vorwand zu ersinnen, welcher ihr erlaubte, sich der Expedition anzuschließen.

Nachdem die Aussicht von dem Fenster des Frühstückszimmers aus gebührend in Augenschein genommen worden, betrat man das Bibliothekszimmer.

In diesem kam Mistreß Pentreath, da sie Muße hatte, sich umzuschauen, und diese Muße dazu anwendete, das Benehmen des Kastellans zu beobachten, zu der unangenehmen Überzeugung, daß Mr. Munder in der wichtigen Aufgabe, das Tun und Treiben der beiden Fremden scharf zu überwachen, ihren Erwartungen keineswegs entsprach. Durch Onkel Josephs familiäres, respektwidriges Benehmen doppelt zur Behauptung seiner eigenen Würde angestachelt, schien Mr. Munder auf nichts weiter bedacht zu sein, als sich so vollständig als möglich des Charakters eines Führers zu entäußern, womit der rücksichtslose Ausländer ihn zu bekleiden gesucht hatte.

Er schlenderte daher schwerfällig mit der Miene eines zufälligen Besuchers in den Zimmern umher, sah zum Fenster hinaus, blätterte in den auf den Tischen liegenden Büchern herum, betrachtete sich stirnrunzelnd in den Kaminspiegeln und sah mit einem Wort überall hin, nur nicht dahin, wo er sollte.

Die durch diese affektierte Gleichgültigkeit erbitterte Haushälterin flüsterte ihm ärgerlich zu, er solle den fremden Mann im Auge behalten, da sie selbst genug zu tun habe, um die Frau in dem bescheidenen Kleide zu überwachen.

»Schon gut, schon gut,« sagte Mr. Munder in mürrisch nachlässigem Tone. »Und wo werden Sie hingehen, Madame, nachdem wir im Gesellschaftszimmer gewesen sind? Wieder durch die Bibliothek zurück in die Frühstückszimmer? Oder sogleich hinaus in den Korridor? Haben Sie die Güte, dies zu bestimmen, da Sie einmal im Begriff zu sein scheinen, *Alles* zu bestimmen.«

»Natürlich hinaus auf den Korridor,« antwortete Mistreß Pentreath, »um die nächsten drei Zimmer, welche auf diese folgen, zu zeigen.«

Mr. Munder schlenderte aus dem Bibliothekszimmer durch die Verbindungstür hinaus in das Gesellschaftszimmer, schloß die in den Korridor führende Tür auf, ging dann zum großen Ärger der Haushälterin nach dem Kamin und betrachtete sich in dem Spiegel über demselben gerade so aufmerksam, wie er sich kaum eine Minute vorher in dem Spiegel des Bibliothekszimmers betrachtet hatte.

»Dies ist das westliche Gesellschaftszimmer,« sagte Mistreß Pentreath zu den beiden Fremden. »Die Bildhauerarbeit an dem Kamin,« setzte sie in der boshaften Absicht hinzu, die Fremden in die unmittelbare Nähe des Kastellans zu bringen, »wird als das Schönste in dem ganzen Zimmer betrachtet.«

Durch dieses Manöver von dem Spiegel hinweggemaßregelt, ging Mr. Munder langsam nach dem Fenster und sah hinaus.

Sara näherte sich, immer noch bleich und schweigsam – aber mit einer gewissen ungewohnten Entschlossenheit, die sich gleichsam in den Linien um ihren Mund herum sammelte – nachdenklich dem Kamin, als die Haushälterin sie darauf aufmerksam machte.

Onkel Joseph, der sich in seiner zerstreuten Weise im ganzen Zimmer ringsumschaute, erspähte in der Ecke, welche von der auf den Korridor führenden Tür am weitesten entfernt war, einen schönen Tisch von Ahornholz und ein Schränkchen von sehr eigentümlicher Form. Sein Tischlerenthusiasmus ward dadurch sofort erweckt und er eilte quer über das Zimmer hinüber, um das Schränkchen möglichst genau in Augenschein zu nehmen. Der Tisch, auf dem es stand, ragte ein wenig nach vorn hervor und auf dem flachen Raume dieses Vorsprungs erblickte er eine prachtvolle

Spieluhr, die wenigstens dreimal so groß war als die seinige.

»Ei! Ei! Ei!« rief Onkel Joseph mit immer höher steigender Bewunderung, »lassen Sie doch dieses Ding einmal los – ich möchte hören, was es spielt.«

Er schwieg, weil es ihm an Worten fehlte, um seine Ungeduld auszudrücken, und trommelte mit einem Ausbruch unbezähmbarer Begeisterung mit beiden Händen auf dem Deckel der Spieluhr.

»Mr. Munder,« rief die Haushälterin, indem sie mit großer Entrüstung quer über das Zimmer hinüber eilte, »warum passen Sie nicht auf? Warum lassen Sie so etwas zu? Er will die Spieluhr erbrechen. Verhalten Sie sich ruhig, Sir! Wie können Sie sich unterstehen, mich anzurühren?«

»Lassen Sie das Ding los! Lassen Sie das Ding los!« wiederholte Onkel Joseph, indem er Mistreß Pentreaths Arm, den er in seiner Aufregung ergriffen, fallen ließ. »Schauen Sie! Dies da, was ich an der Seite trage, ist auch eine Spieluhr! Lassen Sie das Ding los! Spielt es vielleicht irgend etwas von Mozart? Es ist drei Mal größer als irgend eine, die ich bis jetzt gesehen. Sehen Sie, diese meine Spieluhr, die sich neben der Ihrigen ganz winzig ausnimmt, ward meinem Bruder von dem König der Komponisten, der jemals gelebt, von dem göttlichen Mozart selbst geschenkt. Lassen Sie das große Ding los und dann sollen Sie mein kleines auch klimpern hören. Ach, meine liebe, gute Madame, wenn Sie mich lieben –«

»Sir!!!« rief die Haushälterin, vor tugendhafter Entrüstung bis an die Wurzeln ihres Haares errötend.

»Was soll das heißen, Sir, daß Sie einer achtbaren Dame auf so beleidigende Weise begegnen?« fragte Mr. Munder, zur Hilfe herbeieilend. »Glauben Sie, wir brauchen hier Ihr ausländisches Geschwätz und Ihre ausländische Moral und Ihre ausländische Lästerung? Ja, Sir, Lästerung. Jeder, der ein menschliches Wesen, sei es nun ein musikalisches oder ein anderes, göttlich nennt, ist ein Lästere. Wer sind Sie, Sie kecker Mensch? Sind Sie ein Heide?«

Ehe noch Onkel Joseph ein Wort zur Rechtfertigung seiner Grundsätze sagen, ehe noch Mr. Munder seiner Entrüstung weitere Worte leihen konnte, wurden sie beide durch einen Ausruf des

Schreckens von der Haushälterin zu augenblicklichem Stillschweigen bewogen.

»Wo ist sie?« rief Mistreß Pentreath, in der Mitte des Zimmers stehend, indem sie sich mit verblüfften Augen rings umsah.

Die Frau in der saubern, netten Kleidung war verschwunden.

Sie war nicht in dem Bibliothekszimmer, sie war nicht in dem Frühstückszimmer, sie war nicht draußen auf dem Korridor. Nachdem die Haushälterin an diesen drei Orten gesucht, kehrte sie mit der Miene der Angst und des Entsetzens zu Mr. Munder zurück und blieb, einen Augenblick ihn anstierend, vollkommen hilflos und vollkommen schweigend vor ihm stehen.

Sobald als sie sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, wendete sie sich grimmig zu Onkel Joseph herum.

»Wo ist sie? Ich will wissen, was aus ihr geworden ist! Sie hinterlistiger, abscheulicher, unverschämter alter Mann, wo ist sie?« rief Mistreß Pentreath mit bleichen Wangen und unbarmherzigen Augen.

»Wahrscheinlich sieht sie sich allein im Hause um,« sagte Onkel Joseph. »Ganz gewiß werden wir sie wiederfinden, wenn wir unsern Weg durch die andern Zimmer weiter fortsetzen.«

So schlicht der alte Mann auch war, so besaß er doch Schlaueit genug, um zu bemerken, daß er seiner Nichte zufällig gerade den Dienst geleistet hatte, dessen sie bedurfte. Wäre er selbst der listigste aller Menschen gewesen, so hätte er kein besseres Mittel ersinnen können, Mistreß Pentreaths Aufmerksamkeit von Sara auf sich selbst zu leiten, als gerade das Mittel, dessen er sich in vollkommener Unschuld gerade in dem Augenblick bediente, wo seine Gedanken von der eigentlichen Absicht, womit er und seine Nichte das Haus betreten, am weitesten entfernt waren.

»Aha,« dachte Onkel Joseph bei sich selbst; »während diese beiden zornigen Personen mich ohne allen Grund ausschelten, hat Sara sich fortgeschlichen, um nach dem Zimmer zu eilen, wo der Brief liegt. Gut. Dann brauche ich bloß zu warten, bis sie wiederkommt und diese beiden zornigen Personen mich schelten zu lassen, so lange es ihnen beliebt.«

»Was sollen wir beginnen, Mr. Munder! Was ums Himmels willen sollen wir beginnen?« fragte die Haushälterin. »Wir können die kostbaren Minuten nicht damit vergeuden, daß wir hier stehen bleiben und einander angaffen. Diese Frau muß ausfindig gemacht werden. Halt – sie fragte wegen der Treppe – sie schaute, sobald wir auf dem Vorplatze angelangt waren, nach der zweiten Etage hinauf. Mr. Munder! Warten Sie hier und lassen Sie diesen Ausländer nicht aus den Augen. Warten Sie hier, während ich hinaufteile und in den Korridor der zweiten Etage schaue. Die Türen der Schlafzimmer sind alle verschlossen. Verstecken kann sie sich nicht darin, wenn sie da hinaufgegangen ist.«

Mit diesen Worten eilte die Haushälterin aus dem Gesellschaftszimmer hinaus und atemlos die zweite Treppe hinauf.

Während Mistreß Pentreath auf diese Weise in dem westlichen Teil des Hauses suchte, eilte Sara so schnell sie konnte die einsamen Korridore entlang, welche nach den nördlichen Zimmern führten.

Durch ihre verzweifelte Lage zu entscheidendem Handeln getrieben, war sie in dem Augenblick, wo sie sah, daß Mistreß Pentreath ihr den Rücken zukehrte, aus dem Gesellschaftszimmer hinaus in den Korridor geschlüpft. Ohne erst zu überlegen, ohne sich zu fassen zu suchen, eilte sie die Treppe der ersten Etage hinab und ohne Weiteres nach dem Zimmer der Haushälterin. Sie hatte keine Entschuldigungen in Bereitschaft, wenn sie jemanden hier angetroffen hätte oder wenn ihr jemand unterwegs begegnet wäre. Sie hatte keinen Plan entworfen, wo sie die Schlüssel zu den nördlichen Zimmern zunächst suchen sollte, dafern sie nicht an dem Platze hingen, an welchem sie sie noch zu finden erwartete. Ihr Gemüt war verworren, ihre Schläfe pulsierten, als ob sie von der Hitze des Gehirns zu bersten drohten. Der eine blinde, abenteuerliche, rücksichtslose Vorsatz, in das Myrtenzimmer zu gelangen, trieb sie weiter, lieh ihren zitternden Füßen übernatürliche Schnelligkeit, ihren bebenden Händen übernatürliche Kraft und ihrem verzagenden Herzen übernatürlichen Mut. Sie eilte in das Zimmer der Haushälterin hinein, ohne auch nur die gewöhnliche

Vorsicht zu gebrauchen, einen Augenblick an der Tür zu horchen.

Es war niemand darin. Ein einziger Blick nach dem wohlbekanntem Nagel in der Wand zeigte ihr, daß die Schlüssel noch in einem Bündel daran hingen, gerade so, wie sie in längst vergangener Zeit daran gehangen hatten. In einem Augenblick war sie im Besitz derselben und dann wieder fort, die einsamen Gänge entlang eilend, welche nach den nördlichen Zimmern führten, durch alle Biegungen und Windungen hindurch, als ob sie dieselben erst den Tag zuvor verlassen, ohne stehen zu bleiben, um zu horchen oder hinter sich zu schauen und ohne ihre Schritte zu mäßigen, bis sie auf der obersten Stufe der Hintertreppe stand und die Hand an die verschlossene Tür legte, welche in den nördlichen Flügel führte.

Als sie in dem Schlüsselbunde suchte, um den ersten Schlüssel zu finden, welcher jetzt nötig war, entdeckte sie – was sie in ihrer Eile bis jetzt nicht bemerkt, die nummerierten Anhängsel, welche der Baumeister systematisch an sämtlichen Schlüsseln befestigt, als er von Mr. Frankland nach Porthgenna geschickt worden, um das Schloß zu besichtigen.

Bei dem ersten Anblick dieser Nummern machten ihre suchenden Hände augenblicklich Halt und sie schauderte am ganzen Körper, als ob sie von einem plötzlichen Frost gepackt würde.

Wäre sie weniger heftig aufgereggt gewesen, so würde die Entdeckung der neuen Nummern und der Argwohn, der durch ihren Anblick sofort erweckt werden mußte, ihrem weiteren Fortgang höchstwahrscheinlich Einhalt getan haben. Die Verwirrung ihres Gemütes war aber jetzt zu groß, als daß sie im Stande gewesen wäre, auch nur die kleinsten Bruchteile ihrer Gedanken in Zusammenhang zu bringen. Sie bloß unklar einer neuen Angst und eines gesteigerten Mißtrauens bewußt, welches die rücksichtslose Ungeduld, die sie so weit getrieben, verdoppelte und verdreifachte, begann sie verzweifelt wieder in dem Schlüsselbunde herumzusuchen.

Einer der Schlüssel hatte keine Nummer. Er war größer als die übrigen – es war der Schlüssel, der in das Schloß der Verbindungstür paßte, vor welcher sie stand. Sie drehte ihn in dem

rostigen Schlosse mit einer Kraft herum, welche sie zu jeder andern Zeit nicht im Stande gewesen wäre aufzubieten, und öffnete die Tür mit einem Stoß ihrer Hand, der sie auf einmal von dem Gewände löste, an welchem sie festklebte.

Nach Atem keuchend, eilte nun Sara durch das Erdgeschoß des verlassenen nördlichen Flügels hindurch, ohne erst die Tür wieder hinter sich zuzuschlagen. Die ekelhaften Gewürme und Insekten, welche sich in verlassenen feuchten Räumen anzusammeln pflegen, krochen gespensterhaft zu beiden Seiten hinweg nach der Wand.

Sara achtete nicht darauf und scheuete sich nicht davor. Durch die Halle hindurch und die Treppe am Ende derselben hinauf eilte sie, bis sie den offenen Vorplatz oben erreichte, und hier blieb sie plötzlich vor der ersten Tür stehen.

Es war die erste Tür der langen Reihe von Zimmern, die auf den Vorplatz herausführten – die Tür, welche sich der obersten Treppenstufe gegenüber befand. Sie blieb davor stehen, sie sah sie an – es war nicht die Tür, welche sie zu öffnen gekommen war, und dennoch konnte sie sich nicht davon losreißen. Mit weißer Kreide stand die Zahl I. darauf geschrieben. Und als sie auf das Schlüsselbund in ihren Händen herabschaute, sah sie auf einem der kleinen Schilde ebenfalls die entsprechende Zahl I.

Sie versuchte zu denken, einen einzigen der mißtrauischen Gedanken, die sich ihr aufdrängten, bis zu dem Schlusse fortzuspinnen, zu welchem vielleicht dadurch zu gelangen war. Die Bemühung war vergeblich. Ihre Denkkraft war entschwunden; ihre körperlichen Sinne des Sehens und Hörens – Sinne, die jetzt eine peinliche und unbegreifliche Schärfe erlangt hatten – schienen die einzigen Überbleibsel von Intelligenz zu sein, die ihr zur Führung dienen konnten. Sie hielt die Hand auf die Augen und wartete so eine Weile, dann ging sie langsam den Vorplatz entlang und sah die Türen an.

»Nr. II,« »Nr. III,« »Nr. IV« stand an denselben mit derselben weißen Kreide geschrieben und entsprach den nummerierten Schildchen an den Schlüsseln, die mit Tinte geschrieben waren. »Nr. IV« war das mittelste Zimmer der ersten, acht zählenden Reihe. Hier

blieb sie, an allen Gliedern zitternd, wieder stehen.

Es war die Tür des Myrtenzimmers.

Hörten die Kreidenummern hier auf? Sie sah den Vorplatz auf und ab. Nein. Die noch übrigen vier Türen waren regelmäßig weiter nummeriert bis »VIII«.

Sie kehrte wieder an die Tür des Myrtenzimmers zurück, suchte den mit der Zahl IV. bezeichneten Schlüssel – zögerte und schaute mißtrauisch zurück in die verlassene Halle.

Die Leinwand der alten Familienporträts, welche sie zu der Zeit, wo sie den Brief versteckte, sich aus ihren Rahmen hatte blähen sehen, war jetzt größtenteils ganz herausgemodert und lag in großen schwarzen Fetzen auf dem Fußboden der Halle.

Inseln und Kontinente von Feuchtigkeit breiteten sich wie die Landkarte einer unbekanntenen Region über die hohe gewölbte Decke. Von Staub schwer gewordene Spinnweben bildeten die Draperie der zerbrochenen Simse. Schmutzflecken bedeckten das steinerne Pflaster wie plumpe Widerspiegelungen der feuchten Flecke an der Decke. Die nach dem freien Platz vor den Zimmern der ersten Etage führende breite Treppe hatte sich auf die eine Seite gesenkt. Das Gelände, welches den äußern Rand des Vorplatzes schützte, war von zackigen Lücken durchbrochen. Das Tageslicht erschien hier in der nördlichen Halle nur trüb, die Luft des Himmels war still, das Geräusch der Erde verstummt.

Verstummt? War wirklich jedes Geräusch verstummt? Oder bewegte sich etwas, was den Hörsinn nur eben berührte und die schauerliche Stille nur um so fühlbarer machte?

Sara horchte, indem sie das Gesicht immer noch nach der Halle zu gewendet hielt – sie horchte und hörte ein schwaches Geräusch hinter sich.

War es außerhalb der Tür, welcher sie mit dem Rücken zugewendet stand? Oder war es innerhalb derselben – in dem Myrtenzimmer?

Innerhalb war es. Mit der ersten Überzeugung hiervon verließ sie jeder Gedanke, jede Empfindung. Sie vergaß das verdächtige Nummerieren der Türen; sie ward unempfindlich gegen den Flug der

Zeit; sie dachte nicht an die Gefahr der Entdeckung. Jede Ausübung ihrer andern Fähigkeiten verschmolz sich jetzt in die Ausübung der einen Fähigkeit des Horchens.

Es war ein schwaches, verstohlen raschelndes Geräusch und es bewegte sich in Zwischenräumen hin und her, bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Myrtenzimmers. Es gab Augenblicke, wo es plötzlich ganz deutlich ward, und dann wieder andere, wo es so hinwegstarb, daß es nicht mehr verfolgt werden konnte. Zuweilen schien es mit einem Satze über den Fußboden hinzufegen – zuweilen kroch es mit langsamem, anhaltendem Geraschel, welches an die Grenze absoluten Schweigens streifte.

Wie fest gewurzelt an der Stelle, auf welcher sie stand, wendete Sara ihren Kopf langsam Zoll für Zoll nach der Tür des Myrtenzimmers herum. Einen Augenblick vorher, während sie sich des schwachen, sich darin hin und her bewegenden Geräusches noch unbewußt war, hatte sie rasch und schwer geatmet. Jetzt war sie wie tot – unbeweglich war ihre Brust, so geräuschlos ihr Atemzug.

Über ihr Gesicht kam dieselbe geheimnisvolle Veränderung, die sich darin bemerkbar gemacht, als es in dem kleinen Ladenstübchen in Truro dunkel zu werden begann. Derselbe furchtsame, forschende Blick, den sie damals auf den fernen Winkel des Zimmers geheftet, zeigte sich auch jetzt wieder in ihren Augen, als sie dieselben langsam nach der Tür herumdrehte.

»Herrin!« flüsterte sie. »Komme ich zu spät? Bist du schon vor mir da?«

Das verstohlen raschelnde Geräusch verstummte – erneuerte sich – starb wieder matt hinweg – hinweg an dem andern Ende des Zimmers. Ihre Augen, die immer noch auf die Tür des Myrtenzimmers geheftet waren, öffneten sich immer weiter und weiter, als ob sie erwarteten, daß das feste dunkle Holz durchsichtig werden und zeigen würde, was dahinter sei.

»Über den einsamen Boden, über den einsamen Boden – wie leicht es sich bewegt!« flüsterte sie wieder. »Herrin, raschelt das Leichentuch, in welchem man dich begraben, nicht lauter?«

Das Geräusch verstummte abermals und kam dann wieder mit einem einzigen verstohlenen Satze dicht bis an die innere Seite der Tür. Hätte sie sich in diesem Augenblick bewegen, hätte sie, als das leise Geraschel ihr am nächsten kam, auf die schmale Spalte zwischen dem untern Rande der Tür und dem Fußboden heruntersehen können, so hätte sie vielleicht die unbedeutende Ursache, die es hervorbrachte, sich selbst verratend, teils außerhalb, teils innerhalb der Tür in der Gestalt eines Stückes verschossener roter Papiertapete von der Wand des Myrtenzimmers liegen sehen.

Zeit und Feuchtigkeit hatten nämlich die Tapete in dem ganzen Zimmer gelockert. Zwei oder drei Ellen waren von dem Baumeister abgerissen worden, während er die Wände untersuchte – zuweilen in großen, zuweilen in kleinen Stücken, gerade wie es sich nun zufällig machte – und dann hatte er sie auf den kahlen Fußboden geworfen, wo der Wind, wenn er zufällig durch die zerbrochenen Fensterscheiben blies, sein Spiel damit trieb.

Wenn Sara sich nur bewegt, wenn sie nur eine einzige kleine Sekunde lang ihren Blick abwärts gesenkt hätte! Aber sie konnte sich weder bewegen noch sehen. Der Paroxysmus abergläubischer Furcht, von welchem sie besessen war, hielt sie noch an jedem Glied gefangen.

Sie fuhr nicht zusammen, sie stieß keinen Schrei aus, als ihr das Geraschel am nächsten kam. Das einzige äußere Zeichen, welches verriet, wie die Furcht vor dieser Annäherung sie bis in die tiefste Seele erschütterte, gab sich bloß in der veränderten Bewegung ihrer rechten Hand zu erkennen, in welcher sie die Schlüssel hielt.

In dem Augenblick, wo der Wind den Tapetenfetzen am dichtesten an die Tür wehete, verloren ihre Finger die Kraft der Zusammenziehung und wurden so schlaff und hilflos, als ob sie in Ohnmacht gefallen wäre.

Das schwere Schlüsselbund entglitt ihrer plötzlich sich öffnenden Hand, fiel neben ihr auf den äußern Rand des Vorplatzes, rollte durch eine Lücke des zerbrochenen Geländers und fiel hinunter auf das Steinpflaster mit einem Geklirr, bei welchem das schlafende Echo laut aufkreischte, als ob es eine sich unter der Tortur des

Schalles krümmendes fühlendes Wesen wäre.

Das Klirren der fallenden Schlüssel, welches durch die Totenstille hindurch hallte, erweckte Sara gleichsam zum augenblicklichen Bewußtsein gegenwärtiger Ereignisse und gegenwärtiger Gefahren. Sie fuhr zusammen, taumelte zurück und hob beide Hände mit wilder Gebärde zum Kopf empor – blieb so einige Sekunden stehen und eilte dann nach der obersten Stufe der Treppe in der Absicht, wieder in die Halle hinabzueilen, um die Schlüssel aufzuheben.

Ehe sie aber noch drei Schritte getan, ließ sich der gellende Ton einer kreischenden Frauenstimme von der Verbindungstür an dem entgegengesetzten Ende der Halle vernehmen. Dieses Gekreisch wiederholte sich in größerer Entfernung zwei Mal und dann folgte ein verworrenes Geräusch von rasch nahenden Stimmen und Tritten.

Verzweifelt taumelte Sara noch einige Schritte und erreichte die erste der Reihe von Türen, welche auf den Vorplatz herausführte. Hier aber sank die Natur erschöpft zusammen – die Knie wankten – Atem, Gesicht und Gehör schien alles miteinander sie in einem und demselben Augenblick zu verlassen und sie sank an der obersten Treppenstufe ohne Besinnung nieder.

---

## Sechstes Kapitel

### *Mr. Munder auf dem Richterstuhle*

Die murmelnden Stimmen und die eilenden Tritte kamen näher und näher, dann machten sie plötzlich Halt. Nach einigem Schweigen rief eine Stimme laut:

»Sara, Sara! Wo bist du?«

Im nächsten Augenblicke erschien Onkel Joseph allein an der in die nördliche Halle führenden geöffneten Tür und schaute sich begierig ringsum.

Anfangs blieb die auf dem Vorplatz oben an der Tür liegende Gestalt von ihm unbemerkt. Als er aber zum zweiten Male nach dieser Richtung hinschaute, gewahrte er das dunkle Kleid und den Arm, der auf dem Rande der obersten Stufe lag. Mit einem lauten Schrei des Schreckens und der Erkennung eilte er quer durch die Halle und die Treppe hinauf. Gerade als er neben Sara niederkniete und ihren Kopf in seinem Arm emporhob, drängten sich der Kastellan, die Haushälterin und die Magd, alle drei hinter ihm durch die geöffnete Tür.

»Wasser!« schrie der alte Mann, indem er mit seiner freien Hand wilde Gebärden machte. »Sie ist hier – sie ist gefallen – sie ist ohnmächtig! Wasser! Wasser!«

Mr. Munder sah Mistreß Pentreath an, Mistreß Pentreath sah Betsey an, Betsey sah den Fußboden an. Alle drei standen stockstill; alle drei schienen eins wie das andere nicht im Stande zu sein, durch die Halle zu gehen.

Wenn die Wissenschaft der Physiognomik keine gänzliche Täuschung ist, so stand die Ursache dieser wunderbaren Einmütigkeit leserlich auf den Gesichtern dieser drei Personen geschrieben, oder mit andern Worten, sie fürchteten sich alle, eins wie das andere, vor dem Gespenst!

»Wasser, sage ich, Wasser!« wiederholte Onkel Joseph mit der Faust drohend. »Sie ist ohnmächtig geworden! Steht ihr euer drei dort an der Tür, ohne daß eins von euch Erbarmen hat? Wasser! Wasser! Wasser! Soll ich schreien, daß ich Krämpfe bekomme, ehe eins von euch hört?«

»Holen will ich das Wasser, Madame,« sagte Betsey, »wenn Sie oder Mr. Munder es dann von hier die Treppe hinauftragen wollen.«

Sie eilte in die Küche und kam mit einem Glas Wasser zurück, welches sie mit einem ehrerbietigen Knix erst der Haushälterin und dann dem Kastellan präsentierte.

»Wie kannst du dir unterstehen, von uns zu verlangen, daß wir etwas für dich tragen?« rief Mistreß Pentreath, indem sie sich, rückwärts gehend, von der Tür hinwegbewegte.

»Ja, wie kannst du dir unterstehen, so etwas von uns zu verlangen?« setzte Mr. Munder hinzu, indem er Mistreß Pentreath folgte.

»Wasser!« schrie der alte Mann zum dritten Male. Er zerrte seine Nichte ein wenig rückwärts, sodaß er sie mit dem Oberkörper an die Wand hinter ihr anlehnen konnte. »Wasser! Oder ich trete diese alte Gefängnis von einem Schlosse euch über den Köpfen zusammen!« schrie er, vor Wut und Ungeduld mit dem Fuße stampfend.

»Erlauben Sie, Sir, wissen Sie gewiß, daß es wirklich die Dame ist, die da oben liegt?« fragte Betsey, indem sie zitternd mit dem Glas Wasser einige Schritte näher kam.

»Ob ich es gewiß weiß?« rief Onkel Joseph, indem er ihr die Treppe herab entgegenging. »Was ist das für eine dumme Frage? Wer soll es denn sonst sein?«

»Das Gespenst, Sir,« sagte Betsey, indem sie langsam immer näher kam. »Das Gespenst der nördlichen Zimmer.«

Onkel Joseph ging ihr am Fuße der Treppe einige Schritte entgegen, nahm ihr mit verächtlicher Gebärde das Glas Wasser ab und eilte dann zurück zu seiner Nichte.

Während Betsey sich herumdrehte, um ihren Rückzug anzutreten, fiel ihr Auge auf das Schlüsselbund, welches unterhalb des

Vorplatzes auf dem Steinpflaster lag. Nach einigem Zögern sammelte sie so viel Mut, daß sie das Schlüsselbund aufhob und dann damit so schnell als ihre Füße tragen wollten, aus der Halle hinwegrannte.

Mittlerweile befeuchtete Onkel Joseph die Lippen seiner Nichte mit Wasser und besprengte ihre Stirn damit. Nach einigen Minuten begann sie langsam und matt seufzend zu atmen, die Muskeln ihres Gesichts bewegten sich ein wenig und sie schlug die Augen auf. Dieselben hefteten sich scheu auf den alten Mann ohne einen Ausdruck von Erkennung. Er ließ sie ein wenig Wasser trinken und sprach ihr freundlich zu und brachte sie auf diese Weise endlich wieder zu sich selbst.

Ihre ersten Worte waren: »Verlaß mich nicht.« Ihre erste Bewegung, als sie einer solchen fähig war, bestand darin, daß sie sich fester an ihn schmiegte.

»Fürchte nichts, mein Kind,« sagte er beschwichtigend, »ich bleibe bei dir. Sage mir, Sara, worüber bist du ohnmächtig geworden? Was hat dich so erschreckt?«

»O, frage mich nicht! Um Gottes willen, frage mich nicht!«

»Na, na – dann will ich nichts sagen. Noch einen Schluck Wasser? – noch einen kleinen Schluck?«

»Hilf mir auf, Onkel – hilf mir versuchen, ob ich stehen kann.«

»Noch nicht – noch nicht – gedulde dich noch eine kleine Weile.«

»O hilf mir, hilf mir! Ich mag diese Türen nicht sehen! Wenn ich nur bis an die Treppe kommen könnte, dann würde mir besser werden.«

»So, so!« sagte Onkel Joseph, indem er sie stützte, während sie aufstand. »Warte jetzt und tritt leicht auf. Stütze dich auf mich, immer stütze dich, so schwer du willst. Obschon ich ein hagerer und kleiner Mann bin, so bin ich doch fest wie ein Felsen. Bist du in dem Zimmer gewesen?« setzte er flüsternd hinzu. »Hast du den Brief?«

Sie seufzte bitterlich und legte mit dem Ausdruck der Ermüdung und Verzweiflung ihren Kopf auf seine Schulter.

»Wie, Sara, Sara!« rief er, »du bist so lange weg gewesen und doch nicht in das Zimmer gekommen?«

Sie hob ihren Kopf ebenso plötzlich, als sie ihn niedergelegt, wieder empor, schauderte und versuchte dann schwach, Onkel Joseph nach der Treppe hin zu ziehen.

»Ich werde das Myrtenzimmer nie wiedersehen – niemals, niemals, niemals!« sagte sie. »Laß uns gehen; ich kann gehen; ich bin wieder kräftig. Onkel Joseph, wenn du mich liebst, so führe mich aus diesem Hause hinaus, irgendwohin, damit wir wieder in die freie Luft und ins Tageslicht kommen – irgendwohin, dafern wir nur Porthgenna Tower nicht mehr sehen.«

Erstaunt die Augenbrauen emporziehend, aber sich rücksichtsvoll aller weitem Fragen enthaltend, half Onkel Joseph seiner Nichte die Treppe herabsteigen. Sie war noch so schwach, daß sie, als sie an den Fuß derselben kam, stehen bleiben mußte, um erst wieder Kräfte zu sammeln. Dies sehend und, während er sie durch die Halle hindurchführte, fühlend, daß sie sich bei jedem neuen Schritt immer schwerer auf seinen Arm stützte, fragte der alte Mann, als er Mr. Munder und Mistreß Pentreath so weit sich genähert hatte, daß sie ihn verstehen konnte, ob sie nicht vielleicht stärkende Tropfen hätte, die er seiner Nichte eingeben könnte.

Mistreß Pentreaths bejahende Antwort war, obschon sie nicht in eben freundlichem Tone gesprochen ward, doch von einer Schnelligkeit des Handelns begleitet, welche bewies, daß sie mit großer Begier den ersten schicklichen Vorwand ergriff, um nach dem bewohnten Teile des Schlosses zurückkehren zu können. Indem sie murmelte, sie wolle nach dem Orte vorangehen, wo die Hausapotheke sich befand, lenkte sie ihre Schritte sofort den Korridor entlang nach ihrem Zimmer, während Onkel Joseph, ohne auf Saras geflüsterte Versicherungen zu hören, daß sie sich wohl genug fühle, um ohne einen Augenblick Verzug das Schloß verlassen zu können, ihr schweigend und seine Nichte am Arm führend, folgte.

Mr. Munder wartete kopfschüttelnd und mit gänzlich aus der Fassung gebrachter Miene bis zuletzt, um die Verbindungstür zu schließen. Als er dies getan und die Schlüssel Betsey gegeben hatte, damit diese sie wieder an ihren bestimmten Platz trüge, zog er

sich seinerseits von dem Schauplatz mit einem Schritte zurück, der eine fast unanständige Ähnlichkeit mit **Laufen** hatte.

Nachdem er aber einmal aus der nördlichen Halle hinaus war, erlangte er seine Selbstbeherrschung wunderbar schnell wieder. Er ging plötzlich langsamer, sammelte seine zerstreute Besinnung und dachte anscheinend mit vollkommener Selbstzufriedenheit nach, denn als er in das Zimmer der Haushälterin trat, hatte er den gewöhnlichen, selbstgefälligen, feierlichen Ernst im Blick und Haltung wiedergewonnen.

Wie die überwiegende Mehrzahl sehr dummer Menschen, fand er ein inniges Vergnügen daran, sich selbst sprechen zu hören, und erkannte jetzt eine Gelegenheit, sich nach den Ereignissen, die sich soeben im Hause zugetragen hatten, diesen Wonnegenuß auf eine Weise hinzugeben, wie sie sich nur selten darbot. Es gibt bloß **einen** Redner, der vollkommen sicher ist, niemals dem Drange der Umstände zu erliegen, und dies ist der, dessen Fähigkeit, Worte zu machen, nicht zugleich die gefährliche Fähigkeit einschließt, zu **wissen**, was er sagen will.

Unter dieser bevorzugten Gattung von Naturrednern nahm Mr. Munder einen hervorragenden Rang ein und er war nun rachsüchtig entschlossen, seine Fähigkeiten an den beiden fremden Personen unter dem Vorwand zu erproben, daß er ihnen, ehe er ihnen gestattete, das Haus zu verlassen, eine Erklärung ihres Benehmens abverlangte.

Als er in das Zimmer trat, sah er Onkel Joseph mit seiner Nichte am untern Ende desselben sitzend und beschäftigt, etwas Salzgeist in ein Glas Wasser zu tröpfeln. An dem andern Ende stand die Haushälterin mit einem offenen Medizinkasten auf dem Tische vor sich.

Nach diesem Teile des Zimmers lenkte Mr. Munder mit wichtiger Miene langsam seine Schritte, zog einen Lehnstuhl an den Tisch, setzte sich, indem er sorgfältig und gemessen seine Rockschoße auseinander schlug, und ward sofort allem äußern Anschein nach das leibhafte Ebenbild oder Muster eines Lord Oberrichters in Zivilkleidern.

Mistreß Pentreath, welche aus diesen Vorbereitungen abnahm, daß etwas Außerordentliches bevorstand, nahm ein wenig hinter dem Kastellan Platz. Betsey hing die Schlüssel wieder an ihren Nagel in der Wand und stand eben im Begriff, sich bescheiden wieder in ihre Küchensphäre zurückzuziehen, als Mr. Munder sie aufhielt.

»Wartet, wenn es Euch beliebt,« sagte der Kastellan. »Ich werde sogleich Gelegenheit haben, Euch aufzufordern, junges Frauzimmer, Eure Aussage zu tun.«

Die gehorsame Betsey wartete in der Nähe der Türe, erschreckt durch den Gedanken, daß sie etwas Unrechtes getan haben müsse und daß der Kastellan gesetzlich ermächtigt sei, sie wegen dieser Übeltat zu verhören, zu verurteilen und auf der Stelle zu bestrafen.

»Nun, Sir,« sagte Mr. Munder, indem er Joseph anredete, als ob er der Sprecher des Unterhauses wäre, »wenn Sie mit Ihrer Mischung fertig sind, und wenn die Person neben Ihnen hinreichend wieder zur Besinnung gekommen ist, um hören zu können, möchte ich ein paar Worte mit Ihnen beiden sprechen.«

Bei dieser Einleitung versuchte Sara erschrocken, sich von ihrem Stuhle zu erheben, ihr Onkel aber ergriff sie bei der Hand und drängte sie wieder darauf nieder.

»Warte und bleibe,« flüsterte er. »Ich nehme alle Scheltworte auf meine eigene Schulter und werde alles Sprechen mit meiner eigenen Zunge besorgen. Sobald du im Stande bist, wieder gehen zu können, verspreche ich dir, daß wir, mag nun dieser lange Mann ein Wort oder zwei Worte oder gar keins gesagt haben, ganz ruhig aufstehen und unserer Wege zum Hause hinausgehen.«

»Bis zu diesem Augenblicke,« begann Mr. Munder, »habe ich mich enthalten, eine Meinung auszusprechen. Jetzt ist, wie mir und Mistreß Pentreath scheint, die Zeit gekommen, wo bei dem Vertrauensamt, welches ich in diesem Hause bekleide und weil ich für das, was darin geschieht, verantwortlich bin, sowie weil ich fühle, daß die Dinge nicht so bleiben dürfen wie sie sind – meine Pflicht verlangt, zu erklären, daß ich Ihr Benehmen sehr außerordentlich finde.«

Indem Mr. Munder diese Schlußworte seiner Rede direkt an Sara richtete, lehnte er, voll von Worten und vollständig leer an Bedeutung, sich in seinem Stuhl zurück, um sich bequem zu seiner nächsten Anstrengung zu sammeln.

»Mein einziger Wunsch,« hob er mit sanfter, fast wehmütiger Unparteilichkeit wieder an, »ist, gegen alle Teile gerecht zu verfahren. Ich wünsche nicht, jemanden zu erschrecken, oder jemanden einzuschüchtern, oder jemandem Angst zu machen. Ich wünsche, merkwürdige Tatsachen eigentümlicher Art zu erörtern. Ich wünsche, die stattgefundenen Ereignisse zu sondieren, oder, um mich eines bessern und allgemeiner verständlichen Ausdrucks zu bedienen, denselben auf den Grund zu kommen. Nachdem dies geschehen sein wird, werde ich Ihnen, Madame, und Ihnen, Sir, anheimgeben, ob Sie – das heißt, ich werde Ihnen diese Frage ruhig, unparteiisch und höflich – wenn ich sage höflich, so meine ich mit aller gebührenden Rücksicht – das heißt – das heißt – ich wollte sagen – kurz, ich werde Ihnen anheimgeben, ob Sie nicht beide verbunden sind, sich näher zu erklären.«

Mr. Munder schwieg, um diese letzte, unwiderstehliche Ansprache erst ihre gehörige Wirkung auf das Gewissen der Personen, zu welchen er sprach, äußern zu lassen. Die Haushälterin benutzte das Schweigen, um zu husten, gerade so wie die Leute in der Kirche vor der Predigt zu husten pflegen, um sich ihrer körperlichen Gebrechen im Voraus zu entledigen und dem Geiste freien Spielraum zu ungestörtem intellektuellem Genusse zu geben.

Betsey hustete, Mistreß Pentreaths Beispiele folgend, ebenfalls, obschon auf schwache, schüchterne Weise.

Onkel Joseph saß vollkommen unbefangen und unerschrocken da, hielt die Hand seiner Nichte in der seinigen und drückte sie von Zeit zu Zeit leicht, wenn der Vortrag des Redners ganz besonders verwickelt und eindringlich ward.

Sara bewegte sich nicht, blickte nicht auf und blieb bei dem Ausdruck scheuer Zurückhaltung, der sich ihres Gesichts von dem ersten Augenblick an bemächtigt, wo sie das Zimmer der Haushälterin betreten.

»Also, worin bestehen die Tatsachen, Umstände und Ereignisse?« fuhr Mr. Munder fort, indem er sich im ruhigen Genuß des Kluges seiner eigenen Stimme in seinem Stuhl zurücklehnte. »Sie Madame, und Sie, Sir, ziehen die Klingel an der Tür des Schlosses« – hier sah er Onkel Joseph scharf an, als ob er sagen wollte: »Ich bleibe, wie du siehst, selbst auf meinem Richterstuhle dabei, daß dieses Haus nicht ein Haus, sondern ein Schloß ist. – Sie werden eingelassen, Sir. Sie versichern, daß Sie das Schloß in Augenschein zu nehmen wünschen – Sie sagten wörtlich, Sie wollten das Haus sehen, da Sie aber ein Ausländer sind, so wundern wir uns weiter nicht darüber, wenn Sie einen kleinen Irrtum dieser Art begehen. Sie, Madame, sind mit dem Verlangen dieses Herrn einverstanden, ja Sie treten denselben bei. Was folgt nun? Sie werden in dem Schlosse herumgeführt. Es ist sonst nicht gebräuchlich, fremde Personen darin herumzuführen, zufällig aber haben wir gewisse Gründe –«

Sara stutzte.

»Was für Gründe,« fragte sie rasch aufblickend.

Onkel Joseph fühlte, wie ihre Hand in der seinigen kalt ward und zitterte.

»Still, still!« sagte er, »überlaß das Reden mir.«

In demselben Augenblick zupfte Mistreß Pentreath den Kastellan verstoßen am Rockschoße und flüsterte ihm zu, er möge vorsichtig sein.

»Mistreß Franklands Brief,« sagte sie ihm ins Ohr, »befiehlt uns ausdrücklich, uns nicht merken zu lassen, daß wir einer erhaltenen Instruktion gemäß handeln.«

»Glauben Sie nicht, Mistreß Pentreath, daß ich vergesse, was ich im Gedächtnis behalten soll,« entgegnete Mr. Munder, der es nichtsdestoweniger vergessen hatte. »Glauben Sie auch ferner nicht, daß ich jetzt im Begriff gestanden, mich zu kompromittieren« – obschon er ganz nahe daran gewesen war, dies zu tun. »Überlassen Sie diese Sache ganz mir, wenn Sie die Güte haben wollen. Was für Gründe, sagten Sie, Madame?« setzte er zu Sara gewendet laut hinzu. »Lassen Sie sich nur um die Gründe unbekümmert; damit haben wir jetzt nichts zu tun – wir haben jetzt bloß mit Tatsachen,

Umständen und Ereignissen zu tun. Haben Sie die Güte, dies zu bedenken, anzuhören, was ich Ihnen sage und mich nicht wieder zu unterbrechen. Ich wollte also bemerken, daß Sie, Sir, und Sie, Madame, in diesem Schlosse herumgeführt wurden. Man führte Sie die westliche Treppe – die **grandiose** westliche Treppe, Sir – hinauf, man zeigte Ihnen in der zuvorkommendsten und artigsten Weise das Frühstückszimmer, das Bibliothekszimmer und das Gesellschaftszimmer. In diesem Gesellschaftszimmer erlauben Sie, Sir, sich auf einmal die ungeziemendsten und, ich kann hinzusetzen, beleidigendsten Ausdrücke, während Sie, Madame, gänzlich daraus verschwinden, oder mit andern Worten, sich unsichtbar machen. Eine solche beispiellose, noch nie dagewesene, höchst ungewöhnliche Handlungsweise erfüllt natürlich Mistreß Pentreath und mich mit –«

Hier stockte Mr. Munder und war zum ersten Mal um ein Wort verlegen.

»Mit Erstaunen,« ergänzte Mistreß Pentreath nach einer langen Pause.

»Nein, Madame,« entgegnete Mr. Munder streng. »Nichts der Art. Wir waren durchaus nicht erstaunt, wir waren bloß – überrascht. Und was folgte und geschah dann? Was hörten Sie und ich, Sir, in der ersten Etage?« fuhr er, Onkel Joseph finster ansehend, fort. »Und was hörten Sie, Mistreß Pentreath, während Sie die fehlende und abwesende Person in der zweiten Etage suchten? Was hörten Sie?«

Auf diese Weise persönlich aufgefordert, antwortete die Haushälterin kurz:

»Einen Schrei.«

»Nein! Nein! Nein!« rief Mr. Munder ärgerlich, mit der Hand auf den Tisch pochend. »Ein Gekreisch war es, Mistreß Pentreath – ein Gekreisch. Und was ist die Bedeutung, der Zweck oder Ursache dieses Gekreisches? Junges Frauenzimmer« – hier wendete Mr. Munder sich plötzlich zu Betsey – »nun haben wir diese außerordentlichen, eigentümlichen und seltsamen Tatsachen und Umstände bis auf Euch zurückverfolgt. Habt daher die Güte, vorzutreten und uns in Gegenwart dieser beiden Personen zu sagen,

was Euch veranlaßte, diesen Schrei, wie Mistreß Pentreath sich ausdrückt, oder dieses Gekreisch, wie ich es nenne, auszustoßen, oder von Euch zu geben. Eine einfache, schlichte Erklärung genügt, mein gutes Mädchen, eine ganz einfache, schlichte Aussage. Und, junges Frauenzimmer, noch ein Wort – sprecht ungescheut – versteht Ihr mich? Sprecht ungescheut!«

Durch diese öffentliche und feierliche Anrede in die größte Verwirrung versetzt, folgte Betsey, indem sie mit ihrer Aussage begann, unwillkürlich dem rednerischen Beispiel des großen Mr. Munder selbst, das heißt, sie sprach nach dem Prinzip, die möglich kleinste Dosis von Gedanken mit dem möglich größten Aufguß von Worten zu verdünnen. Entwirrte man ihre Aussage aus dem Wortnetze, in welches sie sich mit denselben verwickelte, so lieferte dieselbe einfach die folgenden Tatsachen.

Erstens hatte Betsey zu erzählen, daß sie zufällig gerade den Deckel von einer Bratpfanne über dem Küchenfeuer abnahm, als sie in der Nähe des Zimmers der Haushälterin das Geräusch von eiligen Fußritten hörte.

Zweitens hörte Betsey, als sie die Küche verließ, um zu ermitteln, was dieses Geräusch zu bedeuten habe, wie die Tritte sich rasch den Korridor entlang entfernten, der nach der nördlichen Seite des Hauses führte, und von Neugier getrieben, folgte sie dem Geräusch eine gewisse Strecke lang.

Drittens blieb Betsey bei einer scharfen Biegung des Korridors stehen, weil sie die Hoffnung aufgab, die Person, deren Tritte sie hörte, einzuholen, weil sie ferner ein gewisses Gefühl von Furcht bei dem Gedanken empfand, sich – wenn auch am hellen Tage – allein in das gespenstische Quartier des Hauses zu wagen.

Viertens hörte Betsey, während sie noch an der Biegung des Korridors stand, das Schloß einer Tür gehen, und trat, von neuem durch Neugier angestachelt, noch einige Schritte näher – blieb dann wieder stehen und erörterte bei sich selbst die schwierige und furchtbare Frage: Ob die Geister im allgemeinen, wenn sie sich von einem Ort nach dem andern begeben, jede geschlossene Tür, die sich ihnen in den Weg stellt, aufzuschließen pflegen, oder ob sie, um

sich diese Mühe zu ersparen, ganz einfach hindurchschweben.

Fünftens kam Betsey nach langer Beratung mit sich selbst, und nachdem sie wiederholt bald nach der nördlichen Halle, bald wieder zurück nach der Küche eilen gewollt, zu dem Schlusse, daß es seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit aller Geister sei, durch Türen hindurchzuschweben, ohne sie erst aufzuschließen.

Sechstens ging Betsey durch diese Überzeugung ermutigt, kühn bis dicht an die Tür, als sie plötzlich ein lautes Dröhnen hörte, als ob ein schwerer Körper zu Boden fiel.

Siebtens ward Betsey durch dieses Geräusch so erschreckt, daß sie die Besinnung und fast die Fähigkeit, zu atmen, verlor.

Achtens und letztens stieß Betsey, sobald sie wieder hinreichend zu Atem gekommen war, einen lauten Schrei (oder ein Gekreis) aus, und rannte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, während ihr das Haar zu Berge stand, und sie fühlte, wie ihr vom Wirbel bis zur Sohle die Gänsehaut auflief, nach der Küche zurück.

»Sehr richtig! Sehr richtig!« sagte Mr. Munder, als Betsey mit ihrer Aussage fertig war – gerade als ob der Anblick eines jungen Frauenzimmers, welchem das Haar zu Berge steht und dem am ganzen Leibe die Gänsehaut aufläuft, das gewöhnliche Ergebnis seiner täglichen Erfahrung in Bezug auf den weiblichen Teil der Menschheit wäre. »Sehr richtig. Ihr könnt zurücktreten, mein gutes Mädchen, Ihr könnt zurücktreten. Es gibt hier gar nichts zu lachen, Sir,« fuhr er in strengem Tone zu Onkel Joseph fort, dem die Art und Weise, wie Betsey ihre Aussage getan, außerordentlichen Spaß gemacht hatte. »Sie würden viel besser tun, wenn Sie Ihre Gedanken auf das zurückführten, oder vielmehr leiteten, was auf das Gekreis dieses jungen Frauenzimmers folgte. Was taten wir alle, Sir? Wir eilten zur Stelle, wir begaben uns schnell an den fraglichen Ort. Und was sahen wir, Sir? Wir sahen Sie, Madame, horizontal ausgestreckt auf dem Vorplatze über der Treppe des nördlichen Teils des Schlosses liegen und wir sahen jene Schlüssel, die jetzt wieder dort hängen, von ihrem Orte entwendet, entfremdet und gleichsam hinweggerissen, ebenfalls horizontal ausgestreckt auf dem Fußboden der Halle liegen. Das sind die Tatsachen, die Umstände,

die Ereignisse, welche wir Ihnen vor Augen stellen oder legen, man könnte auch sagen setzen. Was haben Sie dazu zu bemerken? Jawohl, was haben Sie dazu zu bemerken. Ich fordere Sie feierlich und ich will hinzufügen in allem Ernste auf – in meinem eigenen Namen, in Mistreß Pentreaths Namen, in dem Namen unserer Vorgesetzten, im Namen des Anstandes fordere ich Sie auf zu sagen, was dies alles bedeuten soll.«

Bei diesen feurigen Schlußworten schlug Mr. Munder mit der Faust auf den Tisch und wartete mit einem unverwandten Blick schonungsloser Erwartung auf etwas in Form einer Antwort, einer Erklärung, oder einer Verteidigung, was die Verbrecher am andern Ende des Zimmers geneigt sein möchten, vorzubringen.

»Sag ihm irgendetwas,« flüsterte Sara dem alten Manne zu. »Sag ihm irgendetwas, damit er ruhig ist und uns gehen läßt. Nach dem, was ich gelitten, machen diese Menschen mich vollends wahnsinnig.«

Im Erfinden einer Ausrede niemals sehr geschickt und überdies mit dem, was seiner Nichte wirklich begegnet, während sie allein in der nördlichen Halle war, völlig unbekannt, kostete es Onkel Joseph, trotz des besten Willens von der Welt, sich den Umständen gewachsen zu zeigen, bedeutende Mühe zu einem Entschluß darüber zu kommen, was er sagen oder tun sollte.

Indessen auf alle Fälle entschlossen, seiner Nichte jede nutzlose Behelligung zu ersparen und sich sobald als möglich aus dem Hause hinauszubringen, erhob er sich, um die Verantwortlichkeit des Sprechens auf sich zu nehmen, indem er, ehe er sprach, Mr. Munder scharf ansah, der sich sogleich die Hand hinter das Ohr haltend vorwärts über den Tisch neigte.

Onkel Joseph erkannte diese höfliche Aufmerksamkeit durch eine seiner phantastischsten Verbeugungen an und beantwortete dann die ganze lange Rede des Kastellans mit den sieben, keine weitere Antwort zulassenden Worten:

»Ich wünsche Ihnen wohl zu leben, Sir.«

»Wie können Sie sich unterstehen, mir so etwas zu wünschen!« rief Mr. Munder, mit heftiger Entrüstung von seinem Stuhle

aufspringend. »Wie könne Sie mit einer ernsten Sache und einer ernsten Frage auf diese Weise zu spielen wagen! Sie wünschen mir wohl zu leben? Glauben Sie, ich werde Sie aus diesem Haus gehen lassen, ohne erst von Ihnen oder dieser Person, welche eben in diesem Augenblick auf so ungebührende Weise Ihnen etwas zuflüstert, eine Erklärung des Entwendens, Entfremdens und Hinwegreißen der Schlüssel zu den nördlichen Zimmern zu hören?«

»Ah, das wünschen Sie also zu hören?« sagte Onkel Joseph, durch die steigende Aufregung und Angst seiner Nichte angestachelt, sich kopfüber in irgendeine Entschuldigung zu stürzen. »Nun sehen Sie, ich will Ihnen die Sache erklären. Was, mein guter, werter Herr, war es, was wir sagten, als wir eingelassen wurden? Wir sagten: - Wir sind gekommen, um uns das Innere des Hauses zu besehen. Nun hat dieses Haus eine nördliche Seite und eine westliche Seite. Gut! Das sind zwei Seiten, und ich und meine Nichte wir sind zwei Personen und wir teilten uns, um die beiden Seiten zu sehen. Ich bin die Hälfte, welche mit Ihnen und der lieben, guten Dame dorthinten westlich geht. Meine Nichte hier ist die andere Hälfte, welche ganz allein nördlich geht und die Schlüssel fallen läßt und in Ohnmacht fällt, weil es in jenem alten Teile des Hauses muffig und modrig ist, und weil es dort nach Gräbern und Spinnen riecht. Dies ist die ganze Erklärung, Sir, die wohl auch hinreichen wird. Ich wünsche Ihnen also nochmals wohl zu leben, Sir.«

»Ich will verdammt sein, wenn mir jemals so etwas vorgekommen ist!« schrie Mr. Munder, in der Erbitterung des Augenblicks seine Würde, seine Respektabilität und seine langen Worte gänzlich vergessend. »Sie wollen wohl, daß alles nach Ihrem Kopfe geht, Herr Ausländer? Sie wollen fortgehen wie und wann es Ihnen beliebt, Herr Ausländer? Wir wollen aber doch sehen, was der Friedensrichter dieses Ortes dazu sagt!« rief Mr. Munder, wieder in sein feierliches Wesen und seine hochtrabende Redeweise verfallend. »Das Eigentum in diesem Hause ist meiner Obhut anvertraut und wenn ich in Bezug auf die Entfremdung dieser hier vor Ihren Augen an der Wand hängenden Schlüssel nicht eine

genügende Erklärung höre, so werde ich es als meine Pflicht betrachten, Sie und Ihre Begleiterin hier festzuhalten, bis ich mich gesetzlichen Rats, gerichtlichen Rats und obrigkeitlichen Rats erholen kann. Hören Sie das, Sir?«

Onkel Josephs rote Wangen nahmen eine noch dunklere Farbe und seine Züge einen Ausdruck an, welcher die Haushälterin ein wenig beunruhigte und auf von Mr. Munders Zornesglut eine unwiderstehlich kühlende Wirkung äußerte.

»Sie wollen uns nicht fortlassen, Sir?« sagte der alte Mann sehr rasch sprechend und indem er den Kastellan unverwandt ansah. »Wohlan, schauen Sie her. Ich nehme die Dame – Mut, mein Kind, Mut! Du brauchst nicht zu zittern – ich nehme diese Dame mit mir; ich öffne diese Tür – so! ich stehe und warte davor und ich sage Ihnen: Wehren Sie uns, diese Tür zu passieren, wenn Sie es wagen!«

Bei dieser Herausforderung tat Mr. Munder einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen. Wäre der feste Blick, den Onkel Joseph auf ihn heftete, nur eine Sekunde lang schwankend geworden, so hätte der Kastellan die Tür geschlossen.

»Ich sage nochmals,« wiederholte der alte Mann, »wehren Sie uns den Austritt, wenn Sie es wagen. Die Gesetze und Gebräuche Ihres Landes, Sir, haben auch mich zum Engländer gemacht. Wenn Sie einem Beamten in das eine Ohr sprechen können, so kann ich ihm in das andere sprechen. Wenn er Ihnen, einem Bürger diese Landes, Gehör schenken muß, so muß er mir, der ich ebenfalls ein Bürger diese Landes bin, ebenfalls Gehör schenken. Sprechen Sie sich gefälligst aus, Sir. Klagen Sie an, oder drohen Sie, oder schließen Sie die Tür?«

Ehe noch Mr. Munder auf eine dieser direkten drei Fragen antworten konnte, bat ihn die Haushälterin, auf seinen Stuhl zurückzukehren und mit ihr zu sprechen. Während er seinen Platz wieder einnahm, flüsterte sie ihm im warnenden Tone zu:

»Denken Sie doch an Mistreß Franklands Brief!«

In demselben Augenblick näherte Onkel Joseph in der Meinung, daß er nun lange genug gewartet, sich der Tür um einen Schritt. Er

ward gehindert, sich ihr noch weiter zu nähern, indem seine Nichte ihn plötzlich beim Arme faßte und ihm ins Ohr sagte:

»Schau, jetzt flüstern sie wieder über uns.«

»Nun,« sagte Mr. Munder, der Haushälterin antwortend, »ich denke an Mistreß Franklands Brief, Madame – was ist damit?«

»Still! Nicht so laut!« flüsterte Mistreß Pentreath. »Ich will durchaus nicht eine andere Meinung aussprechen als Sie, Mr. Munder, aber ich möchte einige Fragen an Sie richten. Glauben Sie, daß wir irgend eine Beschuldigung, welcher ein Beamter Gehör schenken würde, gegen diese Leute vorzubringen haben?«

Mr. Munder machte ein verblüfftes Gesicht und schien wenigstens für den Augenblick um eine Antwort verlegen zu sein.

»Macht Sie das, was Ihnen noch aus Mistreß Franklands Brief erinnerlich ist,« fuhr die Haushälterin fort, »geneigt, zu glauben, daß sie durch öffentliche Bloßstellung dessen, was in dem Hause geschehen ist, sich angenehm berührt fühlen würde? Sie sagte uns, wir sollen im Stillen das Tun und Treiben dieser Frau beobachten und ihr, wenn sie fortgeht, unbemerkt folgen. Ich will mir nicht erlauben, Ihnen einen Rat zu geben, Mr. Munder, was aber mich selbst betrifft, so lehne ich alle Verantwortlichkeit ab, wenn wir irgend etwas anderes tun als Mistreß Franklands Instruktion – wie sie selbst sagt – buchstäblich befolgen.«

Mr. Munder zögerte.

Onkel Joseph, der eine Minute still gestanden, als Sara seine Aufmerksamkeit auf das Geflüster am oberen Ende des Zimmers lenkte, zog sie jetzt langsam mit sich fort nach der Tür.

»Betsey, mein gutes Mädchen,« sagte er, sich mit vollkommener Kaltblütigkeit und Gelassenheit an die Magd wendend, »wir sind hier fremd; wollt Ihr so freundlich sein, uns den Weg hinaus zu zeigen?«

Betsey sah die Haushälterin an, welche ihr durch einen Wink zu verstehen gab, daß sie den Kastellan um Verhaltensbefehle bitten solle. Mr. Munder fühlte sich sehr versucht, um seines eigenen Ansehens willen auf sofortiger Ausführung der angedrohten Gewaltmaßregeln zu bestehen, Mistreß Pentreaths Einwendungen aber bewogen ihn, wider Willen damit Anstand zu nehmen – nicht

etwa wegen ihrer Gültigkeit als Einwendungen an und für sich, sondern bloß wegen ihres engen Zusammenhangs mit seinem eigenen persönlichen Interesse, seine Stellung nicht durch einen Mißgriff zu gefährden, den seine Vorgesetzten ihm vielleicht niemals verziehen.

»Betsey, liebes Kind,« wiederholte Onkel Joseph, »hat dieses viele Geschwätz Eure Ohren der Fähigkeit zu hören beraubt? Hat es Euch taub gemacht?«

»Warten Sie!« rief Mr. Munder ungeduldig. »Ich bestehe darauf, daß Sie warten, Sir!«

»Sie bestehen darauf. Wohlan, wenn Sie ein unhöflicher Mensch sind, so ist dies für mich kein Grund, ebenfalls ein unhöflicher Mensch zu sein. Wir wollen noch ein wenig warten, Sir, wenn Sie noch etwas zu sagen haben.«

Nachdem Onkel Joseph der Höflichkeit zu Liebe dieses Zugeständnis gemacht, ging er mit seiner Nichte in dem Gange draußen vor der Tür langsam auf und ab.

»Sara, mein Kind, ich habe den Mann, der so das große Wort führt, eingeschüchtert,« flüsterte er. »Bemühe dich, nicht so sehr zu zittern – wir werden bald wieder draußen in der frischen Luft sein.«

Mittlerweile setzte Mr. Munder seine leise Unterhaltung mit der Haushälterin fort und machte, trotz seiner Verlegenheit, eine verzweifelte Anstrengung, seine gewohnte gönnerhafte Miene zu behaupten.

»Es liegt,« begann er sanft, »allerdings sehr viel Wahres in dem, was Sie sagen, Madame. Sie sprechen aber von der Frau, während ich von dem Manne spreche. Meinen Sie, ich solle ihn nach dem, was geschehen ist, gehen lassen, ohne wenigstens darauf zu bestehen, daß er mir seinen Namen und seine Adresse angebe?«

»Haben Sie zu dem Ausländer so viel Vertrauen, daß Sie glauben, er würde Ihnen seinen rechten Namen und seine rechte Adresse nennen, wenn Sie ihn danach fragen?« entgegnete Mistreß Pentreath. »Ohne Ihrem bessern Urteil vorgreifen zu wollen, muß ich doch gestehen, daß ich es nicht glaube. Gesetzt aber, Sie wollten ihn zurückhalten und bei der Behörde anklagen – wie Sie dies tun

wollen, da die Wohnung des Friedensrichters ungefähr zwei Stunden weit von hier entfernt ist, weiß ich freilich nicht – so müssen Sie es auf die Gefahr ankommen lassen, Mistreß Frankland auch durch Gefangenhaltung und Anklage der Frau zu beleidigen, denn, Mr. Munder, obschon ich glaube, daß der Ausländer zu allem fähig ist, so war es doch die Frau, welche die Schlüssel wegnahm – nicht wahr?«

»Ganz recht, ganz recht,« sagte Mr. Munder, dessen schläfrige Augen sich jetzt erst dieser schlichten und klaren Ansicht des Falles öffneten. »Seltsamerweise stand ich, gerade als Sie anfangen zu sprechen, im Begriff, mir diese Frage selbst vorzulegen. Ja, ja – so ist es, so ist es.«

»Ich kann nicht umhin zu glauben,« fuhr die Haushälterin mit geheimnisvollem Flüstern fort, »daß das Allerbeste, was wir in Übereinstimmung mit unsern Instruktionen tun können, darin besteht, daß wir beide gehen lassen und tun, als ob wir es verschmähten uns noch weiter mit ihnen herumzustreiten, und daß wir ihnen dann bis an den nächsten Platz, wo sie einkehren, jemanden nachschicken. Jakob, der kleine Sohn des Gärtners, jätet heute nachmittag den breiten Gang im westlichen Garten. Diesen Knaben haben diese Leute hier im Hause nicht gesehen und brauchen ihn nicht zu sehen, wenn wir sie zu der südlichen Tür hinauslassen. Jakob ist ein ganz gewitzter Junge, wie Sie wissen, und wenn er gehörig instruiert würde, so sehe ich wirklich nicht ein, warum –«

»Es ist ein höchst eigentümlicher Umstand, Mistreß Pentreath,« unterbrach sie Mr. Munder mit dem Ernste vollendeter Dreistigkeit, »aber in dem ersten Augenblick, wo ich mich an diesen Tisch niedersetzte, fiel mir dieser Gedanke wegen Jakob auch ein. Durch die Anstrengungen des Sprechens und die Hitze des Streites bin ich wieder auf höchst unerklärliche Weise davon abgekommen –«

Hier steckte Onkel Joseph, dessen Vorrat an Geduld und Höflichkeit allmähig zur Neige ging, seinen Kopf wieder in das Zimmer.

»Ich wünsche bloß noch ein letztes Wort an Sie zu richten, Sir,«

sagte Mr. Munder, ehe der alte Mann sprechen konnte. »Glauben Sie nicht, daß ihr Poltern irgendwelche Wirkung auf mich geäußert hat. So etwas mag wohl bei Ausländern angewendet sein, gegen Engländer aber richten Sie nichts damit aus, das versichere ich Ihnen!«

Onkel Joseph zuckte die Achseln, lächelte und begab sich wieder hinaus zu seiner Nichte. Während die Haushälterin und der Kastellan sich miteinander beraten hatten, war Sara eifrig bemüht gewesen, ihren Onkel zu bereden, ihre Kenntnis des Ganges, welcher nach der südlichen Tür führte, zu benutzen und unbemerkt zu entschlüpfen. Der alte Mann weigerte sich aber hartnäckig diesem Rate zu folgen.

»Ich will nicht als Schuldiger aus einem Hause gehen, wo ich nichts verbochen habe,« sagte er. »Nichts soll mich bewegen, dir oder mir etwas von unserm Rechte zu vergeben. Ich besitze nicht viel Scharfsinn, wohl aber lasse ich mich stets von meinem Gewissen leiten und solange ich dies tue, gehe ich auch den rechten Weg. Man hat uns freiwillig hier hereingelassen, Sara, und freiwillig muß man uns auch wieder hinauslassen.«

»Mr. Munder, Mr. Munder“, flüsterte die Haushälterin, indem sie sich einmischte, um einer abermaligen Explosion zuvorzukommen, mit welcher die Entrüstung des Kastellans wegen der Verachtung drohete, die in Onkel Josephs Achselzucken auf ihn lag. »Soll ich, während Sie mit diesem kecken Manne sprechen, in den Garten hinauseilen und Jakob instruieren?«

Mr. Munder dachte eine Weile nach, ehe er antwortete. – Er bemühte sich sehr, einen würdevolleren Ausweg aus dem Dilemma, in welches er sich gebracht, zu entdecken, als der von der Haushälterin vorgeschlagene war. Es gelang ihm jedoch durchaus nicht, etwas der Art zu ermitteln – deshalb schluckte er seine Entrüstung auf einen einzigen heldenmütigen Ruck hinunter und antwortete nachdrücklich und pathetisch:

»Ja, gehen Sie, Madame.«

»Was soll das heißen? Warum geht sie dort hinaus?« sagte Sara rasch und mißtrauisch flüsternd zu ihrem Onkel, als die Haushälterin

auf ihrem Wege nach dem westlichen Garten rasch an ihnen vorbeeilte. Ehe noch Zeit war, diese Frage zu beantworten, folgte eine zweite von Mr. Munder gestellte.

»Nun, Sir,« sagte der Kastellan, indem er sich, mit den Händen unter den Rockschoßen und den Kopf stolz emporrichtend, unter die Tür stellte. »Nun, Sir, nun, Madame, hören Sie mein letztes Wort. Soll ich eine angemessene Erklärung über das Entfremden und Wegnehmen dieser Schlüssel erhalten oder nicht?«

»Jawohl, Sir, sollen Sie diese Erklärung haben,« entgegnete Onkel Joseph. »Es ist, wenn es Ihnen recht ist, dieselbe Erklärung, die ich die Ehre hatte, Ihnen vor einer kleinen Weile zu geben. Wünschen Sie dieselbe noch einmal zu hören? Es ist die ganze Erklärung, die wir bei uns haben.«

»So? Wirklich?« entgegnete Mr. Munder. »Dann habe ich zu Ihnen beiden weiter nichts zu sagen, als: Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus! – augenblicklich!« setzte er in dem gröbsten, beleidigendsten Tone hinzu, indem er zur Insolenz Zuflucht nahm, denn das unklare Bewußtsein der Ungereimtheit seiner eigenen Stellung drängte sich ihm auf, während er noch sprach. »Ja, Sir,« fuhr er fort, indem er über die Gelassenheit, womit Onkel Joseph ihm zuhörte, immer entrüsteter ward; »Sie können Ihre Kratzfüße machen und Ihr elendes Englisch radebrechen wo Sie wollen, nur hier nicht. Ich habe mir überlegt und bin mit mir zu Rate gegangen und ich habe mich gefragt – ruhig – wie Engländer stets tun – ob es etwas nützen könnte, wenn ich weiteres Aufhebens mit Ihnen machte, und ich bin zu einem Schluß gekommen und dieser Schluß lautet: Nein, es könnte nichts nützen. Glauben Sie deshalb ja nicht, daß Ihr Poltern und Ihre Unverschämtheiten die mindeste Wirkung auf mich geäußert haben. – Zeige diesen Leuten den Weg hinaus, Betsey! – Sie sind nicht wert, Sir, daß ich weiter Notiz von Ihnen nehme. – Zeige ihnen den Weg hinaus, Betsey! – Ich entlasse Sie und betrachte, sehe und beschaue Sie mit Verachtung!«

»Und ich, Sir,« antwortete der Gegenstand der vernichtenden Erklärung mit der herausforderndsten Höflichkeit, »ich werde für Ihre Verachtung etwas sagen, was ich für Ihre Achtung ganz gewiß nicht

sagen würde, nämlich – meinen Dank. Ich, der kleine Ausländer, nehme die Verachtung des aufgeblasenen Engländers als das größte Kompliment hin, welches von einem Manne Ihrer Art einem Manne meiner Art gemacht werden kann.«

Mit diesen Worten machte Onkel Joseph eine letzte phantastische Verbeugung, nahm seine Nichte beim Arm und folgte Betsey die Gänge entlang, welche nach der südlichen Tür führten, und Mr. Munder konnte nun eine angemessene Entgegnung mit Muße ersinnen.

Zehn Minuten später kehrte die Haushälterin atemlos in ihr Zimmer zurück und fand den Kastellan in einem Zustand gewaltiger Entrüstung darin auf- und abgehen.

»Beruhigen Sie sich, Mr. Munder,« sagte sie. »Sie sind nun endlich beide aus dem Hause, Jakob folgt ihnen über das Moorland und läßt sie nicht aus den Augen.«

---

## Siebentes Kapitel

### *Mozart spielt den Abschiedsgruß*

Mit Ausnahme des Abschieds, den Onkel Joseph von Betsey, der Hausmagd, mit großer Herzlichkeit nahm, sprach Onkel Joseph nach seiner letzten Antwort an Mr. Munder kein Wort weiter, als bis er mit seiner Nichte sich wieder allein an der östlichen Mauer von Porthgenna Tower befand.

Hier blieb er stehen, blickte an dem alten Gebäude empor, dann auf seine Begleiterin, dann wieder auf das Haus und öffnete endlich den Mund, um zu sprechen.

»Es tut mir leid, mein Kind,« sagte er. »Es tut mir von Herzen leid. Dies war, wie man zu sagen pflegt, ein sehr schlechtes Geschäft.«

In der Meinung, er spräche von dem Auftritt, der soeben in dem Zimmer der Haushälterin stattgefunden, bat Sara ihn um Verzeihung, daß sie unschuldigerweise die Veranlassung gewesen, ihn mit einem solchen Manne wie Mr. Munder in feindselige Kollision zu bringen.

»Nein, nein, nein,« rief er, »ich dachte nicht an den Mann mit dem großen Körper und dem großen Maule. Er reizte mich zum Zorne, das will ich nicht leugnen, aber dies ist nun vorbei. Ich hielt mir ihn mit sammt seinem großen Maule vom Leibe, gerade so wie ich hier diesen Stein mit dem Fuße aus dem Wege stoße. Ich spreche jetzt nicht von diesen Munders, oder diesen Betseys, sondern von etwas, was dir näher am Herzen liegt und mir auch, weil ich dein Interesse auch als das meinige betrachte. Ich will dir, während wir weitergehen, sagen, was es ist, denn ich sehe dir am Gesicht an, Sara, daß du unruhig und ängstlich bist so lange wir in der Nähe dieses Kerkers verweilen. Komm, ich bin bereit, den Marsch wieder anzutreten. Hier ist der Fußsteig. Laß uns auf demselben zurückkehren und unser kleines Gepäck in dem Gasthause, wo wir es gelassen, jenseits dieser kahlen, windigen Einöde, wieder

abholen.«

»Ja, ja, Onkel, wir wollen schnell gehen. Fürchte nicht, mich zu ermüden. Ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl und kräftig.«

Sie schlugen wieder denselben Pfad ein, auf welchem sie während des Nachmittags nach Porthgenna Tower gelangt waren.

Als sie etwa zweihundert Schritt zurückgelegt hatten, stahl Jakob, der Knabe des Gärtners, sich mit seiner Hacke in der Hand hinter der verfallenen Einhegung auf der nördlichen Seite des Hauses hervor.

Die Sonne war soeben untergegangen, aber es lag noch ein schönes Licht über der weiten, offenen Fläche des Moorlandes und Jakob blieb stehen, um den alten Mann und seine Nichte noch ein wenig weiter von dem Schlosse hinwegkommen zu lassen, ehe er ihnen folgte. Die Haushälterin hatte ihn instruiert, die beiden Fremden bloß im Auge zu behalten, aber weiter nichts zu tun, und wenn er bemerkte, daß sie stehen blieben und hinter sich schauten, sollte er ebenfalls stehen bleiben und tun, als ob er mit seiner Hacke auf dem Moorland zu tun hätte.

Durch das Versprechen eines Sixpence, wenn er seinen Auftrag sorgfältig ausführte, angefeuert, bewahrte Jakob die ihm erteilten Instruktionen treulich im Gedächtnis, behielt die beiden Fremden scharf im Auge und hatte somit die gegründetste Hoffnung, den in Aussicht gestellten Sixpence auch wirklich zu bekommen.

»Und nun, mein Kind, will ich dir sagen, was mir leid tut,« hob Onkel Joseph, während sie ihren Weg weiter fortsetzten, wieder an. »Es tut mir leid, daß wir diese Reise gemacht, unsere kleine Gefahr bestanden, die an uns gerichteten Scheltworte hingenommen, aber dadurch nichts gewonnen haben. Das Wort, welches du mir ins Ohr sagtest, Sara, als es mir gelang, dich aus deiner Ohnmacht zu erwecken – ich würde dich viel eher daraus erweckt haben, wenn das alberne Volk in diesem alten Gefängnis schneller mit dem Wasser bei der Hand gewesen wäre – das Wort, welches du mir ins Ohr sagtest, war nicht viel, aber es war genug, um mir zu sagen, daß wir diese Reise vergebens gemacht haben. Ich kann schweigen, ich kann gute Miene dazu machen, ich kann mich begnügen, mit

verbundenen Augen in einem Geheimnis herumzutappen, welches meinen Augen auch den kleinsten Lichtschimmer bietet – aber deswegen ist es nicht weniger wahr, daß das eine Ding, was dir am meisten am Herzen lag zu tun, als wir diese Reise antraten, auch das eine Ding ist, welches du nicht getan hast. Das weiß ich, wenn ich auch nichts anderes weiß, und ich sage nochmals: es ist ein schlechtes Geschäft – ja, ja, bei meinem Leben, es läßt sich nicht verhehlen, es ist, wie man zu sagen pflegt, ein schlechtes Geschäft.«

Während er seiner Sympathie in diesen seltsamen Ausdrücken Worte lieh, ging die wachsame Angst, die Furcht und das Mißtrauen, welche die natürliche Sanftheit, die in Saras Augen lag, beeinträchtigte, in den Ausdruck wehmütiger Zärtlichkeit über, der ihnen ihre ganze Schönheit zurückzugeben schien.

»Mach dir keinen Kummer um meinetwillen, Onkel,« sagte sie, indem sie stehen blieb und mit ihrer Hand sanft einige Staubflecken von dem Kragen seines Rockes entfernte. »Ich habe so viel und so lange gelitten, daß die schwersten Täuschungen mich nicht viel tiefer beugen können.«

»Das mag ich nicht hören,« rief Onkel Joseph. »Es geht mir durch und durch, wenn ich dich auf diese Weise zu mir sprechen höre. Du sollst keine Täuschen mehr erfahren! Ich, Joseph Buschmann der Hartnäckige, der Dickköpfige, ich sage es.«

»Der Tag, wo ich keine Täuschungen mehr erfahren werde, Onkel, ist nicht mehr fern,« entgegnete Sara. »Laß mich nur noch ein wenig warten und ein wenig dulden – ich habe geduldig der Hoffnung entsagen gelernt. Von meiner Jugend an ist mein Leben aus bangen Befürchtungen und fehlgeschlagenen Erwartungen zusammengesetzt gewesen und nun bin ich an dieses Leben gewöhnt. Wenn du – wie du auch vollkommen Grund dazu hast – erstaunt bist, daß ich den Brief nicht in meinem Besitz habe, während ich doch die Schlüssel des Myrtenzimmers in der Hand hatte und niemand in meiner Nähe war, um mir es zu wehren, so gedenke der Geschichte meines Lebens und nimm diese als Erklärung hin. Befürchtungen und fehlgeschlagene Erwartungen –

wenn ich dir die ganze Wahrheit erzählte, so könnte ich dir doch nicht mehr sagen als dies. Laß uns weiter gehen, Onkel.«

Die Resignation, welche in ihrer Stimme und Gebärde lag, während sie sprach, war die Resignation der Verzweiflung. Sie erhielt dadurch eine unnatürliche Herrschaft über sich selbst, die sie in Onkel Josephs Augen fast zu einem ganz andern Wesen machte. Er betrachtete sie mit unverhohlener Unruhe.

»Nein,« sagte er, »wir wollen nicht weiter gehen; wir wollen nach dem alten Gefängnis zurückkehren; wir wollen einen andern Plan entwerfen; wir wollen versuchen, zu diesem verteufelten Brief auf eine andere Weise zu gelangen. Ich frage nicht nach diesen Munders, diesen Haushälterinnen, diesen Betseys – ich frage nach weiter nichts als daß du das bekommst, was du haben willst und daß ich dich so ruhig in deinem Gemüt wie ich selbst bin, wieder nach Hause bringe. Komm, laß uns umkehren.«

»Dazu ist es zu spät.«

»Wie, zu spät? Ha, du altes, dumpfiges, Gefängnis des Teufels, wie hasse ich dich!« rief Onkel Joseph, indem er sich umschaute und drohend beide Fäuste gegen Porthgenna Tower erhob.

»Es ist zu spät, Onkel,« wiederholte Sara, »zu spät, weil die Gelegenheit vorbei ist, und spät, weil ich, wenn ich dieselbe auch zurückbringen könnte, doch nicht wagen würde, mich nochmals dem Myrtenzimmer zu nähern. Meine letzte Hoffnung war, das Versteck des Briefes zu wechseln, und diese letzte Hoffnung habe ich aufgegeben. Ich habe nun bloß noch einen Lebenszweck und bei Erreichung desselben kannst du mir behilflich sein. Ich kann ihn dir aber nicht mitteilen, wenn du nicht sogleich mir weiter kommst – wenn du nicht deine Absicht aufgibst, wieder nach Porthgenna Tower zurückzukehren.«

Onkel Joseph begann Gegenvorstellungen zu machen. Seine Nichte unterbrach ihn mitten in einem Redesatze, indem sie ihn an der Schulter berührte und auf einen besondern Punkt zeigte, der auf der immer dunkler werdenden Fläche des Moorlandes undeutlich sichtbar war.

»Schau,« sagte sie. »Dort kommt jemand hinter uns her; ist es ein

Knabe oder ein Mann?«

Onkel Joseph schaute durch das sich immer mehr herabsenkende Dunkel und sah in einer kleinen Entfernung wirklich eine Gestalt. Es schien die eines Knaben zu sein, der mit einer Hacke auf dem Moorland beschäftigt war.

»Komm, wir wollen sofort weiter gehen!« bat Sara, ehe der alte Mann ihr antworten konnte. »Ich kann das, was ich dir sagen möchte, Onkel, nicht eher sagen, als bis wir sicher und wohlbehalten im Gasthause sitzen.«

Sie gingen weiter, bis sie die höchste Stelle des Moorlandes erreichten. Hier blieben sie stehen und schauten wieder hinter sich.

Der noch übrige Weg führte abwärts und der Platz, auf dem sie standen, war der letzte Punkt, von welchem sie noch einen Blick auf Porthgenna Tower werfen konnten.

»Wir haben den Knaben aus den Augen verloren,« sagte Onkel Joseph, indem er seine Blicke über die unter ihnen liegende Fläche schweifen ließ. Saras jüngere und schärfere Augen bezeugten die Wahrheit der Worte ihres Onkels – die Aussicht und das Moorland war jetzt, so weit man sehen konnte, nach jeder Richtung hin einsam.

Ehe Sara wieder weiterging, trat sie ein wenig von dem alten Mann hinweg und betrachtete den Turm des alten Schlosses, welcher drohend und schwarz in dem Dämmerlichte emporstieg, während der dunkle Hintergrund des Meeres sich gleich einer Mauer hinstreckte.

»Niemals wieder!« flüsterte sie bei sich selbst. »Niemals, niemals, niemals wieder!«

Ihre Augen schweiften hinweg nach der Kirche und nach der Umhegung des Begräbnisplatzes daneben, der jetzt in dem Schatten der hereinbrechenden Nacht kaum noch zu erkennen war.

»Warte noch ein wenig,« sagte sie, indem sie mit angestrengtem Blicke nach dem Begräbnisplatze hinschaute und ihre Hand auf die Stelle ihrer Brust drückte, wo sie das Gesangbuch trug. »Meine Wanderungen sind nun bald zu Ende – der Tag meiner Heimkunft ist nicht mehr fern.«

Tränen traten ihr in die Augen und umflorten die Aussicht. Sie holte ihren Onkel ein, faßte ihn am Arme und zog ihn einige Schritte den nun abwärts führenden Pfad entlang mit sich fort. Dann blieb sie, wie von einem plötzlichen Argwohn betroffen, stehen und ging einige Schritte zurück bis auf den höchsten Punkt des Moorlandes.

»Ich glaube,« sagte sie, den verwunderten und fragenden Blick ihres Begleiters beantwortend, »ich glaube, wir haben den Knaben, der dort auf dem Moorlande hackte, noch nicht zum letzten Mal gesehen.«

Während sie ihre Worte noch sprach, stahl sich eine Gestalt hinter einem der großen Granitblöcke hervor, welche nach allen Seiten hin auf der Einöde umhergestreut lagen. Es war wieder die Gestalt des Knaben und wieder begann er ohne den mindesten ersichtlichen Grund auf dem unfruchtbaren Boden zu seinen Füßen herumzuhacken.

»Ja, ja, ich sehe,« sagte Onkel Joseph, als seine Nichte ihre Aufmerksamkeit eifrig auf die verdächtige Gestalt lenkte. »Es ist derselbe Knabe und er hackt wieder; aber was geht das uns an?«

Sara versuchte nicht zu antworten.

»Laß uns weitergehen,« sagte sie hastig. »Laß uns machen, daß wir so schnell als möglich das Gasthaus erreichen.«

Sie drehten sich wieder herum und schlugen den vor ihnen liegenden abwärts führenden Pfad ein. Binnen weniger als einer Minute hatten sie Porthgenna Tower, die alte Kirche und die ganze westliche Gegend aus dem Gesicht verloren. Dennoch, und obschon weiter nichts als das kahle, immer finsterer werdende Moorland zu sehen war, blieb Sara immer noch so lange es nur noch ein wenig hell war, stehen, um einen Blick hinter sich zu werfen. Sie machte keine Bemerkung, sie entschuldigte sich nicht, daß sie die Wanderung nach dem Gasthause auf diese Weise verzögerte. Erst als sie die Lichter der Poststadt zu Gesicht bekam, hörte sie auf zurückzublicken, und sprach mit ihrem Begleiter.

Die wenigen Worte, die sie an ihn richtete, bestanden bloß in der Bitte, daß er, sobald sie ihr Nachtquartier erreichten, ein besonderes Zimmer verlangen möchte.

Demgemäß wurde ihnen, als sie in das Gasthaus kamen, das beste Zimmer angewiesen, wo sie warten wollten, bis ihnen das Abendessen gebracht würde, um sich später in ihre Schlafzimmer zu begeben. In dem Augenblick, wo sie miteinander allein waren, zog Sara ihren Stuhl dicht an den des alten Mannes und flüsterte ihm die Worte ins Ohr:

»Onkel, man ist uns von Porthgenna Tower bis hierher auf jedem Tritt nachgeschlichen.«

»So? Woher weißt du das?« fragte Onkel Joseph.

»Still! Es kann ja jemand an der Tür horchen, es kann jemand unter dem Fenster lauern! Bemerkest du den Knaben, der auf dem Moorland hackte?«

»Aber Sara, fürchtest du dich vor einem Knaben, und willst du, daß auch ich mich davor fürchte?«

»O, nicht so laut, nicht so laut! Man hat uns eine Schlinge gelegt. Onkel, ich argwohnte es gleich, als wir das Schloß Porthgenna betraten; nun bin ich davon überzeugt. Was hatte das Geflüster zwischen der Haushälterin und dem Kastellan zu bedeuten, als wir in der Halle standen? Ich beobachtete ihre Gesichter und ich weiß, daß sie von uns sprachen. Sie waren lange nicht überrascht genug, uns zu sehen – sie waren nicht überrascht genug zu hören, was wir wollten. Lache mich nicht aus, Onkel! Es ist wirklich Gefahr vorhanden – ich bilde es mir nicht bloß ein. Die Schlüssel – rücke näher heran – die Schlüssel der Nordzimmer sind jetzt alle mit angehängten Nummern versehen und dieselben Nummern stehen an den Türen geschrieben. Das bedenke! Bedenke das Geflüster als wir eintraten und das Geflüster später in dem Zimmer der Haushälterin, als du aufstandest, um fortzugehen. Du bemerktest die plötzliche Veränderung in dem Benehmen jenes Mannes, nachdem die Haushälterin mit ihm gesprochen – du mußt es bemerkt haben. Sie ließen uns viel zu leicht hinein und viel zu leicht wieder heraus. Nein, nein! Ich täusche mich nicht. Es war irgendein geheimer Beweggrund vorhanden, uns in das Haus zu lassen, und ein eben solcher, aus welchem man uns wieder herausließ. Dieser Knabe auf dem Moorland verrät es, wenn es auch durch sonst nichts weiter

verraten würde. Ich sah ihn ganz deutlich uns auf dem ganzen Wege hierher folgen, so deutlich, wie ich dich sehe. Ich ängstige mich diesmal nicht ohne Grund. So gewiß als wir beide uns jetzt in diesem Zimmer befinden, so gewiß haben die Leute in Porthgenna Tower uns eine Schlinge gelegt.«

»Eine Schlinge? Was für eine Schlinge? Und wie? Und warum? Und weshalb?« fragte Onkel Joseph, indem er seine Verblüfftheit dadurch veranschaulichte, daß er seine beiden Hände rasch vor den Augen hin und her bewegte.

»Man will, daß ich spreche, man will mir nachschleichen, man will uns auskundschaften, wohin ich gehe, man will Fragen an mich richten,« antwortete sie, heftig zitternd. »Onkel, du entsinnst dich, was ich dir von jenen wahnsinnigen Worten erzählte, die ich zu Mistreß Frankland gesagt – lieber hätte ich mir die Zunge ausreißen als diese Worte sprechen sollen. Sie haben mir furchtbares Unheil zugefügt – ich weiß es gewiß – furchtbares Unheil schon jetzt. Ich habe mich verdächtig gemacht. Wenn Mistreß Frankland mich wieder ausfindig macht, so werde ich ausgefragt werden. Sie wird sich bemühen, mich ausfindig zu machen – man wird sich hier nach uns erkundigen – wir müssen alle Spuren verwischen, welche verraten könnten, wohin wir von hier gegangen sind – wir müssen dafür sorgen, daß die Leute in diesem Gasthause keine Frage in dieser Beziehung beantworten können – o, Onkel Joseph, was wir auch tun mögen, so laß uns wenigstens hierauf bedacht sein!«

»Gut,« sagte der alte Mann, indem er mit vollkommen selbstzufriedener Miene und freundlich mit dem Kopfe nickte. »Sei ganz unbesorgt, mein Kind, ich werde schon dafür sorgen. Wenn du zu Bett bist, so werde ich den Wirt rufen lassen und zu ihm sagen: ‚Besorgt uns einen kleinen Wagen, um morgen wieder nach der Station zurückzufahren, von welcher aus wir den Personenwagen nach Truro benutzen können.‘«

»Nein, nein, nein! Hier dürfen wir keinen Wagen mieten.«

»Und ich sage: Ja, ja, ja! Wir wollen hier einen Wagen mieten, weil ich mich vor allen Dingen des Wirts versichern will. Höre mich an. Ich werde zu ihm sagen: ‚Wenn etwa, nachdem wir fort sind, Leute

mit neugierigen Blicken und zudringlichen Fragen kommen, so haltet gefälligst reinen Mund.' Dann werde ich mit dem Auge blinzeln, den Finger an die Nase legen – so – auf bedeutsame Weise lächeln und – knick! Knack! – habe ich mich des Wirtes versichert und die Sache hat ein Ende.«

»Wir dürfen dem Wirt nicht trauen, Onkel, wir dürfen niemandem trauen. Wenn wir morgen diesen Ort verlassen, so muß es zu Fuße geschehen und wir müssen Sorge tragen, daß keine lebende Seele uns folge. Sieh, hier hängt eine Karte von West Cornwall, auf welcher alle Haupt- und Nebenstraßen angegeben sind, an der Wand. Auf ihr können wir im voraus finden, welche Richtung wir einzuschlagen haben. Eine Nacht Ruhe wird mir so viel Kraft geben, als ich bedarf und wir haben kein Gepäck, welches wir nicht tragen könnten. Du hast nichts weiter mit als deinen Ranzen und ich weiter nichts als die kleine Reisetasche, welche du mir geliehen. Wir können, wenn wir zuweilen unterwegs ausruhen, recht gut sechs, sieben, ja zehn Meilen zu Fuße zurücklegen. Komm her und sieh die Karte an – ich bitte dich, komm her und sieh die Karte an.«

Obschon Onkel Joseph gegen das Aufgeben seines Planes, von dem er die Überzeugung hatte, derselbe sei vollkommen geeignet, alle Schwierigkeiten ihrer Lage zu begegnen, protestierte, so zog er doch auf Bitten seiner Nichte die Wandkarte zu Rate. Ein wenig jenseits der Poststadt war eine Kreuzstraße angegeben, welche nördlich mit der nach Truro führenden Hauptstraße einen rechten Winkel bildete und in eine andere Straße einmündete, welche breit genug aussah, um eine Fahrstraße zu sein und durch eine Stadt führte, die nicht ganz unbedeutend sein konnte, denn ihr Name war mit großen Buchstaben gedruckt.

Als Sara dies entdeckte, schlug sie vor, diese Kreuzstraße, die auf der Karte nicht mehr als fünf bis sechs Meilen lang zu sein schien, zu Fuße einzuschlagen und nicht eher ein Fuhrwerk zu nehmen, als bis sie die mit großen Buchstaben angegebene Stadt erreicht hätten. Wenn sie dies Verfahren einhielten, so verwischten sich, nachdem sie die Poststadt verlassen, alle Spuren der Weiterreise, wenn ihnen nämlich nicht von diesem Orte aus zu Fuße nachgeschlichen ward,

wie ihnen über das Moorland nachgeschlichen worden.

Im Fall eine neue Schwierigkeit dieser Art eintrat, wußte Sara kein besseres Mittel vorzuschlagen, als bis nach Einbruch der Nacht auf der Straße zu verweilen und es der Finsternis zu überlassen, die Wachsamkeit der Personen zu täuschen, welche sie vielleicht von ferne belauerten, um zu sehen, wohin sie gingen.

Onkel Joseph zuckte resigniert die Achseln, als seine Nichte die Gründe angab, aus welchen sie wünschte, die Reise zu Fuße fortzusetzen.

»Da werden wir viel im Staube waten, uns viel umschaun und viel Umwege machen müssen,« sagte er. »Das ist lange nicht so bequem, mein Kind, als wenn wir uns des Wirtes versichern und auf den Polsterkissen der Personenkutsche sitzen. Wen du es aber einmal so haben willst, so soll es auch so sein. Ganz wie du willst, Sara, wie du willst – das ist die ganze Meinung, die ich mir erlaube zu sagen, bis wir wieder in Truro sind und nach Beendung unserer Reise ausruhen.«

»Nach Beendung *deiner* Reise, Onkel; nach Beendung *meiner* Reise, wage ich nicht zu sagen.«

Diese wenigen Worte veränderten das Gesicht des alten Mannes augenblicklich. Seine Augen hefteten sich vorwurfsvoll auf seine Nichte, seine roten blühenden Wangen verloren ihre Farbe, seine rastlosen Hände sanken schlaff herab.

»Sara,« sagte er in leisem, ruhigen Tone, der ein ganz anderer war als in welchem er gewöhnlich sprach. »Sara, kannst du es wirklich übers Herz bringen, mich wieder zu verlassen?«

»Habe ich wohl den Mut, in Cornwall zu bleiben? – Das ist die Frage, welche es gilt, Onkel! Hätte ich bloß mein eigenes Herz zu Rate zu ziehen, o wie gern würde ich dann unter deinem Dache leben – bis zur Stunde meines Todes, wenn du es mir gestattest. Aber diese Ruhe, dieses Glück ist mir nicht beschieden. Die Furcht, durch Mistreß Frankland ausgefragt zu werden, treibt mich hinweg von dir. Selbst meine Furcht, daß der Brief gefunden werde, ist jetzt kaum so groß als meine Furcht, ausgekundschaftet und ausgefragt zu werden. Ich habe schon gesagt, was ich nicht hätte sagen sollen.

Wenn ich mich wieder in Mistreß Franklands Gegenwart befinde, so gibt es nichts, was sie mir nicht ablocken könnte. O mein Gott, wenn ich bedenke, daß diese gutherzige, liebenswürdige junge Frau, welche Glück überall hinbringt, wohin sie geht, mir nur Furcht und Angst bringt – Furcht, wenn ihre mitleidigen Augen mich anblicken, Furcht, wenn ihre gütige Stimme zu mir spricht, Furcht, wenn ihre zarte Hand die meine berührt! Onkel, wenn Mistreß Frankland nach Porthgenna kommt, werden selbst die Kinder sich zu ihr drängen – jedes Geschöpf in diesem armen Dorfe wird von dem Lichte ihrer Schönheit und Herzensgüte angezogen werden, als ob es der Sonnenschein des Himmels selbst wäre – und ich – ich von allen lebenden Wesen – ich allen – muß sie meiden, als ob sie die Pest wäre! Der Tag, wo sie nach Cornwall kommt, ist auch der Tag, wo ich es verlassen muß – der Tag, wo wir zwei einander Lebewohl sagen müssen. Mache meinen Jammer nicht größer, indem du mich fragst, ob ich es übers Herz bringen könne, dich zu verlassen! Um meiner seligen Mutter willen, Onkel Joseph, glaube, daß ich dankbar bin, glaube, daß es nicht mein eigener Wille ist, was mich hinweg führt, wenn ich dich wieder verlasse.«

Sie sank auf ein in der Nähe stehendes Sofa, legte ihren Kopf mit einem einzigen langen, tiefen Seufzer müde auf das Kissen und sprach nicht mehr.

Die Tränen traten Onkel Joseph in die Augen, indem er sich neben sie setzte. Er ergriff eine ihrer Hände und streichelte und klopfte dieselbe, als ob er ein kleines Kind beschwichtigte.

»Ich will es tragen so gut ich kann, Sara,« flüsterte er. »und ich will nichts weiter sagen. Aber du wirst mir doch zuweilen schreiben, wenn ich wieder ganz allein bin? Du wirst um deiner guten seligen Mutter willen dem alten Onkel Joseph auch manchmal eine Stunde widmen, nicht wahr?«

Sie wendete sich plötzlich nach ihm herum und schlang mit einer leidenschaftlichen Energie, welche mit ihrem sonst so ruhigen, zurückhaltenden Wesen in seltsamem Widerspruch stand, ihre beiden Arme um seinen Hals.

»Ich werde oft schreiben, lieber Onkel, ich werde immer

schreiben,« flüsterte sie, ihren Kopf an seine Brust lehrend. »Wenn ich jemals in Not oder Gefahr gerate, so sollst du es erfahren.«

Sie schwieg verlegen, als ob die Ungewohnenheit ihrer eigenen Worte und Handlungen sie erschreckte, ließ ihre Arme los, wendete sich schnell von dem alten Manne wieder ab und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Tyrannei des Zwanges, der ihr ganzes Leben beherrschte, ward – wie traurig und wie beredt! – in dieser einen kleinen Bewegung ausgedrückt.

Onkel Joseph erhob sich von dem Sofa, ging leise im Zimmer auf und ab, sah seine Nichte besorgt an, sprach aber nicht zu ihr.

Nach einer Weile trat der Kellner ein, um den Tisch zum Abendessen zu decken. Es war dies eine willkommene Unterbrechung, denn Sara ward dadurch genötigt, sich so viel als möglich wieder zu fassen.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, begaben sich Onkel und Nichte jedes auf sein Schlafzimmer, ohne weiter ein Wort in Bezug auf ihre bevorstehende Trennung zu wechseln.

Als sie einander am nächsten Morgen wiedersahen, hatte der alte Mann seine gewohnte Laune immer noch nicht wieder gewonnen. Obschon er so heiter zu sprechen versuchte wie gewöhnlich, so lag doch etwas seltsam Gedämpftes und Ruhiges in Bezug auf Stimme, Blick und Sprache in ihm.

Sara ward tief ergriffen, als sie sah, welche Wirkung die Aussicht auf ihre Trennung auf ihn äußerte. Sie sprach einige Worte des Trostes und der Hoffnung, aber er winkte in seiner sonderbaren fremdländischen Weise bloß verneinend mit der Hand und eilte aus dem Zimmer, um den Wirt aufzusuchen und die Rechnung zu verlangen.

Bald nach dem Frühstück setzten sie, zur Verwunderung der Leute des Gasthofs, ihre Reise zu Fuße weiter fort. Onkel Joseph trug seinen Ranzen auf dem Rücken und die Reisetasche seiner Nichte in der Hand. Als sie an die Biegung kamen, welche zu dem Kreuzwege führte, blieben sie beide stehen und schauten zurück

Diesmal sahen sie nichts, was sie hätte beunruhigen können. Es war auf der breiten Landstraße, welche sie während der letzten

Viertelstunde, nachdem sie das Gasthaus verlassen, gewandert waren, kein lebendes Wesen zu sehen.

»Die Luft ist rein,« sagte Onkel Joseph, während sie in den Kreuzweg einbogen. »Was auch gestern geschehen sein mag – jetzt wenigstens schleicht uns niemand nach.«

»Niemand, den wir sehen könnten,« antwortete Sara. »Ich traue aber selbst den Steinen an der Straße nicht. Wir wollen uns oft umschaun, Onkel, ehe wir uns sicher fühlen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr fürchte ich die Schlinge, welche diese Leute in Porthgenna Tower uns gelegt haben.«

»Du sagst uns, Sara. Warum sollte man denn auch mir eine Schlinge legen?«

»Weil man dich in meiner Gesellschaft gesehen hat. Du wirst weniger von ihnen zu fürchten haben, wenn wir nicht mehr beisammen sind, und dies ist abermals ein Grund, Onkel Joseph, weshalb wir das Unglück unserer Trennung so geduldig ertragen müssen als wir können.«

»Gehst du weit, sehr weit fort, Sara, wenn du mich verlässest?«

»Ich wage nicht eher meine Reise zu beenden als bis ich fühle, daß ich mich in der großen Welt von London verloren habe. Sieh mich nicht so traurig an! Ich werde mein Versprechen niemals vergessen – ich werde niemals vergessen zu schreiben. Ich habe Freunde – nicht Freunde wie du, aber doch Freunde – zu welchen ich gehen kann. Nur in London kann ich mich sicher vor Entdeckung fühlen. Meine Gefahr ist groß – sie ist es wirklich! Aus dem, was ich in Porthgenna gesehen, kann ich mit Bestimmtheit schließen, daß Mistreß Frankland schon jetzt ein Interesse daran hat, mich ausfindig zu machen, und ich bin überzeugt, daß dieses Interesse noch um das Zehnfache gesteigert werden wird, wenn – wie sicherlich geschieht – sie hört, was gestern in dem Schlosse vorgegangen ist. Sollte man deine Spur bis nach Truro verfolgen, o dann sei auf deiner Hut, wenn du die Fragen, die sie an dich stellen, beantwortest.«

»Ich werde gar nicht antworten, mein Kind. Aber sage mir – denn ich möchte alle kleinen Möglichkeiten wissen, in deren Folge du

doch vielleicht zu mir zurückkehrst – sage mir, wenn Mistreß Frankland den Brief findet, was wirst du dann tun?«

Bei dieser Frage faßte Saras Hand, welche, während sie nebeneinander hinschritten, matt auf ihres Onkels Arm gelegen, denselben plötzlich und krampfhaft.

»Wenn Mistreß Frankland auch in das Myrtenzimmer geht,« sagte sie, indem sie stehenblieb und sich furchtsam umsah, »so findet sie den Brief vielleicht doch nicht. Er ist ganz klein zusammengefaltet und an einem Ort versteckt, wo man ihn nicht so leicht sucht.«

»Wenn sie ihn nun aber doch findet?«

»Wenn dies der Fall ist, dann ist um so mehr Grund für mich vorhanden, soweit als möglich hinweg zu sein.«

Während Sara diese Antwort gab, legte sie ihre beiden Hände aufs Herz und drückte sie fest darauf. Ein leichter Krampf schien ihre Züge zu verzerren, ihre Augen schlossen sich, ihr Gesicht ward dunkelrot und dann bleicher als vorher. Sie zog ihr Taschentuch heraus und fuhr sich damit mehrmals über das Gesicht, auf welchem jetzt dicker Schweiß stand.

Der alte Mann, welcher, als seine Nichte stehenblieb, in der Meinung, sie habe jemanden ihnen folgen sehen, hinter sich geschaut hatte, bemerkte ihre letztere Bewegung und fragte sie, ob es ihr zu heiß wäre.

Sie schüttelte den Kopf, nahm seinen Arm, um weiterzugehen und atmete, wie ihm vorkam, mit einiger Mühe.

Er schlug vor, daß sie sich am Rande der Straße niedersetzen und eine Weile ausruhen sollte, sie antwortete aber bloß: »Noch nicht.«

Und somit gingen sie wieder eine halbe Stunde weiter, schauten sich dann nochmals um, und als sie auch jetzt noch niemanden sahen, setzten sie sich auf eine Bank, die am Rande der Straße stand, um einige Minuten auszuruhen.

Nachdem sie noch zweimal an passenden Ruheplätzen Halt gemacht, erreichten sie das Ende des Kreuzweges. Auf der großen Landstraße, in welche sie dann einbogen, wurden sie von einem Mann eingeholt, der einen leeren Leiterwagen fuhr und sich erbot,

sie bis zur nächsten Stadt mitzunehmen.

Sie nahmen den Vorschlag dankbar an und stiegen, als sie nach einer halbstündigen Fahrt die Stadt erreicht hatten, an der Tür des besten Gasthauses ab. Als sie auf Erkundigung hier erfuhren, daß der Personenwagen schon durchpassiert war und sie folglich zu spät kamen, mieteten sie eine Chaise, welche sie sehr spät am Nachmittag nach Truro zurückbrachte.

Während der ganzen Reise, von der Zeit an, wo sie die Poststadt von Porthgenna verlassen, bis zu der Stunde, wo sie auf Saras Wunsch auf dem Personeneinschreibebureau in Truro abstiegen, hatten sie nichts gesehen, was auch nur den mindesten Argwohn, daß ihre Bewegungen beobachtet würden, hätte erwecken können.

Niemand von den Leuten, welche sie in den benachbarten Ortschaften sahen, oder an welche sie auf der Straße vorüberkamen, schien mehr als die flüchtigste Notiz von ihnen zu nehmen.

Es war fünf Uhr als sie in das Fahrbureau von Truro traten, um sich nach den Fahrgelegenheiten in der Richtung von Exeter zu erkundigen. Man teilte ihnen mit, daß nach dieser Richtung binnen einer Stunde ein Wagen abgehen und um acht Uhr den nächsten Morgen ein zweiter die Stadt Truro passieren würde.

»Du wirst doch nicht heute Abend noch weiter reisen?« fragte Onkel Joseph in bittendem Tone. »Nicht wahr, du wartest, mein Kind, und ruhst bei mir aus bis morgen?«

»Es wird besser sein, wenn ich gehe, Onkel so lange mein Entschluß noch frisch ist,« lautete die traurige Antwort.

»Aber du bist so bleich, so müde, so schwach!«

»Stärker als ich jetzt bin, werde ich doch nie werden. Raube mir nicht vollends den Mut – meine Aufgabe ist ohnedies schwer genug.«

Onkel Joseph seufzte und sagte weiter nichts. Er ging voran quer über die Straße und dann die Nebengasse hinab nach seinem Hause. Der heitere Mann im Laden polierte ein Stück Holz hinter dem Ladentisch und saß genau in derselben Stellung, in welcher Sara ihn erblickt, als sie bei ihrer Ankunft in Truro zuerst durch das

Fenster gesehen. Er hatte gute Nachrichten für seinen Herrn, denn es waren allerhand Bestellungen eingegangen, Onkel Joseph hörte aber nur mit halbem Ohre, was sein Gehilfe sagte, und eilte ohne den mindesten Abglanz seines gewohnten Lächelns auf seinem Gesicht in das kleine Hinterstübchen.

»Wenn ich keinen Laden hätte und keine Bestellungen eingegangen wären, so könnte ich dich auch ferner noch begleiten, Sara,« sagte er, als er mit seiner Nichte allein war. »Ei, ei, der Anfang dieser Reise war der einzige glückliche Teil derselben. Setze dich nieder und ruhe aus, mein Kind. Ich muß es hinnehmen, wie es kommt und vor allen Dingen dir eine Tasse Tee bereiten.«

Nachdem er das Teegeschirr auf den Tisch gesetzt, verließ er das immer und kehrte nach einer Abwesenheit von wenigen Minuten mit einem Korbe in der Hand zurück. Als der Träger kam, um das Gepäck nach dem Fahrbureau abzuholen, ließ Onkel Joseph den Korb nicht gleichzeitig mit forttragen, sondern setzte sich nieder und stellte ihn zwischen die Füße, während er seiner Nichte eine Tasse Tee einschenkte.

Die Spieluhr hing immer noch in ihrem ledernen Reisefutteral an seiner Seite. Sobald er die Tasse Tee eingeschenkt, zog er das Futteral von der Spieluhr und stellte sie auf den Tisch neben sich. Seine Augen schweiften zögernd auf Sara, indem er dies tat. Er neigte sich vorwärts, seine Lippen zitterten ein wenig, seine Hände spielten verlegen mit dem leeren Lederfutteral, welches jetzt auf seinen Knien lag und er sagte in leisem, unsicherm Tone zu seiner Nichte:

»Willst du noch ein kleines Abschiedslied von Mozart hören? Es dauert vielleicht lange, Sara, ehe er dir wieder etwas vorspielen kann. Ein kleines Abschiedslied, mein Kind, ehe du gehst, nicht wahr?«

Seine Hand bewegte sich langsam von dem Lederfutteral nach dem Tische und ließ die Uhr dieselbe Arie spielen, welche Sara an dem Abend gehört, wo sie nach ihrer Reise von Somersetshire in das Zimmer trat und ihn allein am Tische sitzen und der Musik zuhören sah.

Welche Tiefen von Kummer lagen jetzt in diesen wenigen einfachen Tönen! Welche traurige Erinnerung an vergangene Zeiten erfüllte das Herz bei dieser einzigen, kurzen, klagenden Melodie!

Sara hatte nicht den Mut, ihre Augen zu dem Gesicht des alten Mannes zu erheben. Sie hätten ihm verraten können, daß sie an die Tage dachte, wo das Kunstwerk, welches er so hoch in Ehren hielt, die Arie, der sie jetzt zuhörten, an dem Bett seines sterbenden Kindes spielte.

Die hemmende Feder war nicht vorgeschoben und die Melodie begann daher, nachdem sie durchgespielt war, wieder von vorn. Nun aber folgten die Töne nach den ersten wenigen Takten immer langsamer aufeinander, die Melodie ward immer undeutlicher und reduzierte sich endlich bis auf drei Töne, welche in langen Zwischenpausen aufeinander folgten, dann hörte sie ganz auf. Die Kette, welche die Tätigkeit der Maschinerie regelte, war abgelaufen, Mozarts Abschiedslied verstummte plötzlich wie die Stimme eines Sterbenden.

Der alte Mann fuhr zusammen, sah seine Nichte aufmerksam an und warf das Lederfutteral über die Spieluhr, als ob er sie nicht mehr sehen wollte.

»So,« flüsterte er bei sich selbst in seiner Muttersprache, »so verstummte die Musik auch, als mein kleiner Joseph starb. Gehe nicht!« setzte er schnell auf Englisch hinzu, beinahe ehe Sara noch Zeit gehabt, Verwunderung über die eigentümliche Veränderung zu empfinden, welche mit seiner Stimme und mit seinem Wesen vorgegangen war. »Geh nicht fort! Überlege dir es noch einmal und bleibe bei mir!«

»Ich habe keine andere Wahl als dich zu verlassen,« entgegnete Sara. »Du hältst mich doch nicht für undankbar? Tröste mich in diesem letzten Augenblick, indem du mir dies sagst.«

Er drückte ihr schweigend die Hand und küßte sie auf beide Wangen.

»Mein Herz ist schwer um deinetwillen, Sara,« sagte er. »Ich fürchte sehr, daß es nicht zu deinem Glücke sein werde, wenn du mich jetzt verlässest.«

»Ich habe keine andere Wahl,« wiederholte sie traurig; »ich habe keine andere Wahl als dich zu verlassen.«

»Dann ist es auch Zeit, Abschied zu nehmen.«

Die Wolke des Zweifels und der Furcht, welche von dem Augenblick an, wo die Musik so kläglich verstummte, sein Gesicht verändert, schien noch finsterer zu werden, als er diese Worte gesagt hatte. Er ergriff den Korb, welchen er so sorgfältig zwischen den Füßen gehalten, und ging schweigend voran zum Hause hinaus.

Sie kamen eben noch zu rechter Zeit, denn der Kutscher stieg schon auf den Bock, als sie in das Fahrbureau kamen.

»Gott behüte dich, mein Kind, und sende dich bald gesund und wohlbehalten zu mir zurück,« sagte Onkel Joseph. »Nimm den Korb auf deinen Schoß; es sind einige Kleinigkeiten für deine Reise darin.«

Seine Stimme wankte bei den letzten Worten und Sara fühlte, wie er seine Lippen auf ihre Hand drückte. Den nächsten Augenblick ward die Tür des Wagens geschlossen und sie sah ihn undeutlich durch die Tränen hindurch auf dem Pflaster unter den Gaffern stehen, welche warteten, um den Wagen fortfahren zu sehen.

Als dieser eine Strecke aus der Stadt hinaus war, konnte Sara endlich ihre Tränen trocknen und in den Korb sehen. Er enthielt einen Topf Marmelade und einen Hornlöffel, ein kleines eingelegtes Arbeitskästchen von dem Vorrat im Laden, ein Stück ausländisch aussehenden Käse, eine Zeile Semmeln und ein kleines Paket Geld in Papier, mit den von Onkel Josephs Hand darauf geschriebenen Worten: »Sei nicht böse.«

Sara schloß wieder den Deckel des Korbes und zog ihren Schleier herab. Niemals hatte sie den Schmerz des Scheidens in seiner ganzen Bitterkeit so gefühlt wie in diesem Augenblick. O, wie hart war es, von der schützenden Heimat verbannt zu sein, die ihr von dem einzigen Freund geboten ward, den sie noch in der Welt hatte!

Während sie dies bei sich dachte, schloß der alte Mann eben die Tür seines einsamen Zimmers. Sein Auge schweifte nach dem Teegeschirr auf dem Tisch und Saras leerer Tasse und er flüsterte wieder in seiner Muttersprache bei sich selbst:

»Gerade so verstummte die Musik, als mein kleiner Joseph starb!«

---

## Achtes Kapitel

### *Ein alter Freund und ein neues Projekt*

Als Sara erklärte, daß der Knabe, welchen sie auf dem Moorland hatte hacken sehen, ihr und ihrem Onkel selbst nach der Poststadt von Porthgenna nachgeschlichen war, hatte sie die buchstäbliche Wahrheit behauptet. Jakob hatte die Spur bis an den Gasthof verfolgt, eine Weile in der Nähe desselben gewartet, um sich zu überzeugen, ob es wahrscheinlich sei, daß sie ihre Reise diesen Abend weiter fortsetzen würden, und war dann nach Porthgenna Tower zurückgekehrt, um diese Meldung zu machen und die versprochene Belohnung in Anspruch zu nehmen.

An demselben Abend widmeten sich die Haushälterin und der Kastellan gemeinschaftlich der Abfassung eines Briefes an Mistreß Frankland, in welchem sie ihr alles berichteten, was von der Zeit an geschehen, wo die Fremden erschienen waren, bis zu dem Augenblick, wo der Gärtnerjunge ihnen bis an die Tür des Gasthauses gefolgt war.

Dieses Schriftstück war reichlich mit den rhetorischen Ausschmückungen Mr. Munders gespickt und – eine notwendige Folge hiervon – als Erzählung übertrieben lang und als Darlegung von Tatsachen hoffnungslos verworren.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß der Brief mit allen seinen Mängeln und Abgeschmacktheiten von Mistreß Frankland mit dem tiefsten Interesse gelesen ward. Ihr Gatte und Doktor Orridge, welchen beiden sie den Brief mitteilte, waren darüber ebenso erstaunt, als sie selbst. Obschon die Entdeckung von Mistreß Jazephs Reise nach Cornwall sie bewogen hatte, es innerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegend zu betrachten, daß sie in Porthgenna zum Vorschein käme, und obschon Rosamunde ihren Brief an die Haushälterin unter dem Einflusse dieser Idee

geschrieben, so war doch weder sie noch ihr Gatte auf eine so schnelle Bestätigung ihres Argwohns vorbereitet wie sie jetzt erhielten.

Ihr Erstaunen aber bei Kenntnisnahme von dem allgemeinen Inhalt des Briefes war wie nichts im Vergleich mit ihrem Erstaunen, als sie an die speziellen Stellen des Briefes kamen, welcher sich Onkel Joseph bezog. Dieses neue Element, welches dem immer dunkler werdenden Geheimnis in Bezug auf Mistreß Jazeph und das Myrtenzimmer durch das Auftreten dieses Ausländers auf der Bühne und durch seinen genauen Zusammenhang mit den außerordentlichen Vorgängen, die in dem alten Schlosse stattgefunden, mitgeteilt ward, äußerte auf alle eine im höchsten Grade verblüffende Wirkung.

Der Brief ward immer und immer wieder gelesen, Satz für Satz kritisch zerlegt, sorgfältig von dem Doktor erläutert, um die Tatsachen, die er enthielt, von der Masse nichtssagender Worte zu sondern, in welche Mr. Munder sie künstlicher- und langweiligerweise gehüllt, und endlich nach aller Mühe, die man sich gegeben, ihn verständlich zu machen, für das geheimnisvolle und seltsamste Dokument erklärt, welches jemals die Feder eines Sterblichen hervorgebracht.

Der erste praktische Vorschlag, welcher, nachdem der Brief verzweiflungsvoll beiseite gelegt worden, gemacht ward, ging von Rosamunden aus. Sie schlug vor, daß ihr Gatte und sie selbst – natürlich mit Einschluß ihres Söhnchens – sofort nach Porthgenna aufbrechen sollten, um die Diener genau in Bezug auf Mistreß Jazeph und den Ausländer, der sie begleitet, auszufragen und die Lokalitäten der Nordseite des Hauses zu untersuchen, um vielleicht einen Aufschluß über die Lage des Myrtenzimmers zu entdecken, während die Ereignisse noch frisch in der Erinnerung der Zeugen waren.

Der auf diese Weise verteidigte Plan stieß jedoch, obschon er an und für sich ganz vortrefflich war, bei Doktor Orridge aus ärztlichen Gründen auf Widerspruch. Mistreß Frankland hatte sich dadurch, daß sie, als sie das erste Mal das Zimmer verlassen, zu leichtsinnig

der Luft ausgesetzt, eine ziemliche Erkältung zugezogen, und der Doktor weigerte sich, ihr vor Ablauf einer Woche Erlaubnis zum Reisen zu erteilen.

Der nächste Vorschlag ging von Mr. Frankland aus. Dieser erklärte, es sei ihm vollkommen klar, daß die einzige Aussicht, das Geheimnis des Myrtenzimmers zu durchdringen, einzig und allein davon abhängen würde, daß man ein Mittel fände, mit Mistreß Jazeph in Mitteilung zu treten.

Er schlug vor, sich nicht weiter mit irgendetwas zu bemühen, was mit der Durchführung dieser Absicht nicht im Zusammenhang stehe, und stellte den Antrag, daß der Diener, der jetzt in West Winston bei ihnen war – ein Mann, der seit vielen Jahren in seinen Diensten stand und auf dessen Eifer, Tätigkeit und Intelligenz man sich unbedingt verlassen konnte – sofort nach Porthgenna gesendet würde, um die nötigen Nachforschungen zu beginnen und die Lokalitäten auf der Nordseite des Hauses sorgfältig zu untersuchen.

Dieser Rat ward auch sofort befolgt. Noch ehe eine Stunde um war, machte der Diener sich auf den Weg nach Cornwall, gründlich instruiert in Bezug auf das, was er tun sollte und wohl mit Geld versehen, im Fall er es notwendig fand, viel Personen zu Betreibung der erforderlichen Nachforschungen zu verwenden.

Nach einiger Zeit sendete er seinem Herrn einen Bericht über die von ihm getanen Schritte.

Dieser Bericht war aber von im höchsten Grade entmutigender Art. Von Mistreß Jazeph und ihrem Begleiter hatte man von der Poststadt von Porthgenna an jede Spur verloren. Man hatte Nachforschungen nach allen Richtungen hin angestellt, aber keinen einzigen zuverlässigen Aufschluß erlangt. Leute in ganz verschiedenen Ortschaften erklärten, zwei Personen gesehen zu haben, welche der Beschreibung der Frau in der dunkeln Kleidung des alten Ausländers entsprachen; forderte man sie aber auf, die Richtung anzuzeigen, in welcher die beiden Fremden gereist waren, so erhielt man Antworten von der verwirrendsten und widersprechendsten Art.

Man hatte weder Mühe noch Kosten gespart, aber bis jetzt kein

Resultat von auch nur dem geringsten Werte erlangt. Ob die Frau und ihr Begleiter nach Osten, Westen, Norden oder Süden gegangen waren, darüber konnte Mr. Franklands Diener in dem gegenwärtigen Stadium der Erörterungen keinerlei Auskunft geben.

Der Bericht über die Untersuchung der nördlichen Zimmer war ebenso wenig befriedigend. Auch hier konnte man nichts von irgendwelcher Bedeutung entdecken. Der Diener hatte ermittelt, daß es zweiundzwanzig Zimmer auf der unbewohnten Seite des Hauses gab – sechs im Erdgeschoß, welche in den verödeten Garten gingen, acht in der ersten Etage und acht über diesen in der zweiten. Er hatte alle Türen von oben bis unten sorgfältig untersucht und war zu dem Schlusse gekommen, daß keine derselben geöffnet worden.

Die Indizien, welche die eigene Handlungsweise der rätselhaften Frau lieferte, führten zu nichts. Sie hatte, wenn man der Aussage der Magd trauen durfte, die Schlüssel auf den Fußboden der Halle fallen lassen. Man fand sie selbst, wie die Haushälterin und der Kastellan versicherten, ohnmächtig oben auf dem Vorplatze der ersten Treppe liegen. Die Tür, welche sich ihr hier gegenüber befand, zeigte von einer damit neuerdings vorgenommenen Eröffnung ebenso wenig eine Spur als die andern Türen der übrigen zweiundzwanzig Zimmer.

Ob das Zimmer, zu welchem sie Zutritt zu erlangen wünschte, eines der acht in der ersten Etage, oder ob sie auf dem Wege nach der höher gelegenen Reihe von acht Zimmern in der zweiten Etage ohnmächtig geworden war, dies ließ sich unmöglich bestimmen.

Die einzigen sichern Schlüsse, welche aus den in dem Hause stattgehabten Ereignissen gezogen werden konnten, waren zwei an der Zahl.

Erstens konnte man mit Gewißheit annehmen, daß die rätselhafte Frau gestört worden, ehe sie im Stande gewesen war, sich der Schlüssel zu bedienen, um in das Myrtenzimmer zu gelangen.

Zweitens ließ sich aus der Stellung, in welcher sie auf der Treppe gefunden ward und aus der Aussage in Bezug auf das Fallenlassen der Schlüssel annehmen, daß das Myrtenzimmer sich nicht in dem Erdgeschoß befand, sondern eins der in der ersten und zweiten Etage befindlichen sechzehn Zimmer war.

Außerdem hatte der Schreiber des Berichts nichts weiter zu melden, ausgenommen, daß er sich erlauben werde, in Porthgenna zu warten, im Fall sein Herr ihm weitere Instruktionen mitzuteilen hätte.

Was war nun zu tun?

Dies war notwendig die erste Frage, welche die Meldung des Dieners von dem erfolglosen Ergebnis seiner Nachforschungen in Porthgenna an die Hand gab.

Wie dieselbe aber zu beantworten sei, dies war nicht sehr leicht zu ermitteln. Rosamunde wußte nichts vorzuschlagen, Mr. Frankland wußte nichts vorzuschlagen, der Doktor wußte nichts vorzuschlagen. Je eifriger alle drei über eine neue Idee nachdachten, desto weniger schien Aussicht vorhanden, daß es ihnen gelingen werde, eine zu finden.

Endlich stellte Rosamunde verzweifelnd den Antrag, den Rat einer vierten zuverlässigen Person zu suchen, und bat ihren Gatten um die Erlaubnis, eine vertrauliche Darlegung des ganzen Sachverhaltes für den Vikar von Long Beckley niederschreiben und demselben übersenden zu dürfen.

Doktor Chennery war ihr ältester Freund und Ratgeber. Er hatte sie beide als Kinder gekannt; er interessierte sich für sie wie ein Vater und er besaß jene unschätzbare Gabe schlichten, klaren, gesunden Menschenverstandes, die ihn als gerade den Mann bezeichnete, welcher am allerwahrscheinlichsten ihnen nicht bloß beistehen könnte, sondern dies auch bereitwillig tun würde.

Mr. Frankland war mit Vorschläge seiner Gattin sofort einverstanden, und Rosamunde schrieb unverweilt an Doktor Chennery, indem sie ihm alles mitteilte, was seit Mistreß Jazeps erster Einführung bei ihr geschehen, und indem sie ihn um seine Meinung hinsichtlich des Verfahrens bat, welches unter den obwaltenden Umständen sich als das ratsamste darstellte.

Mit umgehender Post lief eine Antwort ein, welche Rosamundes Vertrauen auf ihren alten Freund vollkommen rechtfertigte.

Doktor Chennery teilte nicht bloß die Neugier und Spannung, welche Mistreß Jazeps Worte und Benehmen in dem Gemüt seiner

Korrespondentin hervorgerufen, sondern hatte auch einen eigentümlichen Plan zur Ermittlung der Lage des Myrtenzimmers vorzuschlagen.

Der Vikar beantwortete seinen Vorschlag dadurch, daß er sich gegen jede weitere Nachforschung nach Mistreß Jazeph erklärte. Nach den Umständen, wie sie ihm erzählt wurden, zu urteilen, meinte er, es werde nur Zeitverschwendung sein, sie ausfindig machen zu wollen.

Demgemäß ließ er diesen Teil des Gegenstandes sofort ruhen und widmete sich der Erwägung der wichtigeren Frage: Wie sollten Mr. und Mistreß Frankland zu Werke gehen, um das Geheimnis des Myrtenzimmers allein und durch sich selbst zu entdecken?

In dieser Beziehung hegte Doktor Chennery eine Überzeugung der stärksten Art und sagte Rosamunden im voraus, daß sie sich auf eine große Überraschung gefaßt machen müsse, wenn er weiter unten darauf zu sprechen käme.

Indem er es nämlich als ausgemacht betrachtete, daß sie und ihr Gatte keine Hoffnung hätte, ausfindig zu machen, wo das fragliche Zimmer sei, wenn sie nicht von jemandem unterstützt würden, der besser als sie mit den alten örtlichen Einrichtungen des Innern von Porthgenna Tower bekannt sei, erklärte der Vikar seine Meinung dahin, daß es nur noch einen einzigen lebenden Menschen gäbe, der ihnen den erforderlichen Aufschluß geben könnte, und dieser Mensch sei niemand anders als Rosamundes griesgrämiger, menschenfeindlicher Onkel Andrew Treverton!

Diese auffällige Meinung unterstützte Doktor Chennery durch zwei Gründe. Erstens war Andrew das einzige noch lebende Mitglied der älteren Generation, welche in Porthgenna Tower zu einer Zeit gelebt, wo alle mit den nördlichen Zimmern zusammenhängenden Traditionen noch frisch in der Erinnerung der Bewohner des Hauses lebten. Die Leute, die jetzt darin wohnten, waren Fremde, welche von Mr. Franklands Vater engagiert worden, und die in früherer Zeit von Kapitän Treverton angenommenen Diener waren gestorben oder zerstreut. Die einzige verlässliche Person, deren Erinnerungen für Mr. und Mistreß Frankland höchstwahrscheinlich von Nutzen sein

konnten, war daher unbestreitbar der Bruder des früheren Besitzers von Porthgenna Tower.

Zweitens war die Möglichkeit vorhanden – selbst wenn Andrew Trevertons Gedächtnis nicht ganz zuverlässig war – daß er schriftliche oder gedruckte Aufschlüsse in Bezug auf die Örtlichkeit des Myrtenzimmers besaß. Nach seines Vaters Testament – welches, als Andrew noch ein junger Mann, der eben auf die Universität ging, war, gemacht und weder zu der Zeit seiner Abreise aus England oder später geändert worden – hatte er die ausgewählte alte Sammlung von Büchern in der Bibliothek von Porthgenna geerbt. Gesetzt, daß er diese Erbstücke noch besaß, war es höchstwahrscheinlich, daß sich darunter ein Plan oder eine Beschreibung des Hauses befand, wie es in der vergangenen Zeit war, wodurch dann aller gewünschter Aufschluß an die Hand gegeben ward.

Dies war ein zweiter gewichtiger Grund, zu glauben, daß wenn irgendwo ein Aufschluß über die Lage des Myrtenzimmers existierte, Andrew Treverton der Mann sei, der ihn geben könnte.

Nahm man aber sonach an, daß der griesgrämige, alte Misanthrop der einzige Mensch sei, welchen man mit Nutzen um die gewünschte Belehrung ansehen könnte, so entstand zunächst die Frage, wie man mit ihm in Verbindung treten solle?

Der Vikar wußte recht wohl, daß es nach Andrews unverzeihlich herzloser Handlungsweise gegen ihren Vater und ihre Mutter für Rosamunde unmöglich sei, sich direkt an ihn zu wenden. Dieses Hindernis ließ sich indessen dadurch beseitigen, dass man die erforderliche Mitteilung von Doktor Chennery ausgehen ließ. So gründlich wie der Vikar dem alten Misanthropen persönlich abgeneigt war und so entschieden er auch die Grundsätze desselben mißbilligte, so war er doch gern bereit, im Interesse seiner jungen Freunde von seinen persönlichen Antipathien abzusehen und gab – wenn Rosamunde und ihr Gatte damit einverstanden wären – seine vollkommene Bereitwilligkeit zu erkennen, an Andrew zu schreiben, sich auf ihre frühere Bekanntschaft zu berufen und ihn, als ob es sich um eine altertümliche Kuriosität handelte, um Auskunft

in Bezug auf die nördliche Seite von Porthgenna Tower zu bitten, und dabei ganz natürlich die Bitte auszusprechen, ihn von den Namen in Kenntnis zu setzen, unter welchen die einzelnen Zimmer in früheren Zeiten bekannt gewesen wären.

Indem der Vikar dieses Anerbieten machte, gestand er offen, er glaube, es sei keine Aussicht vorhanden, überhaupt eine Antwort auf dies Gesuch zu erhalten, wie sorgfältig er dasselbe auch mit Berücksichtigung der griesgrämigen Eigentümlichkeiten Andrews abfassen möchte.

Indessen, in Erwägung daß bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge eine schwache Hoffnung immer noch besser sei als gar keine, meinte er, es sei wenigstens der Mühe wert, nach dem von ihm vorgeschlagenen Plane einen Versuch zu machen.

Wenn Mr. und Mistreß Frankland ein besseres Mittel ersinnen könnten, um mit Andrew Treverton in Mitteilung zu treten oder wenn sie vielleicht einen andern Weg entdeckt hätten, um die Aufschlüsse, deren sie bedürften, zu erlangen, so sei Doktor Chennery vollkommen bereit, von seinen eigenen Ansichten abzustehen und sich den ihrigen unterzuordnen.

Auf jeden Fall könne er nur mit der Bitte schließen, zu bedenken, daß er das Interesse seiner jungen Freunde wie sein eigenes betrachte und daß jeder Dienst, den er ihnen leisten könnte, ihnen mit Freunden und mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung stünde.

Eine sehr kurze Erwägung des freundschaftlichen Briefs des Vikars überzeugte Rosamunde und ihren Gatten, daß sie keine andere Wahl hatten, als das Anerbieten, welches dieser Brief enthielt, dankbar anzunehmen.

Die Aussichten waren allerdings gegen den Erfolg des vorgeschlagenen Schrittes, aber waren sie wohl ungünstiger als die Aussichten gegen den Erfolg irgendwelcher auf eigene Faust übernommenen Nachforschungen in Porthgenna? Es war doch wenigstens eine schwache Hoffnung vorhanden, daß Doktor Chennerys Gesuch um Belehrung zu einigen Ergebnissen führen werde, während dagegen durchaus keine Hoffnung vorhanden war,

das bloß mit einem Zimmer in Zusammenhang stehende Geheimnis dadurch zu durchdringen, daß man zwei Reihen Zimmer, zusammen nicht weniger als sechzehn an der Zahl, blindlings durchwühlte.

Von diesen Erwägungen bestimmt, schrieb Rosamunde sofort wieder an den Vikar, um ihm für seine freundliche Bereitwilligkeit zu danken und ihn zu bitten, ohne einen Augenblick Verzug vorgeschlagenermaßen an Andrew Treverton zu schreiben.

Doktor Chennery beschäftigte sich unverweilt mit Abfassung des wichtigen Briefes, indem er Sorge trug, sein Gesuch ausschließlich auf Gründe der Altertumsforschung zu stützen und seine erheuchelte Wißbegier in Bezug auf die Räume von Porthgenna Tower dadurch zu erklären, daß er auf seine Bekanntschaft mit der Familie Treverton und auf das ganz natürliche Interesse an dem alten Gebäude hinwies, mit welchem der Name und die Schicksale dieser Familie in so engem Zusammenhange standen.

Nachdem er auf diese Weise wegen der gewünschten Auskunft an Andrews Jugenderinnerungen appelliert, wagte er noch einen Schritt weiterzugehen und sprach von der alten Bibliothek, indem er bemerkte, daß in derselben sich höchstwahrscheinlich ein Plan oder eine wörtliche Beschreibung des Schlosses befände, die von dem größten Nutzen sein könnte, im Fall Mr. Trevertons Gedächtnis nicht alle nähern Umstände in Bezug auf die Namen und die Lage der nördlichen Zimmer bewahrt hätte.

Zum Schlusse nahm er sich die Freiheit zu erwähnen, daß das Darlehen irgend eines Dokumentes von der Art, wie er angedeutet, oder die Erlaubnis, Auszüge daraus machen zu lassen, als eine große Gefälligkeit anerkannt werden würde, und in einer Nachschrift fügte er hinzu, daß, um Mr. Treverton alle Mühe zu ersparen, ein Bote am Tage nach Abgabe dieses Briefes die Antwort abholen würde, welche es ihm vielleicht beliebte darauf zu geben.

Nachdem der Vikar das Gesuch auf diese Weise unter vielen stillen Befürchtungen in Bezug auf die Ergebnisse desselben fertig gemacht, schob er es in ein Couvert, welches er an seinen Geschäftsagenten in London adressierte, den er bat, es durch eine zuverlässige Person zu besorgen und durch dieselbe am Tage

darauf nach der Antwort nachfragen zu lassen.

Drei Tage nach Absendung dieses Briefes – bis zu welcher Zeit man keine Nachricht irgendwelcher Art von Doktor Chennery erhalten – erlangte Rosamunde endlich von ihrem Arzt die Erlaubnis, ihre Reise fortzusetzen.

Mr. und Mistreß Frankland nahmen daher Abschied von Doktor Orridge, versprachen ihm wiederholt, ihn von den Fortschritten, die sie in Bezug auf die Lage des Myrtenzimmers vielleicht machen würden, in Kenntnis zu setzen, kehrten West Winston den Rücken und traten nun zum dritten Male die Reise nach Porthgenna Tower an.

---

## Neuntes Kapitel

### *Der Anfang des Endes*

Es war in Andrew Trevertons Haus gerade Backtag, als der mit Bestellung von Doktor Chennerys Briefe beauftragte Bote die Gartentür des uns bekannten Hauses in Bayswater erreichte.

Nachdem er dreimal die Klingel gezogen, hörte er eine rauhe Stimme auf der andern Seite der Mauer, welche Stimme ihm zuschrie, er solle die Klingel in Ruhe lassen, und zugleich fragte, wer zum Teufel er sei und was er wolle.

»Ich bringe einen Brief an Mr. Treverton,« sagte der Bote, indem er, während er dies sagte, zugleich vorsichtig von der Tür zurückwich.

»Nun, so werft ihn über die Mauer und packt Euch dann Eurer Wege,« antwortete die rauhe Stimme.

Der Bote gehorchte diesen beiden Weisungen. Er war ein schüchterner, bescheidener, ältlicher Mann und als die Natur die Bestandteile seiner Gemütsart mischte, befand sich die Fähigkeit, Beleidigungen zu rügen, nicht mit darunter.

Der Mann mit der rauhen Stimme – oder um die Sache einfacher auszudrücken, der Diener Shrowl – hob den Brief auf, wägte ihn in der Hand, betrachtete die Adresse mit einem Ausdruck verächtlicher Neugier in seinen Spürhundaugen, steckte ihn in die Westentasche und lenkte seine Schritte träg nach der andern Seite des Hauses, wo sich der Eingang zur Küche befand.

In dem Gemach, welches wahrscheinlich die Speisekammer genannt worden wäre, wenn das Haus zivilisierten Bewohnern gehört hätte, war eine Handmühle aufgestellt und in dem Augenblick, wo Shrowl in dieses Gemach trat, war Mr. Treverton beschäftigt, seine Unabhängigkeit von allen Müllern in England dadurch zu behaupten, daß er sich sein Getreide selbst mahlte. Er

hielt ärgerlich mit dem Drehen der Kurbel inne, als sein Diener an der Tür erschien.

»Was wollt Ihr hier?« fragte er. »Wenn das Mehl fertig ist, werde ich Euch schon rufen. Wir wollen einander doch nicht öfter ansehen, als es unumgänglich notwendig ist. Ich kann Euch niemals ansehen, Shrowl, ohne mich zu fragen, ob es im ganzen Bereiche der Schöpfung ein Tier gibt, welches so häßlich ist wie der Mensch. Ich sah heute morgen eine Katze auf der Gartenmauer und bemerkte an derselben auch nicht einen einzigen Punkt, hinsichtlich dessen Ihr den Vergleich mit ihr aushalten könntet. Die Augen der Katze waren hell – die Eurigen sind trübe. Die Nase der Katze war gerade – die Eurige ist krumm. Der Bart der Katze war sauber – der Eurige ist schmutzig. Das Kleid der Katze paßte ihr – das Eurige hängt um Euch herum wie ein Sack. Ich sage Euch nochmals, Shrowl, die Gattung der Geschöpfe, welcher Ihr – und ich – angehört, ist die häßlichste der ganzen Schöpfung. Wir wollen uns nicht mit Ekel gegeneinander erfüllen, indem wir länger einer in des andern Gesellschaft bleiben. Geht fort, Ihr letzte, schlechteste, erbärmlichste Laune der Natur – geht fort.«

Shrowl hörte diese schmeichelhafte Anrede mit sauertöpfischer Heiterkeit an. Als sein Herr damit fertig war, zog er, ohne sich zu einer Antwort darauf herabzulassen, den Brief aus der Westentasche. Er war sich schon längst seiner eigenen Gewalt über seinen Herrn viel zu vollständig bewußt, als daß er auf irgendetwas, was Mr. Treverton ihm sagen konnte, auch nur das geringste Gewicht hätte legen sollen.

»Na, wenn Sie mit Sprechen fertig sind, so sehen Sie sich einmal das da an,« sagte Shrowl, indem er den Brief nachlässig auf den Tisch, neben welchem sein Herr stand, fallen ließ. »Es geschieht nicht oft, daß die Leute sich die Mühe nehmen, Ihnen Briefe zu schicken – nicht wahr nicht? Von wem glauben Sie wohl, daß dieser da kommt – ich bin neugierig, ob Ihre Nichte auf den Einfall gekommen ist, an Sie zu schreiben? Es stand kürzlich in der Zeitung, daß sie einen Sohn und Erben bekommen hat. Öffnen Sie den Brief und sehen Sie, ob es vielleicht eine Einladung zur

Kindtaufe ist. Ohne Sie wäre ja das Fest nicht vollständig und die Gesellschaft würde ganz gewiß nicht recht heiter sein können, wenn Ihr lächelndes Antlitz an der Tafel vermißt würde. Lassen Sie mich einstweilen die Mühle drehen, während Sie ausgehen und ein silbernes Nutschkännchen kaufen. Der Sohn und Erbe erwartet ein Nutschkännchen, wissen Sie, und seine Wärterin erwartet eine halbe Guinee und seine Mama erwartet Ihr ganzes Vermögen. Welch ein Vergnügen, diese drei unschuldigen Wesen glücklich zu machen! Es ist abscheulich, Sie so schiefe Gesichter über diesen Brief ziehen zu sehen. Mein Himmel, wo ist Ihre liebevolle Gesinnung denn auf einmal hin?«

»Wenn ich nur wüßte, wo ich einen Knebel fände, um Euch damit Eure nichtswürdige Schnauze zu stopfen!« rief Mr. Treverton. »Wie könnt Ihr Euch unterstehen, mir etwas von meiner Nichte zu sagen, Ihr erbärmlicher Kerl! Ihr wißt, ich hasse sie um ihrer Mutter willen. Was soll das heißen, daß Ihr fortwährend von meinem Vermögen faselt? Ehe ich es dem Kinde der Komödiantin hinterließe, vermachte ich es lieber Euch, und ehe ich es Euch vermachte, lüde ich es lieber bis auf den letzten Heller in ein Boot und versenkte es auf immer in den Schoß des Meeres.«

Während Mr. Treverton seiner Unzufriedenheit auf diese nachdrückliche Weise Worte lieh, raffte er Doktor Chennerys Brief vom Tische und riß ihn in einer Stimmung auf, die für einen glücklichen Erfolg der Bitte des Vikars durchaus nicht sonderlich verheißungsvoll war.

Er las den Brief mit ominöser Miene, die immer finsterer und finsterer ward, sowie er dem Ende des Briefes näher kam. Als er die Unterschrift erblickte, änderte seine Laune sich plötzlich und er lachte sardonisch.

»Ganz gehorsamst der Ihrige, Robert Chennery,« wiederholte er bei sich selbst. »Ja, ganz gehorsamst der Meinige, wenn ich dir den Willen tue. Und wenn ich ihn nun nicht tue, Pfaffe?«

Er schwieg, sah den Brief wieder an und der tückische Blick kam darauf wieder zum Vorschein.

»Es steckt irgendeine lauernde Lüge hinter dieser gleißnerischen

schönen Schrift,« murmelte er argwöhnisch. »Ich bin aber kein Mitglied seiner Gemeinde. Das Gesetz gibt ihm nicht das Recht, mir blauen Dunst vorzumachen. Was soll es bedeuten, daß er es doch versucht?«

Er schwieg wieder, dachte ein wenig nach, blickte plötzlich zu Shrowl auf und sagte zu ihm:

»Habt Ihr das Backofenfeuer schon angezündet?«

»Nein, noch nicht,« antwortete Shrowl.

Mr. Treverton betrachtete den Brief zum dritten Male, zögerte, riß ihn dann langsam in der Mitte durch und warf die beiden Stücke verächtlich seinem Diener zu.

»Zündet das Feuer sofort an,« sagte er. »Und wenn Ihr Papier braucht, so ist hier welches. Halt,« setzte er hinzu, nachdem Shrowl den zerrissenen Brief aufgehoben hatte. »Wenn morgen jemand kommt, um die Antwort zu verlangen, so sagt ihm, ich hätte Euch den Brief gegeben, um das Feuer damit anzuzünden, und dies wäre meine Antwort.«

Mit diesen Worten kehrte Mr. Treverton an die Mühle zurück und begann mit boshafem, schadenfrohen Lächeln sie wieder zu drehen.

Shrowl begab sich in die Küche, schloß die Tür, legte die zerrissenen Stücke des Briefes nebeneinander auf den Anrichtetisch und begann ganz kaltblütig und gelassen den Brief zu lesen.

Als er dies langsam und sorgfältig von der Adresse bis zu der Unterschrift getan, kratzte er sich eine Weile nachdenklich in seinem zottigen, vernachlässigten Barte, faltete dann den Brief sorgfältig wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche.

»Ich will ihn mir später noch einmal ansehen,« dachte er bei sich selbst, indem er ein Stück von einer alten Zeitung abriß, um das Feuer damit anzuzünden. »Ich glaube, es läßt sich mit diesem Briefe doch noch etwas Besseres tun, als ihn verbrennen.«

Fest entschlossen, den Brief nicht eher wieder aus der Tasche zu nehmen, als bis alle häuslichen Verrichtungen für diesen Tag gehörig besorgt wären, zündete Shrowl das Feuer an, buk im Laufe des

Vormittags das Brot und begann dann geduldig im Gemüsegarten zu graben.

So ward es vier Uhr nachmittags, ehe er sich berechtigt glaubte, an seine Privatangelegenheiten zu denken und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um den Brief im Geheimen noch einmal durchzulesen.

Diese zweite Lektüre des unglücklichen Gesuchs des Doktor Chennery an Mr. Treverton bestärkte Shrowl in seinem Entschluß, den Brief nicht zu vernichten.

Mit großer Mühe und Ausdauer und fortwährend sich im Barte kratzend, unterschied er endlich drei Hauptpunkte in diesem Brief, die nach seiner Ansicht von hervorragender Wichtigkeit waren.

Der erste dieser drei Hauptpunkte war, daß die Person, welche sich mit dem Namen Robert Chennery unterzeichnet, einen Plan oder gedruckten Bericht über die nördliche Seite der innern Räume eines gewissen alten Schlosses in Cornwall, Porthgenna Tower genannt, zu Rate zu ziehen wünschte.

Der zweite Punkt schien sich dahin aufzulösen, daß Robert Chennery glaubte, es sei ein solcher Plan oder gedruckter Bericht vielleicht unter der Mr. Treverton gehörenden Büchersammlung zu finden.

Der dritte Punkt war, daß dieser Robert Chennery das Darlegen eines solchen Planes oder gedruckten Berichts als eine der größten Gefälligkeiten betrachten würde, die ihm erwiesen werden könnten.

Über die letztere Tatsache nachdenkend und sein Augenmerk ausschließlich auf Betrachtung seines eigenen Interesses richtend, gelangte Shrowl zu dem Schlusse, daß es wohl in pekuniärer Beziehung der Mühe verlohnen könne, wenn er sich in den Stand zu setzen suchte, Robert Chennery die gewünschte Gefälligkeit zu erzeugen, indem er heimlich unter den Büchern seines Herrn nachsuchte.

»Es könnte mir wohl eine Fünfpfundnote eintragen, wenn ich die Sache gut besorge,« dachte Shrowl, steckte den Brief wieder in die Tasche und ging nachdenklich die Treppe hinauf nach den Rumpelkammern oben unter dem Dache.

Diese Gemächer waren zwei an der Zahl, ohne alle Möbels und mit der Büchersammlung, die einst die Bibliothek von Porthgenna Tower geschmückt, angefüllt. Mit Staub bedeckt und nach allen Richtungen hin auf dem Fußboden umhergestreut, lagen Hunderte von Bänden aus den Packkisten herausgeworfen, wie Kohlen in einem Keller aus den Säcken herausgeworfen werden. Alte wertvolle Exemplare, welche mancher Gelehrte als unbezahlbare Schätze betrachtet hätte, lagen in chaotischer Gleichheit neben modernen Werken, deren Hauptvorzug in ihrem schönen Einband bestand.

In diese Wildnis von umhergestreuten Büchern trat jetzt Shrowl, ermutigt durch die erhabene Geistesgegenwart der Unwissenheit, um entschlossen nach einem besondern Buche zu suchen, ohne ein anderes Licht zu seiner Führung zu haben, als den schwachen Schimmer der beiden Worte »Porthgenna Tower«.

Nachdem er sich dieselben fest eingepägt, stellte er sich zunächst die Aufgabe, zu suchen, bis er sie auf der ersten Seite eines der hunderte der um ihn herumliegenden Bände gedruckt fände. Dies war für den Augenblick seine wirkliche Lebensaufgabe und er stand nun in der größten der beiden Dachkammern, hartnäckig entschlossen, diese Aufgabe zu lösen.

Er machte sich mit den Füßen so viel freien Raum, daß er sich bequem auf den Fußboden setzen konnte und begann dann alle Bücher, die er erreichen konnte, anzusehen.

Einzelne Bände von seltenen Klassikerausgaben, einzelne Bände der englischen Geschichtsschreiber, einzelne Werke der Dramatiker aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, Reisebeschreibungen, Predigten, Anekdotensammlungen, Bücher über Naturgeschichten, über Jagdwesen u.s.w. folgen rasch in bunter Abwechslung aufeinander, aber kein Buch, auf dessen Titelblatt die Worte »Porthgenna Tower« gestanden hätten, belohnte während der ersten zehn Minuten, nachdem er sich auf den Boden niedergesetzt, Shrowls fleißiges Suchen.

Ehe er in eine andere Stellung weiterrückte und einen frischen Haufen literarischen Gewühls vornahm, machte er eine Pause und ging mit sich zu Rate, ob es nicht eine bequemere und

systematischere Methode als seine bisherige gäbe, um sich durch die zerstreute Masse von Büchern, die noch durchzusehen blieben, hindurchzuarbeiten.

Das Ergebnis seiner Betrachtungen war, daß es für ihn weniger ermüdend sein würde, wenn er alle Bücher in allen Teilen des Gemachs ohne Unterschied vornähme und sich in seiner Auswahl bloß nach ihrem verschiedenen Format richtete. Zuerst wollte er die größten vornehmen, dann, nachdem er diese auf einen Haufen gelegt, die nächstgrößeren und so weiter, bis er endlich bis auf die Taschenausgaben käme. – Demgemäß machte er sich einen zweiten freien Raum in der Nähe der Wand, trampelte dann auf den Büchern so kaltblütig herum, als ob es ebenso viele Erdklöße auf einem gepflügten Felde wären, und suchte von allen Bänden, die auf der Diele lagen, den größten heraus.

Es war ein Atlas, Shrowl wendete die Karten, eine nach der andern um, dachte nach, schüttelte den Kopf und legte den Band dann auf einen leeren Raum, welchen er dicht an der Wand frei gemacht.

Das nächst größte Buch war eine prachtvoll gebundene Sammlung in Kupfer gestochener Bildnisse berühmter Männer. Shrowl begrüßte die berühmten Männer mit einem Grunzen vandalischer Mißbilligung und ließ sie dann dem Atlas Gesellschaft leisten.

Das drittgrößte Buch lag unter mehrern andern. Es ragte ein wenig mit der einen Ecke hervor und war in roten Maroquin gebunden. In einer andern Lage, oder wenn es in eine bescheidnere Farbe gebunden gewesen, wäre es höchstwahrscheinlich unbemerkt geblieben. Shrowl zog es mit einiger Mühe hervor, öffnete es mit mißtrauischem Stirnrunzeln, sah das Titelblatt an und klatschte sich plötzlich mit einem lauten triumphierenden Fluche auf den Schenkel.

Hier standen die zwei Worte, die er suchte, und stierten ihm gleichsam mit dem ganzen Nachdruck der größten Anfangsbuchstaben ins Gesicht.

Er horchte einen Augenblick, um sich zu überzeugen, daß sein Herr sich nicht im Hause umherbewege, dann wendete er sich zu

dem ersten Blatt des Buches mit der Absicht, es sorgfältig von Anfang bis Ende, Seite für Seite durchzusehen.

Das erste Blatt war ein leeres. Am Rande des zweiten stand mit verblichener Tinte geschrieben: »Selten. Nur sechs Exemplare gedruckt. J. A. T.«

Weiter unten auf der Mitte des Blattes stand die gedruckte Zueignung:

»John Arthur Treverton, Esquire, Herrn und Besitzer des Schlosses Porthgenna, königlichem Friedensrichter, Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften 2c. 2c. 2c. ist dieses Werk gewidmet, in welchem ein Versuch gemacht worden, den altertümlichen und geehrten Herrensitz seiner Ahnen zu beschreiben.«

Es standen noch viele Zeilen mehr da, die alle bis zum Überfließen mit den längsten und unterwürfigsten Worten, die in dem Wörterbuche zu finden sind, angefüllt waren; Shrowl aber enthielt sich wohlweislich der Mühe, sie zu lesen, und ging sogleich weiter zu dem nächsten, dem Titelblatt.

Und hier standen wirklich die über alles wichtigen Worte:

»Geschichte der Altertümer von Porthgenna Tower, von der Zeit seiner ersten Erbauung bis auf die Gegenwart, mit interessanten genealogischen Notizen über die Familie Treverton, einer Untersuchung über den Ursprung der gotischen Architektur und einigen Gedanken über die Theorie der Befestigungskunde nach der Eroberung Englands durch die Normannen. Von dem ehrwürdigen Job Dark, Dr. th., Rektor von Porthgenna. Mit sorgfältig ausgeführten Porträts, Ansichten und Grundrissen. Nicht in den Buchhandel gegeben. Gedruckt von Spaldock und Grimes, Truro, 1734.«

Dies war das Titelblatt. Das nächste Blatt enthielt eine gestochene Ansicht von Porthgenna Tower von der Westseite, dann kamen einige Seiten, die dem »Ursprunge der gotischen Architektur,« dann wieder einige Seiten, welche der normännischen Theorie der Befestigungskunde gewidmet waren. Hierauf folgte abermals eine Abbildung von Porthgenna Tower von der Ostseite. Dann kam wieder Text unter dem Titel: »Die Familie Treverton« und dann kam

die dritte Abbildung – Porthgenna von der Nordseite.

Hier machte Shrowl Halt und betrachtete mit Interesse das Blatt dem Text gegenüber. Es war bloß der Titel einer anderweiten Abteilung Text über die Erbauung des Schlosses und dann folgten Kupferstiche von Familienporträts in der Gemäldegalerie von Porthgenna.

Seinen linken Daum zwischen die Blätter steckend, um die Stelle sogleich wiederfinden zu können, blätterte Shrowl ungeduldig und rasch weiter bis an das Ende des Buches, um zu sehen, was er vielleicht hier fände.

Das letzte Blatt enthielt einen Plan der Pferdeställe, das vorletzte Blatt einen Plan des nördlichen Gartens und auf dem drittletzten zeigte sich gerade das, was in Robert Chennerys Brief erwähnt war – ein Plan oder Grundriß über die innere Einrichtung der nördlichen Seite des Hauses.

Shrowls erster Impuls, als er diese Entdeckung machte, war, das Buch sofort in das sicherste Versteck zu bringen, welches er ausfindig machen könnte, um es dann heimlich zum Verkauf anzubieten, wenn der Bote den nächsten Morgen wiederkäme, um die Antwort auf den Brief zu holen.

Einiges Nachdenken überzeugte ihn jedoch, daß ein derartiges Verfahren eine gefährliche Ähnlichkeit mit einem Diebstahl habe und ihn in Ungelegenheit bringen könnte, wenn die Person, mit welcher er zu tun hätte, es sich einfallen ließe, erst gewisse vorläufige Fragen hinsichtlich seines Rechts auf das Buch, welches er zu verkaufen wünschte, an ihn zu richten.

Die einzige Alternative, wenn er den Gedanken, sich in den Besitz des Buches zu setzen, aufgab, bestand darin, so gut er konnte eine Kopie von dem Plan zu machen und mit diesem als mit einem Dokument zu wuchern, welches die gewissenhafteste Person von der Welt ohne Zögern kaufen konnte.

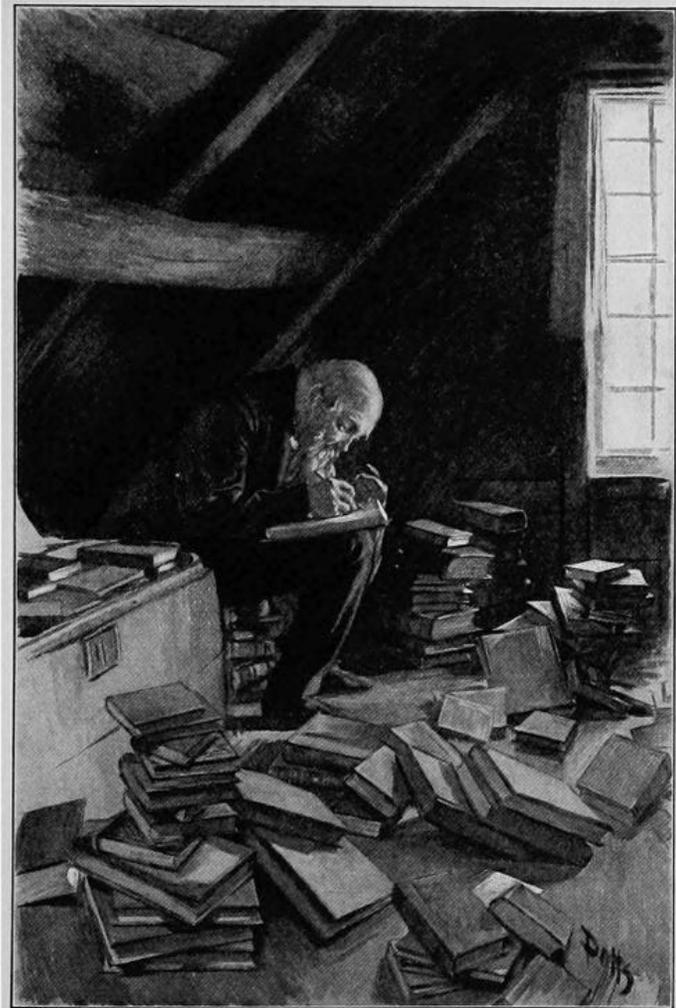
Nach reiflicher Erwägung beschließend, sich lieber der Mühe, diese Kopie zu fertigen, zu unterziehen, als es auf die Gefahren bei einer Entwendung des Buches ankommen zu lassen, stahl Shrowl sich so leise als möglich in die Küche hinunter, nahm aus einem der

Schubfächer des Küchentisches einen alten Stummel von einer Feder, eine Flasche Tinte und einen zerknitterten halben Bogen schmutziges Briefpapier, und kehrte dann hinauf in die Dachkammer zurück, um den Plan so gut er könnte zu kopieren.

Dieser Plan war von der einfachsten Art und nahm bloß einen kleinen Teil der Seite ein, dennoch aber hatte er für Shrowls Augen, als dieser ihn zum zweiten Male besichtigte, ein hoffnungslos verwickeltes und verworrenes Ansehen.

Die Zimmer wurden durch Reihen von kleinen Vierecken angedeutet, in welche die Namen sauber hineingedruckt waren, und die Lage der Treppen, Türen und Korridors war durch Parallellinien von verschiedener Länge und Breite vorgezeichnet. Nach langem Nachdenken, Stirnrunzeln und Bartzupfen fiel es Shrowl ein, daß die bequemste Methode, den Plan zu kopieren, die wäre, wenn er das Briefpapier – welches, obschon kaum halb so groß als das Blatt des Buches, doch groß genug war, um die darauf befindliche Zeichnung zu bedecken – darauflegte und dann die Linien, welche er durch das Papier hindurch sah, mit seiner Feder und seiner Tinte so sorgfältig als möglich nachzeichnete.

Er keuchte, schnaubte und ächzte über seiner Arbeit und ward feuerrot dabei, aber endlich kam er doch damit zu Stande – abgesehen von einigen Mängeln in Gestalt von Klecksen und andern derartigen Unsauberkeiten. Dann hielt er inne, um die Tinte trocknen zu lassen und frei aufzuatmen, ehe er etwas Weiteres zu tun versuchte.



Das nächste Hindernis, welches zu überwinden war, bestand in der Schwierigkeit, die in die Vierecke hineingedruckten Namen der Zimmer zu kopieren. Zum Glück für Shrowl – im Gebrauch der Feder ein ungeheurer Tölpel – waren die Namen sämtlich nicht sehr lang. Trotzdem aber machte es ihm die größte Mühe, sie in hinreichend kleinen Buchstaben abzuschreiben, um nicht mehr Raum zu gebrauchen, als die Vierecke darboten.

Ein Name ganz besonders – der des Myrtenzimmers – bot in dem Worte »Myrte« Kombinationen dar, welche seine Geduld und seine Finger, als er sie nachzumalen versuchte, auf eine harte Probe stellten.

Das Ergebnis in diesem Falle war, trotzdem er alles Mögliche aufbot, auch in der Tat selbst in seinen eigenen Augen so

unleserlich, daß er das Wort noch einmal mit größeren Buchstaben an den Rand des Blattes schrieb und mittelst einer sehr schwankenden Linie mit dem Viereck in Verbindung brachte, welches das Myrtenzimmer vorstellte.

Derselbe Unfall begegnete ihm auch noch mit zwei anderen Namen und ward auf dieselbe Weise wieder gutgemacht.

Mit den übrigen Namen kam er jedoch besser zu Stande und als er endlich noch den Titel »Plan der Nordseite« darüber geschrieben hatte, bot seine Kopie im Ganzen genommen ein weit respektableres Ansehen dar, als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre.

Nachdem er sich von der Genauigkeit der Kopie durch sorgfältige Vergleichung derselben mit dem Original überzeugt, faltete er sie zugleich mit Doktor Chennerys Brief zusammen und steckte sie, heiser aus erleichtertem Herzen aufkrächzend und mit einem grimmigen Lächeln der Befriedigung, in die Tasche.

Am nächsten Morgen bot die Gartentür des Hauses den Vorübergehenden die gänzlich neue Erscheinung dar, daß sie gastfreundlich ein wenig geöffnet stand, und eine der kahlen Türpfosten genoß die Ehre, durch die Gestalt Shrowls geschmückt zu werden, der ungewzungen, mit gekreuzten Beinen, den Händen in den Taschen und der Pfeife im Munde daran lehnte, um auf die Rückkehr des Boten zu warten, welcher am Tage vorher Doktor Chennerys Brief überbracht hatte.

---

## Dritter Band

### Erstes Kapitel

#### *Man nähert sich dem Abgrunde*

**E**s war am 9. Mai gewesen, als Mr. und Mistreß Frankland auf ihrer Reise von London nach Porthgenna an der Station West Winston Halt gemacht hatten. Am 11. Juni verließen sie diesen Ort wieder, um ihre Reise nach Cornwall weiter fortzusetzen. Am 12. langten sie, nachdem sie unterwegs ein Nachtquartier gemacht, gegen Abend in Porthgenna Tower an.

Es hatte den ganzen Morgen gestürmt und geregnet. Im Laufe des Nachmittags war es ruhiger geworden, und als die Reisenden endlich das Schloß erreichten, hatte der Wind sich vollständig gelegt. Ein dichter, weißer Nebel entzog aber das Meer den Blicken und plötzliche Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit.

Nicht einmal ein einsamer Müßiggänger aus dem Dorfe trieb sich an der westlichen Terrasse herum, als der Wagen mit dem jungen Ehepaar, dem Kinde und zwei Dienern an dem Hause vorfuhr.

Niemand wartete an der offenen Tür, um die Reisenden zu empfangen, denn alle Hoffnung, daß sie diesen Tag ankommen würden, war aufgegeben worden und das unaufhörliche Donnern der Brandung an der Küste übertäubte das Rollen der Wagenräder auf der nach der Terrasse führenden Straße.

Der Kutscher mußte von seinem Sitze heruntersteigen und die Türglocke ziehen. Es verging über eine Minute, ehe geöffnet ward.

Der Regen plätscherte eintönig und ununterbrochen auf das Dach des Wagens, die rauhe Feuchtigkeit der Atmosphäre drang durch

alle Umhüllungen und Fugen, das Dröhnen der Brandung erklang in der dichten Dunkelheit des Nebels drohend nahe, und so warteten die jungen Eheleute auf den Einlaß in ihre eigene Heimat wie zu ungelegener Zeit kommende Fremdlinge.

Als das Tor endlich geöffnet ward, wurden Herr und Herrin, welche die Dienstleute bei jeder andern Gelegenheit mit geeigneten Glückwünschen bewillkommnet haben würden, jetzt dagegen mit den geeigneten Entschuldigungen empfangen. Mr. Munder, Mistreß Pentreath, Betsey und Mr. Franklands Lakai drängten sich alle in die Halle herbei und baten verlegen um Verzeihung, daß sie nicht an der Tür bereit gestanden, als der Wagen vorgefahren.

Das Erscheinen des Kleinen verwandelte die abgedroschenen Entschuldigungen der Haushälterin und der Magd in ebenso abgedroschene Ausdrücke der Bewunderung; die Männer aber blieben ernst und düster und sprachen von dem erbärmlichen Wetter in einem Tone, als ob sie daran schuld wären.

Der Grund, weshalb sie so hartnäckig bei diesem einen unerfreulichen Thema verweilten, trat zu Tage, als Mr. Frankland und seine junge Gattin die westliche Treppe hinauf geführt wurden. Der Sturm am Morgen war unheilvoll für drei der im Dorfe Porthgenna wohnenden Fischer gewesen. Alle drei waren mit ihren Booten verunglückt und ihr Tod hatte das ganze Dorf in Trauer versetzt.

Die Dienstleute des Schlosses hatten, seitdem sie zu einer frühen Stunde des Nachmittags Kunde von diesem Unglücksfall erhalten, nichts getan als davon gesprochen, und Mr. Munder hielt es nun für seine Pflicht, zu erklären, daß die Abwesenheit der Dorfbewohner bei Gelegenheit der Ankunft ihrer Gutsherrschaft ihren Grund einzig und allein in der traurigen Wirkung habe, welche durch den Untergang des Fischerboots auf die kleine Gemeinde hervorgebracht worden sei. Unter weniger beklagenswerten Umständen hätte die westliche Terrasse sicherlich von Menschen gewimmelt und das Erscheinen des Wagens wäre mit lautem Freudenrufe bewillkommnet worden.

»Lenny, ich wünsche fast, daß wir noch ein wenig länger gewartet und uns jetzt noch nicht hierher begeben hätten,« flüsterte

Rosamunde, indem sie sich ängstlich an den Arm ihres Gatten klammerte. »Es ist sehr schauerlich und entmutigend, an einem solchen Tage wie dieser in meine erste Heimat zurückkehren zu müssen. Die Geschichte von den armen Fischern ist eine traurige und kein freudiger Willkommen für mich an dem Orte meiner Geburt. Wir wollen gleich morgen früh hinschicken und sehen, was wir für die armen, hilflosen Frauen und Kinder tun können. Ich werde mich, nachdem ich diese Geschichte gehört, nicht eher wieder in meinem Gemüt ruhig fühlen, als bis wir etwas zum Troste dieser armen Leute getan haben.«

»Mit den Reparaturen werden Sie hoffentlich zufrieden sein,« sagte die Haushälterin, indem sie auf die nach der zweiten Etage führende Treppe zeigte.

»Mit den Reparaturen?« wiederholte Rosamunde zerstreut. »Mit den Reparaturen! Ich höre dieses Wort jetzt nie, ohne an die nördlichen Zimmer und an die Pläne zu denken, die wir entworfen hatten, um meinen armen guten Vater zu bewegen, darin zu wohnen. Mistreß Pentreath, ich habe an Euch und Mr. Munder eine Menge Fragen in Bezug auf die außerordentlichen Dinge zu tun, die sich hier ereignet haben, als jene geheimnisvolle Frau und jener rätselhafte Ausländer hier gewesen sind, um das Haus in Augenschein zu nehmen. Aber erst sagt mir – dies hier ist die westliche Front – wie weit sind wir hier von den nördlichen Zimmern entfernt? Ich meine, wieviel Zeit würden wir brauchen, wenn wir jetzt nach diesem Teile des Hauses gehen wollten?«

»O, nicht fünf Minuten, Madame« antwortete Mistreß Pentreath.

»Nicht fünf Minuten!« wiederholte Rosamunde, wieder ihrem Gatten zuflüsternd. »Hörst du das, Lenny? In fünf Minuten könnten wir in dem Myrtenzimmer sein.«

»Und dennoch,« sagte Mr. Frankland lächelnd, »dennoch sind wir bei der Unwissenheit, in der wir uns gegenwärtig befinden, davon noch ebenso weit entfernt, als wenn wir noch in West Winston wären.«

»Das glaube ich nicht, Lenny. Es ist vielleicht bloß Einbildung von mir, aber jetzt, wo wir an Ort und Stelle sind, ist es mir, als hätten wir

das Geheimnis bis in sein letztes Versteck getrieben. Wir sind nun wirklich in dem Hause, welches dieses Geheimnis in sich schließt, und ich lasse mir es nicht ausreden, daß wir auch schon halb auf dem Wege sind, es ausfindig zu machen. Doch wir wollen nicht auf diesem kalten Vorplatz stehen bleiben. Wohin haben wir jetzt zu gehen?«

»Hierhin, Madame,« sagte Mr. Munder, indem er die erste Gelegenheit benutzte, um sich vorzudrängen und bemerkbar zu machen. »Das Besuchzimmer ist geheizt. Wollen Sie mir die Ehre gestatten, Sir, Sie nach dem fraglichen Zimmer zu leiten und zu führen?« setzte er hinzu, indem er Mr. Frankland dienstfertig die Hand entgegenstreckte.

»Nein, durchaus nicht!« mischte Rosamunde sich sofort ein. Mit ihrer gewohnten scharfen Beobachtungsgabe hatte sie bemerkt, daß es Mr. Munder an dem Zartgefühl fehlte, welches ihn hätte abhalten sollen, seinen blinden Herrn in ihrer Gegenwart neugierig anzugaffen, und sie ward deshalb sehr zu seinen Ungunsten eingenommen. »Wo auch das fragliche Zimmer liegen mag,« fuhr sie mit satyrischem Nachdruck fort, »so werde ich Mr. Frankland dorthin führen, wenn Ihr mir es erlaubt. Wenn Ihr Euch nützlich machen wollt, so geht lieber voran und öffnet die Tür.«

Äußerlich demütig, in seinem Innern aber entrüstet, ging Mr. Munder nach dem Besuchzimmer voran. Das Feuer brannte hell, das altmodische Zimmergerät nahm sich sehr malerisch und vorteilhaft aus, die Tapeten an den Wänden sahen behaglich und warm und der Teppich, so verschossen er auch war, fühlte sich doch unter den Füßen weich und warm an.

Rosamunde führte ihren Gatten an einen Lehnstuhl am Kamin und begann sich nun zum ersten Male heimisch zu fühlen.

»Hier sieht es wirklich recht behaglich aus,« sagte sie. »Wenn wir diese schauerlichen weißen Nebel nicht mehr sehen, wenn die Lichter angezündet sind und der Tee auf dem Tische steht, werden wir uns über nichts mehr in der Welt zu beklagen haben. Diese warme Atmosphäre ist dir angenehm, Lenny, nicht wahr? Es steht ein Piano hier im Zimmer; da kann ich dir also des Abends in

Porthgenna vorspielen, gerade so wie ich in London zu tun pflegte. – Wärterin, setzt Euch nieder und macht es Euch mit dem Kleinen so bequem als Ihr könnt. Ehe wir unsere Hüte absetzen, muß ich mit Mistreß Pentreath fortgehen und nach dem Schlafzimmer sehen. Wie heißt du, mein Mädchen, mit dem gutmütigen, rotbäckigen Gesicht? – Betsey? Wohlan denn, Betsey, gehe jetzt hinunter und hole den Tee und wenn du uns auch etwas kaltes Fleisch mit heraufbringen kannst, so soll es uns um so lieber sein.«

Nachdem Rosamunde in diesen gutgelaunten Ausdrücken ihre Befehle erteilt, ohne darauf zu achten, daß ihr Gatte eine etwas unbehagliche Miene machte, daß sie so vertraulich zu einer Dienerin sprach, verließ sie in Mistreß Pentreaths Begleitung das Zimmer.

Als sie zurückkam, war ihr Gesicht und ihr Wesen verändert. Sie sah und sprach ernst und ruhig:

»Ich hoffe, ich habe alles so angeordnet, wie es am besten ist, Lenny,« sagte sie. »Das luftigste und größte Zimmer ist, wie Mistreß Pentreath mir sagt, das, in welchem meine Mutter gestorben ist. Ich glaubte aber, wir täten wohl, von diesem keinen Gebrauch zu machen; es war mir, als äußerte schon sein Anblick eine erkältende und traurig stimmende Wirkung auf mich. Weiterhin auf dem Korridor befindet sich das Zimmer, welches meine Kinderstube war. Als Mistreß Pentreath mir sagte, sie habe gehört, daß ich darin geschlafen, war es mir fast, als besönne ich mich auf den hübschen kleinen Türbogen, der in das zweite Zimmer führte – in die Nachtkinderstube, wie man sie früher nannte. Ich habe befohlen, hier einzuheizen und die Betten zu machen. Es ist auch noch ein Zimmer rechter Hand da, welches mit der Tagkinderstube zusammenhängt. Ich glaube, in diesen drei Zimmern könnten wir uns sehr bequem und behaglich einrichten – wenn du nämlich nichts dagegen zu erinnern hast – obschon sie weder groß, noch so elegant eingerichtet sind wie die Fremdenzimmer. Wenn du es wünschest, kann ich die Sache auch anders arrangieren. Das Haus sieht auf den ersten Blick etwas einsam und öde aus – mein Herz zieht mich zu der alten Kinderstube hin und ich glaube, wir könnten es wenigstens zum Anfange dort versuchen, Lenny?«

Mr. Frankland war ganz der Meinung wie seine junge Gattin und bereit, allen häuslichen Arrangements, die sie angemessen fände, beizutreten.

Während er ihr dies versicherte, ward der Tee gebracht und der Anblick desselben half Rosamunden ihre gewohnte Heiterkeit wiedergewinnen.

Als der Tee getrunken war, beschäftigte sie sich damit, daß sie ihrem Kleinen ein bequemes Unterkommen für die Nacht in dem Zimmer rechter Hand bereitete, welches mit der Tagkinderstube zusammenhing.

Nachdem sie diese mütterliche Pflicht erfüllt, kam sie zu ihrem Gatten in das Besuchszimmer zurück und die Unterhaltung zwischen ihnen drehte sich, wie jetzt, wenn sie allein waren, fast stets der Fall war – um die beiden rätselhaften Themata – Mistreß Jazeph und das Myrtenzimmer.

»Ich wollte, es wäre nicht schon Nacht,« sagte Rosamunde. »Ich möchte mit meinen Nachforschungen lieber sofort beginnen. Vergiß nicht, Lenny, daß du mich auf denselben begleiten mußt. Ich leihe dir meine Augen und du gibst mir deinen Rat. Du darfst nicht die Geduld verlieren und mir niemals sagen, daß du mir von keinem Nutzen sein könntest. Du wirst sowohl meinen Mut aufrecht erhalten, als mir auch mit deinen Ratschlägen zur Seite stehen. Wie wünschte ich, daß wir unsere Entdeckungsreise noch diesen Augenblick antreten könnten! Jedenfalls aber können wir Erkundigungen einziehen,« fuhr sie fort, indem sie die Klingel zog. »Wir wollen die Haushälterin und den Kastellan heraufkommen lassen und versuchen, ob wir ihnen nicht etwas mehr abfragen können als sie uns in ihrem Briefe mitgeteilt haben.«

Betsey erschien auf den Ruf der Klingel. Rosamunde trug ihr auf, Mr. Munder und Mistreß Pentreath heraufzuschicken. Betsey, welche Mistreß Frankland die Absicht ausdrücken hörte, die Haushälterin und den Kastellan zu befragen, erriet, warum diese beiden Personen jetzt verlangt wurden, und lächelte geheimnisvoll.

»Hast du vielleicht auch etwas von jenen seltsamen fremden Leuten gesehen, die sich so sonderbar hier benommen haben?«

fragte Rosamunde, das Lächeln bemerkend. »Ganz gewiß ist es so. Sage uns, was du sahst. Wir wünschen, alles zu hören, was geschehen ist – alles, bis auf die geringste Kleinigkeit.«

In dieser direkten Weise aufgefordert, bemühte Betsey sich mit vielen Umschweifen zu erzählen, was sie von dem Tun und Treiben der rätselhaften Frau und ihres ausländischen Begleiters selbst mit angesehen und gehört hatte. Als sie fertig war und dann gehen wollte, hielt Rosamunde sie mit der Frage zurück:

»Du sagst, die Frau sei ohnmächtig oben an der Treppe liegend gefunden worden. Weißt du vielleicht, Betsey, weshalb sie ohnmächtig geworden war?«

Die Magd zögerte.

»Na,« sagte Rosamunde, »du weißt etwas davon, ich sehe es dir an. Sag es uns.«

»Ich fürchte, Sie werden mir böse sein, Madame,« sagte Betsey, indem sie ihre Verlegenheit dadurch ausdrückte, daß sie mit ihrem Zeigefinger langsam Linien auf einem neben ihr stehenden Tisch zog.

»Durchaus nicht; ich werde dir bloß böse sein, wenn du nicht sprichst. Also weshalb glaubst du, daß die fremde Frau ohnmächtig geworden war?«

Betsey zog mit ihrem verlegenen Zeigefinger eine sehr lange Linie, wischte sie dann mit ihrer Schürze wieder weg und antwortete:

»Ich glaube, sie ward ohnmächtig, weil sie das Gespenst gesehen hatte.«

»Das Gespenst! Was! Ist ein Gespenst hier im Hause? Lenny, da werden wir eine romantische Geschichte zu hören bekommen, die wir nicht erwartet hätten! Was für ein Gespenst ist es denn? Erzähle uns die ganze Geschichte!«

Die ganze Geschichte, wie Betsey dieselbe erzählte, war nicht geeignet, ihren Zuhörern außerordentliche Aufschlüsse zu gewähren, oder sie lange in Ungewißheit zu erhalten. Das Gespenst war eine Dame, die vor langer Zeit die Gattin eines der Besitzer von Porthgenna Tower gewesen und sich eines Betrugs gegen ihren

Gatten schuldig gemacht hatte. Deshalb war sie verdammt worden, in den nördlichen Zimmern umherzugehen, so lange die Mauern derselben zusammenhielten. Sie hatte langes, gekräuseltes, hellbraunes Haar, sehr weiße Zähne, und ein Grübchen in jeder Wange und war mit einem Worte ganz »fürchterlich schön« anzusehen. Ihre Annäherung ward jedem Sterblichen, der so unglücklich war, ihr in den Weg zu kommen, durch das Wehen eines kalten Windes verkündet und niemand, der jemals diesen Wind gefühlt, hatte Aussicht, wieder warm zu werden.

Dies war alles, was Betsey von dem Gespenst wußte, und es war nach ihrer Meinung genug, um schon bei dem Gedanken daran das Blut eines jeden Menschen in den Adern erstarren zu machen.

Rosamunde lächelte, dann machte sie wieder ein ernstes Gesicht.

»Ich wollte, du hättest uns noch etwas mehr erzählen können,« sagte sie. »Da du dies aber nicht kannst, so müssen wir es zunächst mit Mistreß Pentreath und Mr. Munder versuchen. Schicke die beiden daher herauf, Betsey, sobald du hinunterkommst.«

Das Verhör der Haushälterin und des Kastellans führte durchaus zu keinem Resultat. Es war aus ihnen weiter nichts herauszubekommen, als was sie schon in ihrem Briefe an Mistreß Frankland mitgeteilt hatten.

Mr. Munders vorherrschende Idee war, daß der Ausländer das Schloß Porthgenna mit verbrecherischen Absichten auf das silberne Tafelgeschirr betreten habe.

Mistreß Pentreath stimmte dieser Meinung bei und erwähnte in Verbindung damit ihre eigene persönliche Vermutung, daß die Frau in der dunkeln saubern Kleidung eine kurz vorher aus einem Irrenhause entsprungene Unglückliche sei.

Was einen guten Rat oder den Vorschlag eines Weges zur Lösung des Geheimnisses betraf, so schien weder die Haushälterin noch der Kastellan zu glauben, daß die Leistung eines Beistandes dieser Art überhaupt in ihr Departement gehöre. Sie hatten ihre eigene praktische Ansicht von der Handlungsweise der beiden Fremden, und keine menschliche Macht konnte sie vermögen, einen Zoll darüber hinauszublicken.

»O, die Dummheit, die unüberwindliche, anmaßende Dummheit dieser beiden Menschen,« rief Rosamunde, als sie mit ihrem Gatten wieder allein war. »Von diesen ist keine Hilfe zu erwarten. Wir haben nun auf nichts zu hoffen als auf die Untersuchung des Hauses morgen, und diese Hoffnung kann uns ebenso täuschen wie alle übrigen. Wie muß es mit Doktor Chennery stehen? Warum hörten wir nicht von ihm, ehe wir gestern West Winston verließen?«

»Geduld, Rosamunde, Geduld! Wir werden sehen, was die Post morgen bringt.«

»Ach, spricht nicht von Geduld! Mein Vorrat an dieser Tugend war niemals ein sehr bedeutender und ist seit wenigstens zehn Tagen schon völlig erschöpft. O, wie viele Wochen habe ich mir vergebens diese eine Frage vorgelegt: Warum warnte Mistreß Jazeph mich, in das Myrtenzimmer zu gehen? Fürchtet sie, daß ich ein Verbrechen entdecken oder daß ich durch den Fußboden brechen werde? Was wollte sie in dem Zimmer tun, als sie hineinzugelangen versuchte? Warum ins Himmels Namen weiß sie etwas von diesem Hause, was ich niemals wußte und was mein Vater ebenso wenig wußte als jemand anders?«

»Rosamunde,« rief Mr. Frankland, indem er plötzlich die Farbe wechselte und in seinem Stuhle zusammenfuhr. »Ich glaube, ich kann erraten, wer Mistreß Jazeph ist.«

»Mein Gott, Lenny, was meinst du?«

»Etwas in diesen deinen letzten Worten brachte mich auf den Gedanken in dem Augenblick, wo du sprachst. Weißt du noch, als wir im Seebad waren und miteinander darüber sprachen, ob es uns wohl möglich sein würde, deinen Vater zu bewegen, hier bei uns zu wohnen, weißt du noch, Rosamunde, daß du mir damals von gewissen unangenehmen Erinnerungen erzähltest, welche dieses Haus für ihn hätte und daß du unter diesen auch das geheimnisvolle Verschwinden einer Dienerin am Morgen des Todes deiner Mutter erwähntest?«

Rosamunde ward bleich bei dieser Frage.

»Wie kommt es, daß wir nicht schon früher daran gedacht haben?« sagte sie.

»Du erzähltest mir,« fuhr Mr. Frankland fort, »diese Dienerin habe einen seltsamen Brief zurückgelassen, in welchem sie gestanden, daß deine Mutter ihr zur Pflicht gemacht, deinem Vater ein Geheimnis mitzuteilen – ein Geheimnis, welches sie sich scheute zu offenbaren und wegen dessen sie ausgefragt zu werden fürchtete. Habe ich Recht oder nicht, wenn ich diese zwei Gründe als diejenigen nenne, die sie für ihr Verschwinden angab?«

»Du hast vollkommen recht.«

»Und dein Vater hörte niemals wieder von ihr?«

»Nein, niemals.«

»Es ist ein kühner Schluß, den ich ziehe, Rosamunde, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß an dem Tage, wo Mistreß Jazeph in West Winston in dein Zimmer kam, diese Frau keine andere war als jene Dienerin, und daß sie das auch wußte.«

»Und das Geheimnis, Lenny – das Geheimnis, welches sie sich scheute meinem Vater mitzuteilen?«

»Muß in irgendeiner Weise mit dem Myrtenzimmer zusammenhängen.«

Rosamunde gab keine Antwort. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und begann in großer Aufregung im Zimmer auf- und abzugehen. Als Leonard das Rascheln ihres Kleides hörte, rief er sie zu sich, ergriff sie bei der Hand, legte einen Finger an ihren Puls und dann einen Augenblick lang an ihre Wangen.

»Ich wollte, ich hätte bis morgen gewartet, ehe ich die meine Gedanken über Mistreß Jazeph mitgeteilt,« sagte er. »Ich habe dich ohne allen Zweck aufgeregert und dir die Aussicht auf eine gute Nachtruhe verdorben.«

»Nein, nein, durchaus nicht. O, Lenny, wie erhöht diese deine Vermutung das Interesse, das furchtbare, atemlose Interesse, welches wir daran haben, die Spur dieser Frau zu verfolgen und das Myrtenzimmer ausfindig zu machen. Denkst du –«

»Für heute Abend bin ich mit dem Denken fertig, liebes Kind, und du mußt auch damit fertig sein. Wir haben über Mistreß Jazeph schon mehr als genug gesprochen. Gib ein anderes Thema an, und

ich will mit dir sprechen, wovon du wünschst.«

»Es ist nicht so leicht, ein anderes Thema anzugeben,« sagte Rosamunde schmallend und indem sie sich von ihrem Gatten entfernte, um wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Dann laß uns den Ort wechseln und auf diese Weise uns die Aufgabe erleichtern. Ich glaube, du kennst mich als den hartnäckigsten Menschen von der Welt, aber es liegt Vernunft in meiner Hartnäckigkeit, und du wirst das zugeben, wenn du morgen, durch eine gute Nachtruhe erfrischt, erwachst. Komm, wir wollen unserer Unruhe Ferien geben. Führe mich in eines der andern Zimmer und laß mich versuchen, ob ich durch Berührung der Möbel erraten kann, was es für eins ist.«

Die Hindeutung auf Leonards Blindheit, welche seine letzten Worte enthielten, führte Rosamunden sofort an seine Seite.

»Du weißt doch stets, was das beste ist,« sagte sie, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang und ihn küßte. »Ich sah vor einer Minute unfreundlich aus, Geliebter, aber die Wolken sind nun alle wieder entschwunden. Wir wollen den Schauplatz wechseln und, wie du vorschlägst, ein anderes Zimmer explorieren.«

Sie schwieg. Ihre Augen funkelten plötzlich, ihre Wangen erröteten dunkler und sie lächelte bei sich selbst, als ob plötzlich eine neue Idee in ihr erwacht wäre.

»Lenny, ich will dich wohin führen, wo du wirklich ein ganz besonders merkwürdiges Möbel berühren sollst,« hob sie wieder an, indem sie ihn, während sie sprach, nach der Tür führte. »Wir wollen sehen, ob du mir sagen kannst, was es ist. Du darfst aber nicht ungeduldig sein, sondern mußt mir versprechen, nichts eher anzurühren, als bis du fühlst, daß ich deine Hand führe.«

Sie zog ihn hinter sich her den Korridor entlang, öffnete die Tür des Zimmers, in welchem der Kleine zu Bett gebracht worden, gab der Wärterin einen Wink, sich still zu verhalten, führte Leonard bis an die Wiege und dann sanft seine Hand so, daß die Spitzen seiner Finger die Wange des Kindes berührten.

»Nun!« rief sie, während ihr Gesicht von Glück strahlte, als sie die plötzliche Glut von Überraschung und Freude sah, welche den sonst

so ruhigen, gedämpften Ausdruck der Züge ihres Gatten veränderte. »Was sagst du zu diesem Möbel? Ist es ein Stuhl oder ein Tisch? Oder ist es der kostbarste Gegenstand im ganzen Hause, in ganz Cornwall, in ganz England, in der ganzen Welt? Küsse ihn und siehe, was es ist – die von einem Bildhauer gemeißelte Büste eines Kindes, o, ein lebendiger Cherub, dessen Mutter dein Weib ist.«

Sie drehte sich lachend herum und sagte zu der Wärterin:

»Hannah, Ihr sehet so ernsthaft aus, daß ich überzeugt bin, Ihr müsst hungrig sein. Habt Ihr noch nicht Euer Abendessen bekommen?«

Die Wärterin lächelte und antwortete, sie habe besprochen, hinunter zum Essen zu gehen, sobald eine der Dienerinnen heraufkäme, um sie bei dem Kleinen abzulösen.

»Nun, so geht,« sagte Rosamunde. »Ich will hier bleiben und den Kleinen hüten. Geht hinunter, eßt Euer Abendbrot und kommt in einer halben Stunde wieder.«

Als die Wärterin das Zimmer verlassen hatte, stellte Rosamunde für Leonard einen Stuhl neben die Wiege und setzte sich auf einen niedrigen Schemel zu seinen Füßen.

Ihre veränderliche Laune schien abermals zu wechseln, als sie dies tat. Ihr Gesicht ward nachdenklich, ihre Augen wurden feucht, indem sie sich bald auf ihren Gatten, bald auf das Bett hefteten, in welchem der Knabe neben ihm schlief. Nachdem sie einige Minuten geschwiegen, ergriff sie eine seiner Hände, legte sie auf sein Knie und ihre Wange sanft darauf.

»Lenny,« sagte sie fast traurig, »ich möchte wissen, ob wir eins wie das andere fähig sind, in dieser Welt vollkommenes Glück zu empfinden.«

»Was veranlaßt dich zu dieser Frage, liebes Kind?«

»Mir ist es, als könnte ich mich vollkommen glücklich fühlen und dennoch –«

»Und dennoch –?«

»Und dennoch scheint es, als ob bei allen Gütern, mit welchen ich gesegnet bin, doch dieses eine mir niemals gewährt werden sollte.

Ich würde mich jetzt vollkommen glücklich fühlen, wenn nicht ein einziger kleiner Umstand wäre. Du kannst wohl nicht erraten, was es für einer ist?«

»Es wäre mir lieber, wenn du es mir sagtest, Rosamunde.«

»Seitdem unser Kind geboren ist, Geliebter, empfinde ich einen kleinen Schmerz im Herzen, besonders wenn wir alle Drei beisammen sind, so wie jetzt – einen kleinen Kummer deinetwegen, dessen ich mich nie entschlagen kann.«

»Meinetwegen? Richte deinen Kopf empor, Rosamunde, und rücke näher an mich heran. Ich fühlte etwas auf meiner Hand, was mir verrät, daß du weinst.«

Sie erhob sich sofort und legte ihr Gesicht dicht an das seinige.

»Mein Geliebter,« sagte sie, indem sie ihn mit ihren Armen fest umschlang. »Geliebter meines Herzens, du hast unser Kind nie gesehen!«

»Doch, Rosamunde – ich sehe es ja mit deinen Augen.«

»O, Lenny! Ich sage dir alles, was ich kann – ich tue mein Möglichstes, um die grausame Finsternis zu erhellen, welche das liebliche kleine Antlitz, das so nahe neben dir liegt, vor dir verbirgt. Aber kann ich dir wohl sagen, wie der Knabe aussieht, wenn er anfängt, auf etwas zu achten? Gott ist sehr barmherzig gegen uns gewesen. Aber o, wie weit schwerer lastet das Gefühl deines Gebrechens auf mir jetzt, wo ich mehr bin als dein Weib, wo ich die Mutter deines Kindes bin!«

»Und dennoch sollte dieses Gebrechen leicht auf deinem Gemüt lasten, Rosamunde, denn du hast es mir selbst leicht gemacht.«

»Habe ich das? Habe ich das wirklich und wahrhaftig? Es ist etwas Erhabenes, dafür zu leben, Lenny, wenn ich dafür leben kann. Es ist ein Trost, dich sagen zu hören, wie du soeben sagtest, daß du mit meinen Augen siehst. Sie werden dir stets dienen – o stets! Stets! – so treulich, als ob es deine eigenen wären. Die geringste Kleinigkeit von einem sichtbaren Dinge, welches ich mit Interesse betrachte, sollst auch du sehen. Mit einem andern Manne zum Gatten hätte ich vielleicht meine kleinen, harmlosen Geheimnisse gehabt, mit dir aber auch nur einen einzigen geheimen Gedanken zu

haben wäre mir, als zöge ich den niedrigsten und grausamsten Vorteil von deiner Blindheit. Ich liebe dich so innig, Lenny! Ich liebe dich jetzt weit mehr, als da wir vermählt wurden – ich dachte nie, daß dies der Fall sein könnte, und doch ist es so. Du erscheinst mir in jeder Beziehung viel schöner, viel klüger, viel kostbarer. Aber das sage ich dir ja fortwährend, nicht wahr? Wirst du müde, mich zu hören? Nein? Weißt du das gewiß? Ganz, ganz gewiß?«

Sie schwieg und sah ihn mit einem Lächeln auf ihrer Lippe, und während noch die Tränen in ihren Augen schlummerten, mit innigem Blick an.

Gerade in diesem Augenblick rührte sich der Kleine ein wenig in seiner Wiege und lenkte ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung. Sie deckte ihn warm zu, betrachtete ihn eine Weile schweigend und setzte sich dann wieder auf den Schemel zu Leonards Füßen.

»Der Kleine hat sein Gesicht jetzt ganz nach dir herumgedreht,« sagte sie. »Soll ich dir genau sagen, wie er aussieht und wie sein Bett aussieht und wie das Zimmer möbliert ist?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, begann sie das Aussehen und die Lage des Kindes mit der wunderbaren Genauigkeit der Beobachtung eines Weibes zu beschreiben. Während sie dies tat, erholte sich ihr elastischer Sinn wieder und der von Natur heitere, fröhliche Ausdruck erschien wieder auf ihrem Gesicht.

Als die Wärterin wieder auf ihren Posten zurückkam, plauderte Rosamunde mit all ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und ergötzte ihren Gatten mit all ihrem gewohnten Erfolg.

Als sie in das Besuchszimmer zurückkehrte, öffnete sie das Piano und setzte sich, um zu spielen.

»Ich muß dir dein gewohntes Abendkonzert geben, Lenny,« sagte sie; »oder ich spreche wieder über das verbotene Thema – das Myrtenzimmer.«

Sie spielte eine von Mr. Franklands Lieblingspiècen mit einer Einheit des Gefühls und der Phantasie, welche den Zauber ihres eigenen Gemüts mit dem Zauber der Melodien zu verschmelzen schien, die unter ihrer Berührung zum Leben erwachten.

Nachdem sie alles gespielt, dessen sie sich am leichtesten erinnerte, schloß sie mit dem »letzten Walzer« von Weber. Es war Leonards Lieblingsstück und ward deshalb immer zum würdigen Schluß der musikalischen Abendunterhaltung aufgespart.

Sie verweilte bei den letzten klagenden Tönen des Walzers länger als gewöhnlich, erhob sich dann plötzlich vom Piano und eilte über das Zimmer hinüber nach dem Kamin.

»Es muß seit den letztvergangenen Minuten viel kälter geworden sein,« sagte sie, indem sie auf den Herdteppich niederkniete und ihr Gesicht und ihre Hände über das Feuer hielt.

»Wirklich?« entgegnete Leonard. »Ich fühle keine Veränderung.«

»Vielleicht habe ich mich erkältet,« sagte Rosamunde. »Oder vielleicht,« setzte sie etwas gezwungen lachend hinzu, »Vielleicht hat der Wind mich angeweht, welcher der gespenstischen Dame der nördlichen Zimmer vorangeht. Ich fühlte ganz gewiß etwas wie plötzlichen Frost, Lenny, während ich die letzten Takte des Weber'schen Walzers spielte.«

»Ach, Unsinn, Rosamunde! Du bist zu müde und zu aufgereg. Sage der Zofe, sie solle dir heißen Wein mit Wasser bereiten und verliere keine Zeit, dich zu Bett zu begeben.«

Rosamunde schmiegte sich dichter an das Feuer.

»Es ist gut, daß ich nicht abergläubisch bin,« sagte sie, »sonst könnte ich mir einbilden, ich wäre bestimmt, das Gespenst zu sehen.«

---

## Zweites Kapitel

### *Dicht am Rande*

Die erste Nacht in Porthgenna verging, ohne das mindeste Geräusch und ohne die geringste Unterbrechung irgendeiner Art. Kein Gespenst, kein Traum von einem Gespenst störte Rosamunde in ihrem festen, gesunden Schläfe. Sie erwachte in ihrer gewöhnlichen frohen Stimmung und bei gewohnter Gesundheit und war schon vor dem Frühstück draußen im westlichen Garten.

Der Himmel war umwölkt und der Wind sprang launenhaft nach allen Punkten des Kompasses herum.

Im Verlaufe ihres Spazierganges begegnete Rosamunde dem Gärtner und fragte ihn, was er vom Wetter dächte.

Der Mann antwortete, es könne Vormittag vielleicht regnen, wenn er sich aber nicht sehr irre, so werde es noch vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden wieder sehr warm werden.

»Habt Ihr jemals von einem Zimmer auf der Nordseite unseres alten Hauses gehört, welches man das Myrtenzimmer nennt?« fragte Rosamunde. Sie hatte sich gleich beim Aufstehen diesen Morgen vorgenommen, keine Gelegenheit zu versäumen, die überaus wichtige Entdeckung zu machen, und deshalb es nicht an Fragen gegen jedermann in der Nachbarschaft fehlen zu lassen. Demgemäß begann sie mit dem Gärtner.

»Davon habe ich nichts gehört, Madame,« sagte der Gärtner. »Der Name ist jedoch sehr wahrscheinlich, denn die Myrte gedeiht hier wirklich sehr gut.«

»Stehen vielleicht Myrtenbüsche an der nördlichen Seite des Hauses?« fragte Rosamunde, welche plötzlich bedachte, daß es vielleicht möglich sei, das geheimnisvolle Zimmer durch Erörterungen außerhalb des Hauses, anstatt innerhalb desselben zu ermitteln. »Ich meine dicht an der Mauer,« setzte sie hinzu, als sie

sah, daß der Mann ein verblüfftes Gesicht machte, »unter den Fenster, wißt Ihr.«

»So lange ich da bin, habe ich unter den Fenstern nie etwas anderes gesehen als Unkraut und Geröll,« entgegnete der Gärtner.

Gerade in diesem Augenblicke läutete die Frühstücksglocke. Rosamunde kehrte in das Haus zurück mit dem Entschluß, den nördlichen Garten zu untersuchen und wenn sie ein Überbleibsel von einem Myrtenbeete fände, sich das darüber befindliche Fenster zu merken und das betreffende Zimmer sofort öffnen zu lassen.

Sie teilte diesen neuen Plan ihrem Gatten mit. Er lobte ihren Scharfsinn, gestand aber, daß er nach dem, was der Gärtner von Unkraut und Geröll gesagt, keine große Hoffnung auf Entdeckungen außerhalb des Hauses habe.

Sobald das Frühstück vorüber war, zog Rosamunde die Klingel, um den Gärtner rufen zu lassen und zu sagen, daß die Schlüssel zu den nördlichen Zimmern gebraucht würden.

Auf den Ruf der Klingel erschien Mr. Franklands Diener, der die soeben vom Postboten abgegebenen Briefe mitbrachte.

Rosamunde sah die Adressen rasch durch, hielt einen davon mit einem ganz besondern Ausdruck von Freude fest und sagte zu ihrem Gatten:

»Der Poststempel von Long Beckley! Endlich Antwort vom Vikar!«

Sie öffnete den Brief und überflog ihn mit den Augen, dann ließ sie ihn plötzlich in den Schoß fallen, während ihr Gesicht dunkel erglühte.

»Lenny,« rief sie, »hier erhalten wir Nachrichten, über welchen einem der Kopf schwindlig werden möchte. Der Brief des Vikars hat mir förmlich den Atem geraubt.«

»Lies ihn vor,« sagte Mr. Frankland; »ich bitte dich, lies ihn sogleich.«

Rosamunde erfüllte diesen Wunsch mit sehr schwankender, unsicherer Stimme. Doktor Chennery begann seinen Brief mit der Meldung, daß sein Gesuch an Andrew Treverton unbeantwortet geblieben sei; er fügte aber hinzu, daß er nichtsdestoweniger zu

Ergebnissen geführt habe, welche niemand hätte voraussehen können; über den Gegenstand dieser Ergebnisse verwies er Mr. und Mistreß Frankland auf eine angefügte Kopie einer als vertraulich bezeichneten Mitteilung, die er von seinem Geschäftsagenten in London erhalten.

Diese Mitteilung enthielt einen ausführlichen Bericht über eine Unterredung, welche zwischen Mr. Trevertons Diener und dem Boten stattgefunden, der Antwort auf Doktor Chennerys Brief hatte holen wollen. Sie beschrieb die kaltblütig von Shrowl selbst erzählten Umstände, unter welchen die Kopie von dem alten Plan der nördlichen Zimmer gemacht worden, und meldete die Bereitwilligkeit des Kopisten, dieses Dokument gegen eine Entschädigung von fünf Pfund herauszugeben. In der Nachschrift war ferner angegeben, daß der Bote den kopierten Plan gesehen und sich überzeugt, daß derselbe wirklich die Lage der Türen, Treppen und Zimmer mit den Namen derselben enthielte und, soweit sich dies nach dem Augenschein beurteilen ließe, wirklich nach einem echten Original kopiert zu sein schiene.

Wieder seinen eigenen Brief aufnehmend, schrieb Doktor Chennery weiter, er müsse es nun gänzlich Mr. und Mistreß Frankland anheimstellen, zu entscheiden, welches Verfahren sie einzuschlagen hätten. Er habe sich nach seiner Ansicht schon ein wenig kompromittiert, indem er sich eine Eigenschaft beigelegt, die ihm nicht zukäme, und er fühle, daß er für seine Person in der Sache, jetzt, wo dieselbe eine völlig neue Gestalt gewonnen, nicht weiter gehen und daher auch weder eine Meinung aussprechen noch einen Rat erteilen könne. Er sei überzeugt, daß seine jungen Freunde zu der richtigen Entscheidung gelangen würden, sobald sie die Sache nach allen Seiten hin reiflich erwogen hätten. In dieser Überzeugung habe er seinen Geschäftsagenten beauftragt, in der Sache nichts weiter zu unternehmen, als bis er wieder von Mr. Frankland gehört, und sich nach den Weisungen zu richten, welcher dieser ihm geben würde.

»Weisungen!« rief Rosamunde, indem sie den Brief, sobald sie ihn zu Ende gelesen, in einem Zustande gewaltiger Aufregung

zusammenknitterte. »Alle Weisungen, die wir zu geben haben, können in wenigen Minuten niedergeschrieben und in einer Sekunde gelesen werden. Was um aller Welt willen meint der Vikar, wenn er von reiflicher Überlegung schwatzt? Es versteht sich doch von selbst,« rief Rosamunde, indem sie nach Weiberart gerade auf das Ziel schauete, welches sie im Auge hatte, ohne einen Gedanken an die Mittel zu verschwenden, durch welche es erreicht werden sollte – »es versteht sich doch von selbst, daß wir dem Mann seine Fünfpfundnote geben und uns mit umgehender Post den Plan schicken lassen.«

Mr. Frankland schüttelte ernsthaft den Kopf.

»Ganz unmöglich,« sagte er. »Wenn du dir die Sache einen Augenblick lang überlegst, liebes Kind, so wirst du sicherlich sehen, daß keine Rede davon sein kann, mit einem Diener wegen einer Auskunft zu unterhandeln, die er sich verstohlenerweise aus der Bibliothek seines Herrn verschafft hat.«

»O, sage das nicht!« bat Rosamunde, ganz erschrocken über die Ansicht, welche ihr Gatte von der Sache faßte. »Was tun wir denn Unrechtes, wenn wir dem Mann seine fünf Pfund geben? Er hat ja bloß eine Kopie gemacht – er hat ja nichts gestohlen!«

»Nach meinen Begriffen von der Sache hat er die Auskunft allerdings gestohlen,« sagte Leonard.

»Nun gut, wenn er dies auch getan hätte,« fuhr Rosamunde hartnäckig fort, »welchen Schaden tut das seinem Herrn? Nach meiner Ansicht *verdient* übrigens sein Herr, daß ihm die Auskunft gestohlen wird, da er nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit gehabt hat, sie dem Vikar mitzuteilen. Wir *müssen* den Plan haben – O, Lenny, schüttele nicht den Kopf! Wir *müssen* ihn haben, du weißt, daß wir ihn haben müssen! Was kann es denn nützen, gewissenhaft mit einem alten Knauser zu sein – denn so muß ich ihn nennen, obschon er mein Onkel ist – mit einem alten Knauser, sage ich, der sich nicht einmal in die gewöhnlichsten Sitten der Gesellschaft fügt. Mit einem solchen – und ich bin überzeugt, der Vikar würde, wenn er hier wäre, dasselbe sagen – mit einem solchen kann man nicht umgehen wie mit zivilisierten Menschen, oder wie mit Menschen, die

ihren richtigen Verstand haben, was, wie alle Welt sagt, bei ihm nicht der Fall ist. Was nützt ihm der Plan der nördlichen Zimmer? Und überdies, wenn ihm derselbe etwas nützt, so hat er ja das Original! Sein Eigentum wird ihm durchaus nicht gestohlen, denn er behält es ja – mußt du das nicht selbst sagen, Lenny?»

»Rosamunde, Rosamunde!« rief Leonard, über die durchsichtige Sophistik seiner Gattin lächelnd, »du versuchst zu folgern wie ein Jesuit.«

»Ich frage nicht danach, wie ich folgere, dafern ich nur den Plan bekomme.«

Mr. Frankland schüttelte immer noch den Kopf. Da Rosamunde sah, daß ihre Argumente nichts halfen, so nahm sie klüglich ihre Zuflucht zu der seit undenklichen Zeiten bei ihrem Geschlecht gewöhnlichen Waffe – der Überredung – und gebrauchte dieselbe so energisch und mit so gutem Erfolg, daß sie endlich die widerstrebende Zustimmung ihres Gatten zu einer Art Vergleich erhielt, welcher ihr gestattete, Anweisung zum Kaufe des kopierten Plans zu erteilen, aber unter einer Bedingung.

Diese Bedingung bestand darin, daß man den Plan, sobald man ihn zu Rate gezogen, an Mr. Treverton zurücksende, denselben von der Art und Weise, auf welche man dazu gelangt war, in Kenntnis setze und zur Rechtfertigung dieses Verfahrens seinen eigenen Mangel an Höflichkeit geltend machte, womit er eine an und für sich bedeutungslose Auskunft verweigert habe, die jeder andere an seiner Stelle sicherlich ohne weiteres mitgeteilt haben würde.

Rosamunde bemühte sich sehr, eine Zurücknahme oder Modifikation dieser Bedingung zu erwirken, der empfindsame Stolz ihres Gatten aber verweigerte selbst von ihrer leichten Hand ungestraft keine Berührung.

»Ich habe ohnehin schon meiner Überzeugung Gewalt angetan,« sagte er, »und will dies nicht noch mehr tun. Wenn wir uns durch Unterhandlungen mit diesem Diener erniedrigen wollen, so wollen wir es ihm wenigstens unmöglich machen, uns als seine Mitschuldigen zu betrachten. Schreibe daher, Rosamunde, in meinem Namen an Doktor Chennerys Geschäftsagenten und sage,

daß wir bereit sind, den kopierten Plan unter der von mir gestellten Bedingung zu kaufen – von welcher Bedingung er natürlich den Diener in den schlichtesten, unumwundensten Ausdrücken in Kenntnis setzen wird.«

»Und wenn der Diener es nun nicht auf die Gefahr ankommen lassen will, seinen Dienst zu verlieren, was doch der Fall sein muß, wenn er auf unsere Bedingung eingeht?« frug Rosamunde, indem sie mit einigem Widerstreben nach dem Schreibtisch ging.

»Wir wollen uns doch nicht mit Voraussetzungen quälen, liebes Kind! Laß uns warten und hören, was geschieht, und demgemäß handeln. Wenn du zum Schreiben bereit bist, so sag' es mir – ich will dir bei dieser Gelegenheit den Brief diktieren. Ich wünsche, den Geschäftsagenten des Vikars begreiflich zu machen, daß wir deshalb so verfahren, weil wir erstens wissen, daß Mr. Andrew Treverton ein Mann ist, mit welchem man nicht nach den in der Gesellschaft geltenden Regeln verhandeln kann, und zweitens, weil der Aufschluß, den sein Diener uns bietet, in einem Auszug aus einem gedruckten Buch enthalten ist und weder direkt noch indirekt mit Mr. Trevertons Privatangelegenheiten in Zusammenhang steht. Jetzt, wo du mich überredet hast, Rosamunde, in diesen Kompromiß zu willigen, muß ich denselben vor andern ebenso wie vor mir selbst so vollständig als möglich rechtfertigen.«

Da Rosamunde sah, daß Leonards Entschluß unerschütterlich feststand, so hatte sie Takt genug, sich aller weiteren Einwendungen zu enthalten. Der Brief ward daher genau so geschrieben, wie Leonard ihn diktierte.

Als er in den Postbeutel gesteckt worden und auch die beiden andern Briefe, die an diesem Morgen eingegangen, gelesen und beantwortet waren, erinnerte Mr. Frankland seine Gattin an ihre vor dem Frühstück zu erkennen gegebene Absicht, den nördlichen Garten zu besuchen und wünschte, daß sie ihn mit dorthin nehme.

Er gestand offen, seitdem er den Inhalt von Doktor Chennerys Brief kenne, wolle er gern fünfmal so viel geben als Shrowl für die Kopie des Plans verlange, wenn das Myrtenzimmer ohne Beistand von irgendeiner Seite entdeckt werden könnte, ehe der Brief an den

Geschäftsagenten des Vikars auf die Post gegeben würde. Nichts, sagte er, würde ihm größeres Vergnügen machen, als wenn er diesen Brief ins Feuer werfen und statt dessen eine glatte Weigerung, wegen des Plans zu unterhandeln, absenden könnte.

Sie gingen in den nördlichen Garten, aber hier überzeugte Rosamunde sich mit eigenen Augen, daß sie nicht die mindeste Absicht hatte, in der Nähe irgendeines der Fenster auch nur eine Spur von einem Myrtenbeet zu entdecken.

Aus dem Garten kehrten sie in das Haus zurück und ließen sich die Tür öffnen, welche in die nördliche Halle führte.

Man zeigte ihnen den Platz auf den Steinplatten des Fußbodens, wo die Schlüssel gefunden worden, und die Stelle oben an der Treppe, wo man Mistreß Jazeph entdeckt, als der Lärm entstanden war.

Auf Mr. Franklands Anraten ward nun die Tür des Zimmers geöffnet, welche sich dieser Stelle unmittelbar gegenüber befand.

Ein ödes Schauspiel von Staub, Schmutz und Düsterteit bot sich dar. Einige alte Gemälde lagen an einer der Wände aufeinandergetürmt, einige zerbrochene Stühle standen in der Mitte des Zimmers, einiges zerbrochene Porzellangeschirr stand auf dem Kaminsims und ein halb verfaulter, von oben bis unten geborstener Schrank in einer Ecke.

Diese wenigen Überbleibsel von dem Meublement und der Ausstattung des Zimmers wurden alle sorgfältig untersucht, aber man entdeckte nichts von auch nur der mindesten Bedeutung, nichts, was im entferntesten dazu hätte beitragen können, das Geheimnis des Myrtenzimmers aufzuklären.

Mr. Frankland machte nun bemerklich, daß vielleicht Spuren von Fußstritten auf dem staubigen Fußboden des Vorplatzes zu sehen wären, aber auch davon war nichts zu finden.

Zu einer früheren Zeit war der Fußboden mit Binsendecken belegt worden und die zerrissene, zerfetzte, vor Alter verfaulte Fläche war jetzt überall viel zu uneben, als daß der Staub glatt darauf hätte liegen bleiben können. Hier und da, wo man ein Loch in den Brettern des Vorplatzes entdeckte, glaubte Mr. Franklands Diener in dem

Staubes Spuren zu entdecken, welche von der Spitze oder dem Absatz eines Schuhs herrühren könnten; diese schwachen und zweifelhaften Andeutungen aber lagen ellenweit auseinander und einen Schluß von auch nur der mindesten Bedeutung daraus zu ziehen, war platterdings unmöglich.

Nachdem man so eine Stunde mit der Untersuchung der Nordseite des Hauses zugebracht, mußte Rosamunde bekennen, daß sie nichts entdecken würden.

»Der Brief muß abgehen, Lenny,« sagte sie, als sie in das Frühstückszimmer zurückkehrten.

»Ja, es läßt sich nicht ändern,« antwortete Leonard. »Schicke den Postbeutel fort und laß uns vor der Hand nicht weiter über die Sache sprechen.«

Der Brief ward mit der Post desselben Tages abgefertigt.

Bei der Abgelegenheit des Schlosses Porthgenna und dem noch unvollendeten Zustande der Eisenbahn zu jener Zeit, mußten zwei Tage vergehen, ehe man eine Antwort von London zu erhalten hoffen konnte. Überzeugt, daß es für Rosamunde besser sein würde, wenn diese Zeit der Ungewißheit außerhalb des Hauses zugebracht würde, schlug Mr. Frankland vor, sie durch einen kleinen Ausflug längst der Küste nach einigen Orten auszufüllen, die wegen ihrer Umgegend berühmt waren. Er setzte voraus, daß sie seine Gattin interessierten und daß es ihr eine angenehme Beschäftigung sein würde, sie ihrem blinden Gatten an Ort und Stelle zu schildern.

Dieser Vorschlag ward sofort angenommen und ausgeführt. Das junge Ehepaar verließ Porthgenna und kehrte erst am Abend des zweiten Tages zurück.

Am Morgen des dritten Tages lag der ersehnte Brief von dem Geschäftsagenten des Vikars auf dem Tische, als Leonard und Rosamunde in das Frühstückszimmer traten. Shrowl hatte sich entschlossen, auf Mr. Franklands Bedingung einzugehen, erstens weil er der Ansicht war, daß jeder, der sich weigerte, eine Fünfpfundnote zu nehmen, wenn sie ihm angeboten würde, nicht recht bei Verstande sein könnte, und zweitens weil er glaubte, sein Herr sei zu unbedingt abhängig von ihm, um ihn wegen irgendeiner

Ursache fortzujagen.

Demgemäß war der Handel in fünf Minuten abgeschlossen worden – und diese Tatsache ward durch die dem Briefe beige-schlossene Kopie des Planes außer allen Zweifel gesetzt.

Rosamunde breitete das hochwichtige Dokument mit zitternden Händen auf dem Tische aus, überflog es einige Sekunden lang mit begierigen Blicken und legte den Finger auf das Viereck, welches die Lage des Myrtenzimmers bezeichnete.

»Hier ist es!« rief sie. »O, Lenny, wie mir das Herz schlägt! Eins, zwei, drei, vier – die vierte Tür der ersten Etage ist die Tür des Myrtenzimmers.«

Sie würde sofort die Schlüssel zu den nördlichen Zimmern verlangt haben, ihr Gatte aber bestand darauf, daß sie wartete, bis sie sich ein wenig gefaßt und etwas von dem Frühstück genossen hätte.

Trotz alles dessen aber, was er sagen konnte, ward das Mahl so rasch beendet, daß, ehe noch zehn Minuten vergingen, der Arm seines Weibes in dem seinen lag und sie ihn nach der Treppe führte.

Die Prophezeiung des Gärtners in Bezug auf das Wetter war in Erfüllung gegangen – es war wieder heiß geworden – schwül, neblig, dunstig, drückend heiß. Eine einzige, weiße, zitternde Nebelwolke breitete sich dünn über den ganzen Himmel, rollte sich am Horizont abwärts nach dem Meere und stumpfte die scharfen Ränder der fernen Moorlandschaft ab.

Die Sonne schien bleich und zitternd, die leichtesten und höchsten Blätter an offenen Fenstern stehender Blumen waren still, die Haustiere lagen schläfrig in dunkeln Winkeln, hier und da ein zufälliges Geräusch von häuslichen Verrichtungen dröhnte dumpf und schwer durch die träge, luftlose Stille, welche sich mit der Hitze auf die Erde herabgesenkt zu haben schien.

Unten in der Dienerhalle war in der gewöhnlichen Rührigkeit der Morgenarbeit ebenfalls eine Pause eingetreten. Als Rosamunde auf ihrem Wege nach dem Zimmer der Haushälterin hineinsah, um die Schlüssel zu holen, fächelten sich die Weiber und die Männer saßen in Hemdsärmeln.

Alle sprachen verdrießlich über die Hitze und alle kamen dahin überein, daß ein solcher Tag im Monat Juni noch niemals erlebt worden.

Rosamunde nahm die Schlüssel, lehnte das Anbieten der Haushälterin, sie zu begleiten, ab, führte ihren Gatten die Gänge entlang und schloß die Tür der nördlichen Halle auf.

»Wie unnatürlich kühl es hier ist!« sagte sie, als sie in die verlassenenen öden Räume traten.

Am Fuße der Treppe blieb sie stehen und faßte den Arm ihres Gatten fester.

»Ist dir etwas?« fragte Leonard. »Berührt der Übergang in die feuchte Kühle dieses Ortes dich vielleicht unangenehm?«

»Nein, nein,« antwortete sie hastig. »Ich bin viel zu aufgereggt, um Hitze oder Feuchtigkeit so zu fühlen, wie ich sie zu andern Zeiten fühlen würde. Aber, Lenny, gesetzt nun, deine Vermutung in Bezug auf Mistreß Jazeph wäre richtig?«

»Ja – nun?«

»Und gesetzt, wir entdeckten das Geheimnis des Myrtenzimmers, könnte dasselbe nicht etwas meinen Vater oder meine Mutter Betreffendes sein, was wir nicht wissen sollen? Ich dachte daran, als Mistreß Pentreath sich erbot, uns zu begleiten, und es bestimmte mich, mit dir allein hierher zugehen.«

»Ebenso wahrscheinlich ist es auch, daß das Geheimnis etwas sei, was wir wissen sollten,« entgegnete Mr. Frankland, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. »Auf jeden Fall ist übrigens meine Idee in Bezug auf Mistreß Jazeph bloß eine Vermutung ins Blaue hinein. Indessen, Rosamunde, wenn du vielleicht noch warten willst –«

»Nein! Möge daraus kommen was da wolle, Lenny, *nun* können wir nicht wieder zurücktreten. Gib mir die Hand wieder. Wir haben das Geheimnis bis hierher miteinander verfolgt und wollen es auch gemeinschaftlich vollends enthüllen.«

Sie ging die Treppe hinauf und führte ihn, während sie sprach, hinter sich her. Auf dem Vorplatz warf sie nochmals einen Blick auf

den Plan und überzeugte sich, daß der erste Eindruck, den sie davon in Bezug auf die Lage des Myrtenzimmers gewonnen, richtig war. Sie zählte die Türen bis zur vierten, suchte dann aus dem Schlüsselbunde den mit »4« nummerierten heraus und steckte ihn ins Schloß.

Ehe sie ihn umdrehte, hielt sie inne und sah sich nach ihrem Gatten um.

Er stand neben ihr, sein geduldiges Gesicht nach der Tür gewendet. Sie legte die rechte Hand an den Schlüssel, drehte ihn langsam im Schlosse um, zog ihren Gatten mit der linken Hand näher an sich und machte wieder eine Pause.

»Ich weiß nicht, was auf einmal über mich gekommen ist,« flüsterte sie matt. »Es ist mir, als fürchtete ich mich, die Tür aufzustoßen.«

»Deine Hand ist kalt, Rosamunde. Warte ein wenig – schließe die Tür wieder zu – schiebe es auf bis einen andern Tag.«

Er fühlte, wie die Finger seines Weibes seine Hand immer dichter und dichter umschlossen, während er diese Worte sagte. Dann trat ein Augenblick – ein einziger denkwürdiger, atemloser Augenblick, der nie wieder vergessen werden sollte – gänzlichen Schweigens ein.

Dann hörte Leonard das laute knarrende Geräusch der sich öffnenden Tür, er fühlte sich plötzlich in eine andere Atmosphäre hineingezogen und wußte, daß Rosamunde und er im Myrtenzimmer standen.

---

## Drittes Kapitel

### *Das Myrtenzimmer*

Ein breites, viereckiges Fenster mit kleinen Scheiben und dunkeln Gardinen, unheimliches, gelbes Licht durch den Schmutz eines halben Jahrhunderts schimmernd; reinere, durch die Lücken drei zerbrochener Scheiben quer durch das trübe Licht fallende Strahlen; aufwärts, abwärts fliegender und sich in der stillen Atmosphäre glatt rundumdrehender Staub; hohe, kahle, verschossene, rote Wände, verworren durcheinander stehende Stühle, schiefgestellte Tische; ein hoher, schwarzer Bücherschrank mit einer nur noch halb in den Angeln hängenden offenstehenden Tür; ein Fußgestell mit einer in Bruchstücken daneben liegenden Büste, eine mit Schmutzflecken besäte Decke, ein von Staub weißbestreuter Fußboden – dies war der Anblick des Myrtenzimmers, als Rosamunde, ihren Gatten bei der Hand führend, es zum ersten Male betrat.



Nachdem sie die Schwelle überschritten, ging sie langsam einige Schritte weiter und blieb dann stehen. Jeder ihrer Sinne stand gleichsam Wache, jede ihrer geistigen Fähigkeiten war bis zum höchsten Gipfel der Spannung emporgeschaubt.

So wartete sie in der ominösen Stille, in der öden, schauerlichen Einsamkeit auf das unbestimmte Etwas, welches das Zimmer enthalten, welches sichtbar vor ihr auftauchen, welches hörbar neben ihr erklingen, was sie von oben, von unten, von jeder Seite plötzlich berühren konnte.

Eine Minute oder noch länger wartete sie atemlos, aber nichts erschien, nichts erklang, nichts berührte sie. Das Schweigen und die Einsamkeit hatten ihr Geheimnis zu hüten und sie hüteten es gut.

Rosamunde sah sich nach ihrem Gatten um. Sein zu andern Zeiten so ruhig und gefaßtes Gesicht gab jetzt Zweifel und Unruhe zu erkennen. Seine freie Hand war ausgestreckt und bewegte sich vorwärts und rückwärts, auf und ab, in dem vergeblichen Versuche, etwas zu berühren, was ihn in den Stand setzen könnte, die Stellung zu erraten, in welche er versetzt war.

Sein Ansehen und seine Gebärde, während er so in dieser neuen und seltsamen Sphäre stand, die stumme Ansprache, die er so wehmütig und so unbewußt an die liebende Hilfe seines Weibes erhob, gab Rosamunde ihre Selbstbeherrschung wieder, indem ihr Herz dadurch zu dem höchsten Interesse, was die Welt für sie besaß, zu der heiligsten aller ihrer Pflichten zurückgerufen ward.

Ihre nur erst den Augenblick zuvor so mißtrauisch auf den unheimlichen Anblick der Vernachlässigung und des Verfalls, der sie hier umgab, gehefteten Augen wendeten sich wieder liebend dem Antlitz ihres Gatten zu, strahlend von dem unergründlichen Glanze des Mitleids und der Liebe. Sie neigte sich rasch zu ihm, faßte seinen ausgestreckten Arm und drückte ihn an ihre Seite.

»Tue das nicht, Lenny,« sagte sie sanft, »ich sehe es nicht gern. Es sieht aus, als ob du vergessen hättest, daß ich bei dir bin – als ob du allein und hilflos wärest. Was brauchst du deinen Gefühlssinn, wenn du mich hast? Hörtest du mich die Tür öffnen, Lenny? Weißt du, daß wir im Myrtenzimmer sind?«

»Was sahst du, Rosamunde, als du die Tür öffnestest? Was siehst du jetzt?«

Er tat diese Fragen rasch und begierig flüsternd.

»Nichts als Schmutz, Staub und Verödung. Das einsamste Moorland in Cornwall sieht nicht so einsam aus wie dieses Zimmer, aber es ist nichts zu bemerken, was uns Befürchtungen einflößen könnte; außer unserer eigenen Phantasie ist nichts da, was den Gedanken an irgendeine Gefahr erweckte.«

»Weshalb schwiegst du so lange, ehe du mich anredetest, Rosamunde?«

»Ich fürchtete mich so sehr, als ich die Schwelle dieses Zimmers betrat – nicht sowohl über das, was ich sah, als vielmehr vor meinen

eigenen wunderlichen Gedanken, was ich sehen könnte. Ich war so kindisch, zu glauben, es könne etwas aus den Wänden hervortreten, oder aus dem Fußboden auftauchen – was aber, das weiß ich nicht. Diese Furcht habe ich nun überwunden, Lenny; dennoch aber fühlte ich noch ein gewisses Mißtrauen gegen das Zimmer. Fühlst du es auch?»

»Allerdings fühle ich so etwas,« entgegnete er unruhig. »Es ist mir, als ob die Nacht, die stets meine Augen umschwebt, an diesem Orte schwärzer wäre, als an einem andern. Wo stehen wir jetzt?«

»Dicht vor der Tür.«

»Sieht der Fußboden aus als ob er ohne Gefahr betreten werden könnte?«

Er untersuchte ihn argwöhnisch mit dem Fuße, als er diese Frage stellte.

»Er scheint ganz sicher zu sein,« entgegnete Rosamunde. »Er würde nicht die Möbel tragen, die darauf stehen, wenn er so verfault wäre, daß das Betreten Gefahr brächte. Komm mit mir über das Zimmer und versuche es.«

Mit diesen Worten führte sie ihn langsam nach dem Fenster.

»Jetzt ist es mit, als wäre mir die Luft näher,« sagte er, indem er sein Gesicht nach der niedrigsten der zerbrochenen Fensterscheiben herabneigte. »Was ist jetzt vor uns?«

Sie sagte es ihm, indem sie genau die Größe und das Aussehen des Fensters beschrieb.

Er wendete sich gleichgültig davon ab, als ob dieser Teil des Zimmers kein Interesse für ihn hätte.

Rosamunde weilte noch in der Nähe des Fensters, um zu versuchen, ob sie einen Hauch von der äußern Atmosphäre fühlen könnte. Es herrschte augenblickliches Schweigen, welches endlich von ihrem Gatten unterbrochen ward.

»Was machst du jetzt?« fragte er ängstlich.

»Ich schaue zu einer der zerbrochenen Glasscheiben hinaus und versuche etwas Luft zu schöpfen,« antwortete Rosamunde. »Der Schatten dieses Hauses ist unter mir und ruht auf dem einsamen

Garten, aber es steigt keine Kühle davon herauf. Ich sehe das lange Unkraut und Gestrüpp gerade und still emporragen und die wilden Blumen verflechten sich schwerfällig damit. Es steht ein Baum in meiner Nähe und die Blätter sehen aus, als ob sie aller Bewegung beraubt wären. Weiterhin links sieht man ein Stück weißes Meer und braunen Sand in der gelben Sonnenglut zittern. Wolken sind nicht da, aber auch kein blauer Himmel. Der Nebel erstickt den Glanz des Sonnenlichts und läßt nichts hindurch, als das Feuer desselben. Es schwebt etwas Drohendes am Himmel und die Erde scheint es zu wissen.«

»Aber das Zimmer? Das Zimmer?« sagte Leonard, indem er sie vom Fenster hinwegzog. »Laß die Aussicht sein wie sie will; sage mir, wie das Zimmer aussieht – ganz genau. Ich kann mich um deinetwillen nicht eher beruhigen, Rosamunde, als bis du mir alles genau so beschreibst, wie es ist.«

»Mein guter Lenny, du weißt, du kannst mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich dir alles beschreibe. Ich bin bloß zweifelhaft, wo ich beginnen soll und wie ich zuerst das erwähne, was nach deiner Meinung das Wichtigste sein würde. Hier an der Wand steht eine alte Ottomane – an der Wand, wo das Fenster ist. Ich will meine Schürze nehmen und sie ein wenig abstäuben, dann kannst du dich darauf niedersetzen und bequem zuhören, während ich dir erzähle, bevor wir an etwas anderes denken. Vor allen Dingen muß ich dir wohl begreiflich machen, wie groß das Zimmer ist?«

»Ja, das ist das erste. Siehe zu, ob du es mit einem Zimmer vergleichen kannst, welches ich genau gekannt habe, ehe ich das Augenlicht verlor.«

Rosamunde schauete vorwärts und rückwärts von einer Wand zur andern. Dann ging sie bis an den Kamin und langsam durch das ganze Zimmer der Länge nach, indem sie die Schritte zählte. Mit fast zimperlicher Regelmäßigkeit und kindischer Befriedigung, während sie auf die roten Rosetten ihrer Morgenschuhe herabblickte, schritt sie über den staubigen Boden und hielt ihr helles Musselinkleid empor, um es nicht zu beschmutzen, sodaß die schöne Stickerei ihres Unterrocks und die glänzenden Strümpfe sichtbar wurden,

welche an ihre kleinen Füße und Knöchel anschlossen wie eine zweite Haut.

So bewegte sie sich durch den öden Verfall dieser Umgebung, als der reizendste lebende Gegensatz, den Jugend, Gesundheit und Schönheit darbieten konnten.

Am Ende des Zimmers angelangt, dachte sie ein wenig nach und sagte dann zu ihrem Gatten:

»Entsinnst du dich noch des blauen Besuchszimmers in dem Hause des Vaters in Long Beckley, Lenny? Ich glaube, dieses Zimmer ist ebenso groß, wo nicht etwas größer.«

»Wie sehen die Wände aus?« fragte Leonard, indem er, während er sprach, die Hand hinter sich an die Wand legte. »Sie sind mit Papier tapeziert, nicht wahr?«

»Ja, mit verschossenem roten Papier, ausgenommen auf einer Seite, wo einzelne Streifen abgerissen und auf die Diele geworfen sind. Die Wände sind auch ringsum mit Holz getäfelt. Dieses ist an vielen Stellen geborsten und hat Löcher, welche von Ratten und Mäusen herzurühren scheinen.«

»Hängen Bilder an den Wänden?«

»Nein. Über dem Kamin hängt ein leerer Rahmen. Gegenüber – ich meine gerade über der Stelle, wo ich jetzt stehe – hängt in der Mitte ein kleiner zersprungener Spiegel mit zerbrochenen Armen, die zu beiden Seiten hervorragten und die Dienste von Leuchtern zu verrichten bestimmt sind. Wieder über diesem befindet sich ein Hirschkopf mit Geweih; ein Teil des Gesichts ist heruntergefallen und zwischen dem Geweih hängt ein vollständiges Labyrinth von Spinnweben. An den anderen Wänden gibt es große Nägel, von welchen ebenfalls mit Schmutz behaftete Spinnweben herabhängen, Bilder aber nirgends. Nun weißt du genau, wie die Wände aussehen. Was soll ich zunächst beschreiben? Den Fußboden?«

»Ich glaube, wie es mit diesem steht, haben mir meine Füße schon gesagt, Rosamunde.«

»Sie können dir gesagt haben, daß er kahl ist, lieber Lenny, aber ich kann dir mehr sagen. Er ist von allen Seiten her nach der Mitte abschüssig. Er ist dick mit Staub bedeckt, welcher – wahrscheinlich

durch den durch die zerbrochenen Scheiben hereinblasenden Wind – zu seltsamen federartigen Gestalten zusammengeweht ist, welche die darunter befindliche Diele gänzlich verbergen, Lenny, wie wenn nun diese Bretter an irgendeiner Stelle aufgehoben werden können? Wenn wir heute nichts entdecken, wollen wir sie morgen reinfegen lassen. Mittlerweile muß ich wohl in meiner Schilderung des Zimmers weiter fortfahren, nicht wahr? Die Größe desselben kennst du, ebenso wie das Fenster ist, wie die Wände sind und wie der Fußboden aussieht. Willst du noch etwas anderes wissen, ehe wir auf die Möbel kommen? Ach ja, die Decke – denn diese vervollständigt sozusagen die Schale des Zimmers. Viel kann ich davon nicht sehen – sie ist gar so hoch. Es befinden sich an derselben große Risse und Flecken von einem Ende bis zum andern und der Kalk ist an vielen Stellen abgeblättert. Die Verzierung in der Mitte scheint aus abwechselnden Reihen von kleinen Gipsranken und großen Gipsquadraten zu bestehen. Zwei Endchen Kette hängen von der Mitte herab und haben wahrscheinlich früher einen Kronleuchter getragen. Der Sims ist so modrig, daß ich kaum sagen kann, was für ein Muster er vorstellt. Er ist sehr breit und plump und sieht an einigen Stellen aus, als ob er früher bemalt gewesen wäre; das ist aber alles, was ich davon sagen kann. Glaubst du nun von dem ganzen Zimmer eine richtige Vorstellung zu haben, Lenny?«

»Jawohl, liebe Rosamunde. Ich habe nun in meinem Geiste dasselbe klare Bild davon, was du mir stets von allem gibst, was du siehst. Du brauchst nicht noch mehr Zeit an mich zu verschwenden. Du kannst dich nun dem Zwecke widmen, wegen dessen wir hierhergekommen sind.«

Bei diesen letzten Worten schwand das Lächeln, welches auf Rosamundes Antlitz dämmerte, als ihr Gatte sie anredete, augenblicklich wieder davon hinweg. Sie stahl sich dicht an seine Seite, neigte sich über ihn, legte ihren Arm auf seine Schulter und sagte in leisem, flüsterndem Tone:

»Als wir das Zimmer auf der andern Seite des Vorplatzes öffnen ließen, begannen wir damit, daß wir das Meublement untersuchten. Wir glaubten – wenn du dich noch erinnerst – daß das Geheimnis

des Myrtenzimmers mit versteckten Wertsachen zusammenhinge, welche gestohlen worden, oder mit versteckten Papieren, welche hätten vernichtet werden sollen, oder mit verborgenen Flecken und Spuren eines Verbrechens, das vielleicht durch einen Stuhl oder einen Tisch verraten werden könnte. Wollen wir die Möbel hier auch untersuchen?«

»Sind deren viele da, Rosamunde?«

»Mehr als in dem andern Zimmer waren,« antwortete sie.

»Mehr als du während eines Vormittags untersuchen kannst?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Nun dann beginne mit den Möbeln, wenn du nichts Besseres vorzuschlagen weißt. Ich bin in einer solchen Krisis ein sehr hilfloser Ratgeber; ich muß die Verantwortlichkeit der Hauptsache nach immer auf deinen Schultern ruhen lassen. Dein sind die Augen, welche sehen, und dein sind die Hände, welche suchen, und wenn das Geheimnis des Grundes, welchen Mistreß Jazeph hatte, dich vor dem Betreten dieses Zimmers zu warnen, durch Nachsuchen in diesem Zimmer zu finden ist, so weißt du es zu finden.«

»Und du wirst es erfahren, Lenny, sobald es gefunden ist. Ich mag dich nicht sprechen hören, Geliebter, als ob ein Unterschied zwischen uns bestünde, oder als ob meine Stellung etwas vor der deinigen voraus hätte. Jetzt laß mich sehen. Womit soll ich beginnen? Mit dem hohen Bücherschranke dem Fenster gegenüber? Oder dem alten Schreibtisch in der Wandvertiefung hinter dem Kamin? Dies sind die beiden größten Möbel, welche ich in dem Zimmer sehen kann.«

»Beginne mit dem Bücherschranke, liebe Rosamunde, da du diesen zuerst bemerkt zu haben scheinst.«

Rosamunde näherte sich dem Bücherschrank um einige Schritte – blieb dann stehen und blickte plötzlich seitwärts nach dem untern Ende des Zimmers.

»Lenny! Ich habe etwas vergessen, als ich dir die Wände beschrieb,« sagte sie. »Es sind außer der Tür, durch welche wir in dieses Zimmer getreten sind, noch zwei andere da. Sie befinden sich beide in der Wand rechts, wenn ich mit dem Rücken nach dem

Fenster zu stehe. Jede ist gleich weit von der Ecke entfernt und jede ist von derselben Größe und demselben Aussehen. Glaubst du, daß wir sie öffnen und sehen sollen, wohin sie führen?«

»Allerdings. Aber stecken denn die Schlüssel in den Schlössern?«

Rosamunde ging näher an die Türen hin und antwortete bejahend.

»Nun, dann öffne sie,« sagte Leonard. »Doch halt, nicht allein. Nimm mich mit. Ich mag nicht hier sitzen bleiben und dich diese Türen allein öffnen lassen.«

Rosamunde kehrte nach der Stelle zurück, wo Leonard saß, und führte ihn dann nach der Tür, welche von dem Fenster am weitesten entfernt war.

»Wie, wenn sich nun auf einmal ein furchtbarer Anblick dahinter darböte!« sagte sie ein wenig zitternd, indem sie die Hand nach dem Schlüssel ausstreckte.

»Nimm lieber an – was auch viel wahrscheinlicher ist – daß sie bloß in ein anderes Zimmer führt,« meinte Leonard.

Rosamunde stieß plötzlich die Tür weit auf.

Ihr Gatte hatte recht. Sie führte bloß in das Nebenzimmer.

Nun gingen sie weiter nach der zweiten Tür.

»Kann diese denselben Zweck haben wie die erste?« sagte Rosamunde, indem sie langsam und mißtrauisch den Schlüssel umdrehte.

Sie öffnete sie wie sie die erste Tür geöffnet, steckte einen Augenblick den Kopf hinein, zog ihn schauernd wieder zurück und machte die Tür mit einem schwachen Ausruf des Ekels heftig wieder zu.

»Erschrick nicht, Lenny,« sagte sie, indem sie ihn rasch hinwegführte. »Die Tür führt bloß in einen großen, leeren Wandschrank. Aber es kriechen eine Menge abscheuliche braune Tiere an der inwendigen Wand herum. Ich habe sie wieder in ihre Finsternis und Ungestörtheit eingeschlossen und ich will dich nun wieder auf deinen Platz zurückführen, ehe wir nun zunächst untersuchen, was der Bücherschrank enthält.«

Da die Tür des oberen Teils des Bücherschranks offen war und

nur noch halb in ihren Angeln hing, so war die Leere der Brettgestelle des Schrankes auf der einen Seite sofort sichtbar. Die andere Tür zeigte, als Rosamunde sie aufriß, genau denselben Anblick von Kahlheit und Leere. Auf jedem Brette lag dieselbe Anhäufung von Schmutz und Staub, ohne eine Spur von einem Buch, ohne auch nur einen Fetzen Papier, der in irgendeiner Ecke das Auge angezogen hätte.

Der untere Teil des Bücherschranks bestand aus drei verschlossenen Abteilungen. An der Tür einer derselben stak noch der rostige Schlüssel im Schlosse.

Rosamunde drehte ihn mit einiger Mühe um und schaute in das Behältnis hinein. Im Hintergrunde desselben lag ein Pack brauner und schmutziger Spielkarten umhergestreut. Ein Stück Musselin lag daneben und erwies sich, als Rosamunde es auseinanderzog, als das Überbleibsel von der Halskrause eines Geistlichen. In der einen Ecke fand sie einen zerbrochenen Korkenzieher und den Haspel einer Angelrute; in einer andern einige Stummel von Tabakspfeifen, einige alte Medizinflaschen und ein zerknittertes Liederbuch.

Dies war alles, was in diesem Behältnis vorzufinden war.

Nachdem Rosamunde jeden dieser Gegenstände ganz genau so wie sie ihn fand, ihrem Gatten beschrieben, wendete sie sich zu dem zweiten Behältnis.

Als sie die Tür versuchte, ergab sich, daß dieselbe nicht verschlossen war. Als sie hineinschaute, entdeckte sie darin nichts als einige Stücke schwarzgewordenes, baumwollenes Garn und die Überreste von einem Juwelenpackkästchen.

Die dritte Tür war verschlossen, der rostige Schlüssel des ersten Behältnisses öffnete auch diese. Im Innern befand sich bloß *ein* Gegenstand – eine kleine hölzerne Schachtel, mit Bindfaden umschnürt, dessen beide Enden durch ein Siegel befestigt waren. Rosamundes schon ermattende Aufmerksamkeit ward durch diese Entdeckung sofort wieder angespornt.

Sie beschrieb die Schachtel ihrem Gatten und fragte, ob er glaube, daß sie das Recht habe, das Siegel zu erbrechen.

»Steht nichts auf dem Deckel geschrieben?« fragte er.

Rosamunde trug die Schachtel an das Fenster, blies den Staub von dem Deckel hinweg und las auf einem darauf genagelten Pergamente: »Papiere, John Arthur Treverton, 1760.«

»Ich glaube, du kannst die Verantwortung auf dich nehmen und das Siegel erbrechen,« sagte Leonard. »Wenn diese Papiere von Bedeutung für die Familie wären, so hätten sie dein Vater und sein Testamentsvollstrecker sicherlich nicht in einem Bücherschranke stehen lassen.«

Rosamunde erbrach das Siegel und sah dann zweifelhaft ihren Gatten an, ehe sie das Kistchen öffnete.

»Ich glaube, es ist schade um die Zeit, wenn ich mir erst die Mühe nehmen, hineinzuschauen,« sagte sie. »Wie kann eine Kiste, die seit 1760 nicht geöffnet worden, uns das Geheimnis des Myrtenzimmers und der rätselhaften Mistreß Jazeph entdecken helfen?«

»Aber wissen wir denn, ob sie seit jener Zeit nicht geöffnet worden?« sagte Leonard. »Kann der Bindfaden und das Siegel nicht erst in neuerer Zeit darum gelegt worden sein? Du wirst dies am besten beurteilen können, denn du kannst sehen, ob an dem Bindfaden oder dem Siegel irgend etwas wahrzunehmen ist, woraus man einen Schluß ziehen könnte.«

»Auf dem Siegel, Lenny, ist weiter nichts zu sehen, als ein Vergißmeinnicht in der Mitte. Ebenso sehe ich weder auf der einen noch auf der andern Seite des Bindfadens irgendein schriftliches Zeichen. Jeder beliebige Mensch hätte die Kiste schon vor mir öffnen können,« fuhr sie fort, indem sie den Deckel bequem mit den Händen aufzog, »denn das Schloß ist kein Schutz dagegen. Das Holz des Deckels ist so verfault, daß ich das Mittelstück herausgezogen habe und das übrige in dem Schloß steckengeblieben ist.«

Als sie die Kiste näher untersuchte, fand sie, daß dieselbe mit Papieren angefüllt war. Auf dem zu oberst liegenden Paket standen die Worte geschrieben: »Ausgaben bei der Wahl. Vier Stimmen verschafften mir den Sieg. Jede kostete 50 Pfund. J. A. Treverton.«

Die nächste Schicht Papiere hatte keine Überschrift. Rosamunde öffnete sie und las auf dem ersten Blatt: »Geburtstags-Hymne. Dem

Mäcenas unserer Zeit in seiner poetischen Zurückgezogenheit zu Porthenna ehrerbietigst gewidmet.«

Unter diesem Geistesprodukt zeigte sich eine Sammlung von alten Rechnungen, alten Einladungskarten, alten Rezepten und alten Blättern von Wettbüchern mit einem Stück Peitschenschnur zusammengebunden.

Zuletzt, auf dem Boden der Kiste, lag ein einziges dünnes Blatt Papier, dessen sichtbare Seite vollkommen leer war. Rosamunde ergriff es, drehte es um und sah auf der andern Seite einige schwache, mit Tinte gezogene Linien, die sich nach verschiedenen Richtungen durchkreuzten und an gewissen Stellen mit Buchstaben des Alphabets versehen waren.

Rosamunde setzte ihren Gatten von dem Inhalte aller übrigen Papiere natürlich in Kenntnis und als sie ihm dieses letzte Papier beschrieben, erklärte er ihr, daß die Linien und Buchstaben ein mathematisches Problem darstellten.

»Der Bücherschrank sagt uns nichts,« bemerkte Rosamunde, indem sie die Papiere langsam wieder in die Kiste legte. »Wollen wir es nun mit dem Schreibtisch an dem Kamin versuchen?«

»Wie sieht er aus, Rosamunde?«

»Er hat zu beiden Seiten abwärts zwei Reihen von Schubfächern und der ganze obere Teil ist sonderbar altmodisch und so geformt, daß er eine schräge Fläche bildet wie ein sehr großer Schreibepult.«

»Geht der obere Teil auf?«

Rosamunde näherte sich dem Tisch, betrachtete ihn genau und versuchte dann das Blatt aufzuheben.

»Ja, es muß aufgehen, denn ich sehe das Schlüsselloch,« sagte sie. »Aber es ist verschlossen. Und die Schubfächer,« fuhr sie fort, indem sie eins nach dem andern probierte, »sind ebenfalls alle verschlossen.«

»Steckt kein Schlüssel in einem derselben?« fragte Leonard.

»Nicht eine Spur. Das Blatt greift sich aber so locker an, daß ich wirklich glaube, man könnte es aufsprengen, gerade so wie ich die kleine Kiste aufsprengte – freilich aber müßte es durch ein Paar

stärkere Hände geschehen, als deren ich mich rühmen kann. Ich will dich an den Tisch führen, Lenny; vielleicht weicht er deiner Kraft.«

Sie legte Leonards Hände sorgfältig unter den Vorsprung, der durch die überragende Platte des Tisches gebildet ward. Er bot seine ganze Kraft auf, aber das Holz war diesmal gesund und fest, das Schloß hielt und alle seine Bemühungen waren vergebens.

»Müssen wir einen Schlosser holen?« fragte Rosamunde mit einem Blick getäuschter Erwartungen.

»Wenn der Tisch von einigem Wert ist, so müssen wir dies,« entgegnete Leonard. »Ist dies nicht der Fall, so werden sich das Blatt und die Schubfächer mit Hilfe eines Hammers und eines Schraubenziehers leicht öffnen lassen.«

»Dann wollte ich, wir hätten diese Werkzeuge gleich mit zur Stelle gebracht, denn der einzige Wert des Tisches liegt in den Geheimnissen, die er uns vielleicht verbirgt. Ich habe eher keine Ruhe, als bis wir wissen, was darin steckt.«

Indem sie diese Worte sagte, faßte sie ihren Gatten bei der Hand, um ihn wieder nach seinem Platze auf dem Sofa zurückzuführen. Als sie an dem Kamin vorbeikamen, trat er auf den nackten steinernen Herd und da er auf diese Weise eine neue Substanz unter den Füßen fühlte, so streckte er instinktmäßig die Hand aus, die er frei hatte.

Er berührte eine Marmortafel mit halb erhabener Bildhauerarbeit, die in die Mitte des Kaminsimses eingesetzt war.

Er blieb sofort stehen und fragte, was für ein Gegenstand es sei, den seine Finger zufällig berührt hätten.

»Es ist ein steinernes Bildwerk,« sagte Rosamunde. »Ich hatte vorher nicht darauf geachtet. Es ist sehr groß und nicht besonders anziehend, wenigstens nicht nach meinem Geschmack. Insoweit ich es beurteile, stellt es –«

Leonard unterbrach sie, ehe sie weitersprechen konnte.

»Laß mich einmal versuchen, ob ich selbst ermitteln kann, was es vorstellt,« sagte er ein wenig ungeduldig. »Ich will einmal mit meinen Fingern probieren, ob ich erraten kann, was der Gegenstand dieser

Bildhauerarbeit ist.«

Er fuhr mit den Händen langsam und sorgfältig über das Basrelief, während Rosamunde jede seiner Bewegungen mit stummer Aufmerksamkeit verfolgte, überlegte ein wenig und sagte:

»Ist in der rechten Ecke nicht die sitzende Figur eines Mannes, und sind nicht höher oben links etwas plump ausgeführte Felsen und Bäume zu sehen?«

Rosamunde sah ihn zärtlich an und lächelte.

»Mein armer guter Lenny!« sagte sie. »Dein sitzender Mann ist in der Wirklichkeit eine verkleinerte Kopie der berühmten alten Statue der Niobe und ihres Kindes; deine Felsen sind marmorne Nachahmungen von Wolken und deine plump ausgeführten Bäume sind Pfeile, welche von der Hand eines unsichtbaren Jupiter oder Apollo oder irgendeines andern heidnischen Gottes abgeschossen werden. Ach, Lenny, Lenny, du kannst auf deinen Gefühlssinn nicht so bauen wie du auf mich bauen kannst.«

Ein augenblicklicher Schatten des Verdrusses flog über sein Gesicht, verschwand aber sofort, als Rosamunde seine Hand ergriff, um ihn wieder auf seinen Platz zurückzuführen. Er zog sie sanft an sich und küßte sie auf die Wange.

»Du hast recht, Rosamunde,« sagte er. »Der einzige zuverlässige Freund in meiner Blindheit, der mir niemals untreu wird, ist mein Weib.«

Da Rosamunde ihn wehmütig gestimmt sah und mit dem Scharfblick der Liebe eines Weibes fühlte, daß er an die Zeit dachte, wo er noch das Glück des Augenlichts genossen, so kehrte sie, sobald sie ihn wieder auf der Ottomane hatte Platz nehmen lassen, zu der Aufgabe zurück, welche sie in das Myrtenzimmer geführt hatte.

»Wo soll ich nun suchen, lieber Lenny?« fragte sie. »Den Bücherschrank haben wir untersucht. Mit dem Untersuchen des Schreibtisches müssen wir warten. Was gibt es sonst noch hier, was ein Schubfach oder sonst ein verschlossenes Behältnis hätte?«

Sie sah sich verlegen um und ging dann nach dem Teile des Zimmers, welcher ihre Aufmerksamkeit zuletzt angezogen – dem

Teile, wo der Kamin sich befand.

»Ich glaubte hier etwas zu bemerken, Lenny, als ich eben mit dir vorbeiging,« sagte sie, indem sie sich der zweiten Vertiefung hinter dem Kaminsims näherte, welche ganz der entsprach, in welcher der Schreibtisch stand.

Sie schaute hinein und entdeckte in einer Ecke, die durch den Schatten des dicken, hervorragenden Kaminsimses dunkel gemacht ward, einen schmalen, wackligen, kleinen Tisch aus dem ordinärsten Mahagoni gefertigt – das gebrechlichste, armseligste und am wenigsten in die Augen fallende Möbel im ganzen Zimmer.

Mit dem Fuße schob sie es verächtlich in das Licht. Es bewegte sich auf plumpen, altmodischen Rollen und knarrte träg, während es geschoben ward.

»Lenny, ich habe noch einen Tisch gefunden,« sagte Rosamunde, »ein elendes, erbärmliches, kleines Ding, welches halb unsichtbar in einem Winkel stand. Ich habe es soeben ins Licht geschoben und ein Schubfach daran entdeckt.«

Sie schwieg und versuchte das Schubfach zu öffnen, aber es leistete Widerstand.

»Wieder ein Schloß!« rief sie ungeduldig. »Selbst dieses erbärmliche Ding ist gegen uns!«

Sie schob den Tisch mit der Hand heftig fort. Er schwankte auf seinen gebrechlichen Beinen, taumelte, und fiel auf den Fußboden – so schwerfällig als ob er zwei Mal so groß gewesen wäre – mit einem Schlage, der durch das Zimmer dröhnte und von dem Echo der einsamen nördlichen Halle mehrmals zurückgegeben ward.

Rosamunde eilte, als sie ihren Gatten erschrocken von seinem Platze emporfahren sah, auf ihn zu und erzählte ihm, was geschehen sei.

»Du nanntest den Tisch einen kleinen,« entgegnete er erstaunt; »er fiel ja aber wie eines der größten Möbel im Zimmer.«

»Ganz gewiß muß etwas Schweres in dem Schubfache sein,« sagte Rosamunde, indem sie sich noch ganz aufgereggt durch den unnatürlichen schweren Fall des Tisches demselben wieder näherte.

Nachdem sie eine Weile gewartet, um dem Staub, der durch den Fall von dem Fußboden emporgewirbelt worden, und der noch in dicken trägen Wolken über dem Tische schwebte, Zeit zu lassen, sich zu zerstreuen, bückte sie sich und sah den Tisch näher an. Er war oben an dem Blatt von einem Ende bis zum andern geborsten und das Schloß durch den Fall von seiner Befestigung losgerissen.

Rosamunde setzte den Tisch sorgfältig wieder in die Höhe, zog den Schubkasten heraus und wendete sich, nachdem sie einen Blick auf den Inhalt geworfen, zu ihrem Gatten.

»Ich dachte es gleich,« sagte sie. »Ich wußte, daß etwas Schweres in dem Schubkasten liegen müsse. Er ist mit einer Menge Kupfererzen angefüllt, gleich jenen in der Sammlung, die sich mein Vater von den verschiedenen Gesteinsarten des Porthgenna-Schachtes angelegt hatte, Lenny, weißt du noch? Doch warte; ich glaube, ich fühle dahinten, so weit ich mit meiner Hand reichen kann, noch etwas Anderes.«

Sie zog unter den Erzklumpen, die in dem hintern Teile des Schubfaches lagen, hervor einen kleinen, runden Bilderrahmen von schwarzem Holz, ungefähr von der Größe eines gewöhnlichen Handspiegels. Er lag mit der Vorderseite nach unten und die Fläche innerhalb des runden Rahmens war mit einem dünnen Brett ausgefüllt, von der Gattung, die man gewöhnlich zu Hinterseiten von kleinen Rahmen verwendet, um die Bilder darin festzuhalten.

Dieses Brettchen, welches auf der Hinterseite des Rahmens nur mit einem einzigen Nagel befestigt war, hatte der Sturz des Tisches wahrscheinlich aus seiner Lage gebracht, und als Rosamunde den Rahmen aus dem Schubfache herausnahm, bemerkte sie zwischen dem Rahmen und dem verschobenen Ende ein Stück Papier, welches, wie es schien, viele Mal zusammengebrochen war, um den kleinstmöglichen Raum einzunehmen.

Sie zog das Papier heraus, legte es beiseite auf den Tisch, ohne es auseinanderzufalten, brachte das Brettchen wieder in die geeignete Lage und drehte dann den Rahmen herum, um zu sehen, ob auf der Vorderseite sich ein Bild darin befände.

Allerdings war ein Bild da – ein Bild in Ölfarben gemalt und vom

Alter etwas dunkel gemacht, aber nicht sehr verblichen. Es stellte den Kopf einer Dame und die Gestalt derselben bis auf den Busen vor.

Sobald als Rosamundes Augen darauf fielen, schauderte sie und eilte mit dem Bilde in der Hand sofort auf ihren Gatten zu.

»Nun, was hast du jetzt gefunden?« fragte er, als ob er sie sich ihm nähern hörte.

»Ein Bild,« antwortete sie leise, indem sie stehenblieb, um es wieder anzusehen.

Leonards leises Ohr bemerkte sofort die Veränderung in ihrer Stimme.

»Hat das Bild etwas, was dich beunruhigt?« fragte er halb im Scherz, halb im Ernst.

»Allerdings hatte es etwas Auffälliges – etwas, was mich, so heiß auch der Tag ist, für den Augenblick wie Frost durchschauert,« entgegnete Rosamunde. »Entsinnst du dich noch der Schilderung, welche Betsey uns am Abend unserer Ankunft von dem Gespenst der nördlichen Zimmer machte?«

»Ja, ich erinnere mich noch vollkommen.«

»Lenny, diese Beschreibung paßt ganz genau auf dieses Bild. Hier ist das gekräuselte hellbraune Haar. Hier ist das Grübchen auf jeder Wange. Hier sind die weißen, regelmäßigen Zähne. Hier ist die lauernde, frivole verhängnisvolle Schönheit, welche das Mädchen zu beschreiben suchte und auch wirklich beschrieb, indem sie sagte, dieselbe sei grauenhaft.«

Leonard lächelte.

»Deine lebhaftige Phantasie ergeht sich zuweilen in seltsamen Vorstellungen,« sagte er ruhig.

»Meine Phantasie?« wiederholte Rosamunde bei sich selbst. »Wie kann von Phantasie die Rede sein, wenn ich das Gesicht wirklich hier vor mir sehe. Wie kann es Phantasie sein, wenn ich fühle –«

Sie schwieg, schauderte wieder und kehrte schnell an den Tisch zurück, auf welchen sie das Bild mit dem Gesicht abwärts

niederlegte. Indem sie dies tat, fiel ihr wieder das zusammengefaltete Papier, welches sie aus dem Hinterteil des Rahmens herausgenommen, ins Auge.

»Vielleicht finde ich hier einigen Aufschluß über dieses Bild,« sagte sie, indem sie die Hand nach dem Papier ausstreckte.

Es war jetzt ziemlich Mittag. Die Hitze lastete schwerer auf der Luft und die Stille aller Dinge war banger als je, als Rosamunde das Papier von dem Tische nahm und auseinanderfaltete.

---

## Viertes Kapitel

### *Die Enthüllung des Geheimnisses*

Falte um Falte öffnete Rosamunde das Papier und sah, daß auf der innern Seite geschriebene Buchstaben standen, die eine hellgelbliche Farbe angenommen hatten. Sie strich es auf dem Tische glatt, hob es dann wieder auf und sah die erste Zeile der Schrift an.

Die erste Zeile enthielt drei Worte – Worte, welche ihr sagten, daß das Papier mit der Schrift darauf nicht die Beschreibung eines Bildes war, sondern ein Brief – Worte, bei welchen sie, als ihr Auge darauf fiel, zusammenschrak und die Farbe wechselte. Ohne es zu versuchen, weiter zu lesen, wendete sie schnell das Blatt um, um die Stelle zu finden, wo die Schrift endete.

Sie endete am Fuße der dritten Seite, aber nahe am Fuße der zweiten Seite war ein Absatz zwischen den Zeilen und in diesem Absatz standen zwei Namen geschrieben.

Sie sah den obersten der beiden Namen an – schrak wieder zusammen – und kehrte dann sofort zu der ersten Seite zurück.

Zeile um Zeile und Wort um Wort las sie die Schrift. Ihre natürliche Gesichtsfarbe schwand dabei allmählich hinweg und eine fahle, gleichförmige Blässe überzog an ihrer Stelle das ganze Gesicht. Als sie an das Ende der dritten Seite gekommen war, sank die Hand, in welcher sie den Brief hielt, schlaff herab und sie wendete den Kopf langsam nach Leonard herum.

So blieb sie stehen. Keine Träne befeuchtete ihr Auge, keine Veränderung machte sich in ihren Zügen bemerklich, kein Wort entschlüpfte ihren Lippen, keine Bewegung änderte die Stellung ihrer Glieder – so stand sie, den verhängnisvollen Brief in ihren kalten Fingern zusammenknitternd und unverwandt, sprachlos und atemlos ihren blinden Gatten betrachtend.

Er saß noch wie sie ihn vor wenigen Minuten hatte sitzen sehen – mit gekreuzten Beinen, die Hände gefaltet und das Gesicht erwartungsvoll nach der Richtung hingewendet, in welcher er den Ton der Stimme seines Weibes zuletzt vernommen.

Nach wenigen Augenblicken erweckte jedoch die ununterbrochene Stille im Zimmer seine Aufmerksamkeit. Er veränderte seine Stellung – horchte eine Weile, wendete den Kopf unruhig von einer Seite zur andern und rief dann:

»Rosamunde?«

Bei dem Klange seiner Stimme bewegten sich ihre Lippen und ihre Finger faßten das Papier, welches sie hielt, fester, aber sie tat keinen Schritt und sprach kein Wort.

»Rosamunde!«

Ihre Lippen bewegten sich wieder, leichte Spuren von Ausdruck begannen sich schattenhaft über die leichenblasse Fläche ihres Gesichts zu stehlen – sie tat einen Schritt, zögerte, sah den Brief an und blieb wieder stehen.

Da Leonard keine Antwort hörte, so erhob er sich überrascht und unruhig. Seine armen, hilflosen Hände vor sich in der Luft hin- und herbewegend, ging er einige Schritte vorwärts, geradeaus von der Wand, an welcher er gesessen. Ein Stuhl, welchen zu berühren seine Hände nicht tief genug herabreichten, stand ihm im Wege und da er immer noch vorwärts ging, so stieß er heftig mit dem Knie daran.

Ein Schrei entfuhr Rosamundes Lippen, als ob der Schmerz dieses Stoßes von ihrem Gatten auf sie selbst überginge. Im nächsten Augenblick war sie an seiner Seite.

»Du hast dir doch nicht Schaden getan, Lenny?« fragte sie leise.

»Nein, nein.«

Er versuchte seine Hand an die Stelle zu drücken, wo er sich gestoßen, Rosamunde kniete rasch nieder und legte ihre eigene Hand darauf, indem sie zugleich, während sie darauf kniete, ihren Kopf in seltsam zögernder, schüchterner Weise an ihn schmiegte.

Er legte die Hand, deren Bewegung sie gehemmt, leicht auf ihre

Schulter.

In dem Augenblick, wo diese Hand sie berührte, begannen ihre Augen einen andern Ausdruck zu gewinnen, Tränen stiegen in dieselben empor und rannen langsam an den Wangen herunter.

»Ich dachte, du hättest mich verlassen,« sagte er. »Es war so still im Zimmer, daß ich glaubte, du wärest hinausgegangen.«

»Willst du jetzt mit mir hinauskommen?« fragte sie.

Ihre Kräfte schienen ihr untreu zu werden, während sie diese Frage tat, ihr Kopf sank auf seine Brust herab und sie ließ den Brief neben sich auf den Fußboden niederfallen.

»Bist du schon müde, Rosamunde? Deine Stimme klingt so matt.«

»Ich möchte das Zimmer verlassen,« sagte sie noch in demselben leisen gezwungenen Tone. »Schmerzt dich dein Knie noch, Lenny? Kannst du jetzt gehen?«

»Jawohl. Mein Knie ist durchaus nicht beschädigt. Wenn du müde bist, Rosamunde – ich weiß, daß du es bist, wenn du es auch nicht gestehen willst – so wird es gut sein, wenn wir dieses Zimmer so bald als möglich verlassen.«

Sie schien die letzten Worte, die er sagte, nicht zu hören. Ihre Finger bewegten sich fieberhaft an ihrem Halse und Busen herum; zwei helle, rote Punkte begannen auf ihren bleichen Wangen zu brennen; ihre Augen waren stier auf den neben ihr liegenden Brief geheftet; ihre Hände tasteten umher, ehe sie ihn aufhoben.

Einige Sekunden lang wartete sie so auf den Knien liegend und sah den Brief unverwandt an, den Kopf von ihrem Gatten abgewendet, dann erhob sie sich und ging nach dem Kamin.

Unter dem Staub, der Asche und anderm Schutt an der hintern Stelle des Rostes lagen einige alte, zerrissene Stücke Papier umhergestreut. Ihre Augen fielen darauf und sie betrachtete dieselben aufmerksam. Sie schauete und schauete und bog sich langsam immer tiefer auf den Rost herab. Einen Augenblick lang hielt sie den Brief mit beiden Händen über die Asche – den nächsten zog sie ihn heftig schaudernd zurück und drehte sich so, daß sie ihrem Gatten wieder gegenüber stand. Als sie ihn erblickte, entrang

sich ihr ein schwacher, unartikulierter Ausruf, halb Seufzer, halb Schluchzen.

»O, nein, nein!« flüsterte sie bei sich selbst, indem sie inbrünstig die Hände faltete und ihn mit liebenden, wehmütigen Augen betrachtete; »niemals, niemals, Lenny! Möge daraus werden, was da wolle.«

»Sprachst du mit mir, Rosamunde?«

»Ja, Geliebter. Ich sagte –«

Sie schieg und faltete mit zitternden Fingern das Papier genau wieder zu der Form zusammen, in welcher sie es gefunden.

»Wo bist du?« fragte er. »Deine Stimme klingt fern von mir, wieder am andern Ende des Zimmers. Wo bist du?«

Zitternd und weinend eilte sie auf ihn zu, faßte ihn beim Arm und ohne einen Augenblick zu zögern, ohne die mindeste Spur von Unentschlossenheit in ihrem Gesicht, legte sie das zusammengefaltete Papier kühn in seine Hand.

»Behalte dies, Lenny,« sagte sie totenbleich, aber ohne ihre Festigkeit zu verlieren. »Behalte dies und fordre mich auf, es dir vorzulesen, sobald wir das Myrtenzimmer verlassen haben.«

»Was ist es?« fragte er.

»Das Letzte, was ich gefunden, Geliebter,« entgegnete sie, indem sie ihn innig mit einem tiefen Seufzer wie aus erleichtertem Herzen ansah.

»Ist es von Wichtigkeit?«

Anstatt zu antworten, drückte sie ihn plötzlich an ihre Brust, klammerte sich mit aller Inbrunst an ihn und bedeckte atemlos und leidenschaftlich sein Gesicht mit Küssen.

»Na, sachte, sachte!« rief Leonard lachend. »Du erdrückst mich ja!«

Sie ließ von ihm ab, trat einen Schritt zurück, legte eine Hand auf jede seiner Schultern und betrachtete ihn schweigend.

»O mein Engel!« murmelte sie zärtlich. »Alles, was ich in der Welt habe, wollte ich darum geben, wenn ich wüßte, wie sehr du mich liebst.«

»Nun,« entgegnete er immer noch lachend, »das solltest du doch nun wissen, Rosamunde.«

»Ich werde es bald wissen.«

Sie sprach diese Worte in so ruhigem und leisem Tone, daß sie nur eben hörbar waren. Die Veränderung in ihrer Stimme als ein neues Symptom von Ermüdung deutend, forderte Leonard sie auf, ihn wegzuführen, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

Auf dem Rückwege nach dem bewohnten Teile des Hauses sagte Rosamunde weiter nichts über das zusammengefaltete Papier, welches sie ihm in die Hand gedrückt. Ihre ganze Aufmerksamkeit, während sie nach der westlichen Front zurückkehrten, schien darauf gerichtet zu sein, daß sie jeden Zoll des Bodens, auf welchem er wandelte, eifersüchtig betrachtete, um sich zu überzeugen, daß er glatt und sicher sei, ehe sie Leonard gestattete, seinen Fuß darauf zu setzen. So sorgfältig und umsichtig sie auch vom ersten Tage ihres Ehestandes gewesen, wenn sie ihren Gatten von einem Ort nach dem andern führte, so war sie doch jetzt übertrieben, ja fast lächerlich besorgt, ihn vor der entferntesten Möglichkeit eines Unfalls zu bewahren.

Als sie fand, daß er, als sie das Myrtenzimmer verließen, an dem äußern Rande des offenen Vorplatzes hinging, bestand sie darauf, daß er mit ihr die Seite wechselte und sich nun längs der Wand hin bewege.

Als sie die Treppe hinuntergingen, blieb sie mitten auf derselben stehen, um ihn zu fragen, ob er Schmerz in dem Knie empfinde, womit er sich an den Stuhl gestoßen.

Auf der letzten Stufe bewog sie ihn abermals, stehen zu bleiben, während sie die zerrissenen, durcheinander gewirren Überreste einer alten Fußdecke auf die Seite schob, damit er sich nicht mit den Füßen darein verwickelte.

Als sie durch die nördliche Halle schritten, bat sie ihn, ihren Arm zu nehmen und sich recht fest darauf zu stützen, denn sie sei überzeugt, daß sein Knie noch nicht ganz frei von Steifheit sei.

Selbst an der kurzen Treppe, welche den Eingang der Halle mit den nach der Westseite des Hauses führenden Gängen in

Verbindung setzte, ließ sie ihn abwärts zwei Mal Halt machen, um seinen Fuß auf die noch gesunden Teile der Stufen zu setzen, welche nach ihrer Behauptung an mehr als einer Stelle gefährlich abgenutzt waren.

Er lachte gutmütig über ihre übertriebene Besorgtheit, ihn vor aller Gefahr des Stolperns zu bewahren, und fragte, ob sie, da sie so oft Halt machte, wohl für den Imbiß noch Zeit genug nach der westlichen Seite des Hauses kommen würden.

Sie war nicht wie gewöhnlich mit einer schnellen, witzigen Antwort bereit; sein Gelächter fand kein angenehmes Echo in dem ihrigen; sie antwortete bloß, es sei unmöglich, allzubesorgt um ihn zu sein, und dann gingen sie schweigend weiter, bis sie die Tür des Zimmers der Haushälterin erreichten.

Rosamunde ließ Leonard einen Augenblick vor dieser Tür warten, während sie hineinging, um die Schlüssel an Mistreß Pentreath zurückzugeben.

»Mein Himmel, Madame,« rief die Haushälterin, »Sie scheinen von der Hitze der Witterung und der dumpfen Luft in diesen alten Zimmern sehr angegriffen zu sein. Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen, oder befehlen Sie mein Riechfläschchen?«

Rosamunde lehnte beide Anerbietungen ab.

»Darf ich fragen, Madame, ob sich diesmal in den nördlichen Zimmern etwas gefunden hat?« fragte Mistreß Pentreath, indem sie die Schlüssel anhing.

»Bloß einige alte Papiere,« entgegnete Rosamunde sich abwendend.

»Sie erlauben mir wohl noch eine Frage, Madame,« fuhr die Haushälterin fort. »Wenn nun heute vielleicht Herrschaften aus der Umgegend kommen, um ihren Besuch zu machen –«

»Wir sind beschäftigt. Mag es sein, wer es wolle – wir sind beide beschäftigt.«

Mit dieser kurzen Antwort verließ Rosamunde die Haushälterin und begab sich wieder zu ihrem Gatten.

Mit demselben Übermaß von Aufmerksamkeit und Sorgfalt,

welches sie auf dem Wege nach dem Zimmer der Haushälterin an den Tag gelegt, führte sie ihn jetzt auch die westliche Treppe hinauf. Da zufällig die Tür des Bibliothekszimmers offen stand, so gingen sie auf ihrem Wege nach dem Besuchzimmer, welches das größere und kühlere von beiden war, durch ersteres hindurch.

Nachdem Rosamunde ihren Gatten an einen Stuhl geführt, kehrte sie in das Bibliothekzimmer zurück und nahm von dem Tische einen Präsentierteller, den sie vorhin bemerkt und auf welchem eine Flasche Wasser und ein Glas standen.

»Es ist leicht möglich, daß Ohnmacht oder Schrecken mich überwältigen,« sagte sie rasch bei sich selbst, indem sie sich mit dem Präsentierbrett in der Hand herumdrehte, um wieder in das große Zimmer zurückzukehren.

Nachdem sie das Wasser auf einen Tisch in einer Ecke gesetzt, verschloß sie geräuschlos erst die in die Bibliothek und dann die hinaus auf den Korridor führende Tür.

Leonard, welcher hörte, daß sie sich umherbewegte, riet ihr, doch lieber ruhig auf dem Sofa sitzenzubleiben. Sie streichelte ihm die Wange und stand im Begriff, eine geeignete Antwort zu geben, als sie zufällig ihr Gesicht in dem Spiegel erblickte, unter welchem er saß.

Der Anblick ihrer bleichen Wangen und verstörten Augen hemmte die Worte auf ihren Lippen. Sie eilte fort nach dem Fenster, um einen Hauch der Luft zu erhaschen, welche von dem Meere her ihr zuwehte.

Der Sonnennebel barg immer noch den Horizont. Näher war die ölige, farblose Fläche des Wassers gerade sichtbar und hob sich von Zeit zu Zeit in einer eintönigen Woge, welche sich glatt und endlos hinausrollte, bis sie sich in dem weißen Dunkel des Nebels verlor.

Dicht am Strande war die sonst so tosende Brandung kaum zu hören. Kein Geräusch kam von der Bucht, ausgenommen in langen, ermüdenden Zwischenräumen, wenn ein kurzer Schlag und ein dumpfes, eben nur hörbares Plätschern den Fall einer kleinen, winzigen Welle auf den glühendheißen Sand verkündete.

Auf der Terrasse vor dem Hause war das eintönige Summen der

Sommerinsekten alles, was von Leben und Bewegung sprach. Keine menschliche Gestalt war irgendwo an der Küste zu sehen; keine Spur von einem Segel dämmerte durch die Hitze auf dem Meere, kein Lufthauch bewegte die zarten Ranken der Schlingpflanzen, die an der Mauer des Schlosses sich hinzogen, oder erfrischte die an den Fenstern stehenden, schmachttenden Blumen.

Rosamunde wendete sich, nachdem sie die äußere Aussicht einen Augenblick lang betrachtet, ermüdet davon ab. Als sie wieder in das Zimmer hereinsah, redete ihr Gatte sie an.

»Was für ein kostbares Ding liegt denn in diesem Papier verborgen?« fragte er, indem er den Brief zur Hand nahm und ihn lächelnd auseinanderfaltete. »Ganz gewiß muß es noch etwas Anderes sein, als bloße Schrift – vielleicht ist ein unschätzbares Pulver oder eine Banknote von fabelhaftem Werte in alle diese Falten eingewickelt.«

Rosamunde entsank der Mut, als er den Brief öffnete und mit den Fingern über die Schrift inwendig fuhr, indem zugleich in ironischer Weise seine Besorgnis aussprach und scherzend erklärte, alle in Porthenna entdeckten Schätze mit Rosamunde teilen zu wollen.

»Ich will dir den Brief sogleich vorlesen, Lenny,« sagte sie, indem sie auf den nächsten Stuhl niedersank und mit matter Hand ihr Haar von den Schläfen zurückstrich. »Leg' ihn aber jetzt auf einige Minuten weg und laß uns von irgendetwas anderm sprechen, es möge sein was es wolle, dafern es uns nur nicht an das Myrtenzimmer erinnert. Ich bin sehr launenhaft, nicht wahr, daß ich so plötzlich des Gegenstandes überdrüssig werde, über welchen ich seit so vielen Wochen am liebsten und unermüdlichsten gesprochen. Sage mir, Geliebter,« setzte sie hinzu, indem sie plötzlich aufstand und an die Lehne seines Stuhles trat, »verschlimmern sich meine Grillen und Fehler, oder habe ich mich seit der Zeit unserer Vermählung gebessert?«

Er warf den Brief gleichgültig beiseite auf einen Tisch, welcher stets dicht neben seinem Stuhl stand und drohte ihr komisch vorwurfsvoll mit dem Finger.

»O pfui, Rosamunde!« sagte er; »willst du mich verlocken, dir

Komplimente zu machen?«

Der leichtfertige Ton, in welchem er immer noch sprach, schien sie geradezu zu ängstigen. Sie ging langsam von seinem Stuhl hinweg und setzte sich wieder in kurzer Entfernung von ihm nieder.

»Ich weiß, daß ich dich zuweilen beleidigte,« fuhr sie rasch und verlegen fort – »doch nein, ich beleidigte dich nicht – ich ärgerte dich bloß ein wenig – weil ich allzu vertraulich mit den Dienstleuten sprach. Du hättest anfangs, wenn du mich nicht so gut gekannt hättest, fast glauben können, es sei dies so meine Gewohnheit, weil ich früher selbst einmal eine dienende Person gewesen wäre. Gesetzt nun, ich wäre wirklich eine dienende Person gewesen – die Dienerin, welche dich in deinen Krankheiten gepflegt, die Dienerin, welche dich in deiner Blindheit sorgfältiger geführt als sonst jemand getan – würdest du dann viel an den Unterschied zwischen uns gedacht haben – würdest du –«

Sie schwieg. Das Lächeln war aus Leonards Gesicht verschwunden und er hatte sich ein wenig von ihr abgewendet.

»Was kann es nützen, Rosamunde, Fälle anzunehmen, die sich niemals hätten ereignen können?« fragte er etwas ungeduldig.

Sie ging an den Nebentisch, schenkte sich von dem Wasser, welches sie aus dem Bibliothekzimmer geholt, in das Glas und trank es begierig; dann ging sie an das Fenster und pflückte einige von den hier stehenden Blumen. Einige davon warf sie im nächsten Augenblick wieder weg, behielt aber die übrigen in der Hand und ordnete sie so, daß ihre Farben mit der Wirkung kontrastierten. Als dies geschehen war, steckte sie sie an die Brust, sah zerstreut darauf herab, nahm sie wieder von dem Kleide ab, kehrte zu ihrem Gatten zurück und steckte ihm den kleinen Strauß in das Knopfloch seines Rockes.

»Da hast du etwas, was dir ein heiteres Aussehen gibt, Geliebter – so wie ich stets zu sehen wünsche,« sagte sie, indem sie sich in ihrer beliebten Stellung zu seinen Füßen niedersetzte und, mit ihren Armen auf seinen Knien ruhend, wehmütig zu ihm aufblickte.

»Woran denkst du, Rosamunde?« fragte er nach einer Pause.

»Ich dachte bloß nach, Lenny, ob noch irgendein Weib auf der

Welt dich so lieben könnte wie ich. Ich fürchte fast, daß es noch mehrere gebe, die ebenso wie ich nichts mehr verlangen würden, als für dich zu leben und zu sterben. Es liegt etwas in deinem Gesicht, in deiner Stimme, in deinem ganzen Wesen – außer dem Interesse, welches dein beklagenswertes Gebrechen einflößt – was, glaube ich, das Herz jedes Weibes zu dir ziehen muß. Wenn ich sterben sollte –«

»Wenn du sterben solltest!«

Er fuhr empor, indem er diese Worte wiederholte und sich vorwärts neigend seine Hand unruhig auf ihre Stirn legte. »Du denkst und sprichst diesen Morgen sehr seltsam, Rosamunde. Bist du nicht wohl?«

Sie erhob sich auf ihre Knie, sah ihn näher an, ihr Gesicht heiterte sich ein wenig auf und ein mattes Lächeln umspielte ihre Lippen. »Ich möchte wissen, ob du mich stets so lieben wirst, wie du mich jetzt liebst,« flüsterte sie, indem sie seine Hand küßte, während sie dieselbe von ihrer Stirn hinwegnahm.

Er lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück und sagte scherzend, sie solle nicht zu weit in die Zukunft schauen.

Diese Worte, so leichthin sie auch gesprochen wurden, drangen tief in ihr Herz.

»Es gibt Zeiten, Lenny,« sagte sie, »wo alles Glück der Gegenwart von der Gewißheit der Zukunft abhängt.«

Sie sah den Brief an, den ihr Gatte offen auf dem Tische neben sich hatte liegen lassen und nach einem augenblicklichen Kampfe mit sich selbst nahm sie ihn in die Hand, um ihn zu lesen.

Bei dem ersten Worte aber versagte ihr die Stimme – die tödliche Blässe breitete sich wieder über ihr Gesicht; sie warf den Brief wieder auf den Tisch und ging fort bis ans andere Ende des Zimmers.

»Der Zukunft?« fragte Leonard. »Welcher Zukunft, Rosamunde? Was meinst du?«

»Gesetzt, ich meinte unsere Zukunft in Porthgenna,« sagte sie, indem sie ihre trockenen Lippen mit einigen Tropfen Wasser

befeuchtete. »Werden wir hier so lange bleiben, wie wir dies bis jetzt gedacht und werden wir hier so glücklich sein, wie wir anderwärts gewesen sind? Auf der Reise sagtest du mir, ich würde es sehr langweilig finden, und mich zu allerhand außerordentlichen Beschäftigungen genötigt sehen, um mir die Zeit zu vertreiben. Du sagtest, ich würde mit der Gärtnerei anfangen und damit enden, daß ich einen Roman schreibe.«

»Einen Roman!«

Sie näherte sich wieder ihrem Gatten und sah ihm aufmerksam ins Gesicht, während sie fortfuhr:

»Warum nicht? Es werden jetzt von Frauen mehr Romane geschrieben, als von Männern. Was soll mich abhalten, es zu versuchen? Das erste große Erfordernis ist, glaube ich, eine Idee zu einer Geschichte zu haben, und diese habe ich.«

Sie ging noch einige Schritte weiter, erreichte den Tisch, auf dem der Brief lag und legte ihre Hand darauf, während sie ihre Augen immer noch aufmerksam auf Leonards Gesicht geheftet hielt.

»Und was hast du für eine Idee, Rosamunde?« fragte er.

»Diese,« entgegnete sie. »Die Hauptpersonen meiner Geschichte sind ein junges Ehepaar. Sie sollen einander innig lieben – so innig wie wir, Lenny – und sie sollen demselben Range angehören wie du. Nachdem sie eine Zeit glücklich vermählt gewesen und nachdem sie mit einem Kinde beglückt worden, welches ihre Liebe zueinander noch höher steigert, bricht auf einmal wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel eine furchtbare Entdeckung über sie herein. Der Mann hat zu seiner Gattin eine junge Dame gewählt, welche einen so alten Familiennamen trägt, wie –«

»Wie der deine?« meinte Leonard.

»Wie der Name der Familie Treverton,« fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher ihre Hand rastlos den Brief auf dem Tische hin und her bewegt hatte. »Der Mann ist von guter Geburt – von ebenso guter Geburt wie du, Lenny – und die furchtbare Entdeckung besteht darin, daß sein Weib kein Recht auf den alten Namen hat, den sie trug, als sie heiratete.«

»Liebe Rosamunde, ich kann nicht sagen, daß mir deine Idee

gefele. Deine Geschichte wird den Leser verlocken, sich für ein Weib zu interessieren, welches zuletzt als Betrügerin dasteht.«

»Nein,« rief Rosamunde mit Wärme. »Ein echtes Weib ist sie – ein Weib, welches sich nie zu einem Betrug erniedrigte – ein Weib voll Mängel und Gebrechen, aber eine Freundin der Wahrheit auf alle Gefahren und Opfer hin. Laß mich ausreden, Lenny, ehe du urteilst.«

Heiße Tränen traten ihr in die Augen, aber sie trocknete sie schnell wieder und fuhr fort:

»Diese junge Dame wächst heran und heiratet, völlig unbekannt – merke das wohl – völlig unbekannt mit ihrer eigentlichen Geschichte. Die plötzliche Enthüllung der Wahrheit schmettert sie zu Boden – sie sieht sich von einem Unheil ereilt, an welchem sie keine Schuld hat. Sie wird durch die Entdeckung zermalmt, zerschmettert und fast dem Wahnsinne nahe gebracht. Die Entdeckung bricht über sie herein, während sie keine Stütze hat, als sich selbst. Es steht in ihrer Macht, sie vollkommen ungestraft vor ihrem Gatten geheim zu halten; sie fühlt sich in einem Augenblick furchtbarer Versuchung gleich andern schwachen Sterblichen erschüttert und nahe daran, diese Verheimlichung zu begehen; aber sie überwindet diese Versuchung und sagt, nur auf Antrieb ihres eigenen freien Willens, ihrem Gatten Alles, was sie selbst weiß. Nun, Lenny, wie nennst du dieses Weib. Immer noch eine Betrügerin?«

»Nein, ein Opfer.«

»Welches freiwillig zum Opfertode geht? Und welches auch geopfert werden muß?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Was würdest du mit ihr machen, Lenny, wenn du ihre Geschichte schriebest? Ich meine, wie würdest du ihren Gatten sich gegen sie benehmen lassen? Es ist dies eine Frage, bei welcher die Natur des Mannes ins Spiel kommt und eine Frau ist daher nicht befähigt, darüber zu entscheiden. Ich weiß deshalb auch nicht, wie ich die Geschichte schließen soll. Wie würdest du sie schließen, Geliebter?«

Bei diesen letzten Worten sank ihre Stimme wehmütig zu ihrem sanftesten, bittendsten Tone herab. Sie trat dicht an ihn heran und

wickelte sein Haar liebkosend um ihre Finger.

»Wie würdest du sie schließen, Geliebter?« wiederholte sie, indem sie sich bückte, bis ihre zitternden Lippen gerade seine Stirn berührten.

Er rückte unruhig in seinem Stuhle hin und her und antwortete:

»Ich bin kein Romanschreiber, Rosamunde.«

»Aber wie würdest du handeln, Lenny, wenn du dieser Mann wärest?«

»Das ist für mich schwer zu sagen,« antwortete er. »Ich besitze nicht deine lebhaftige Einbildungskraft, liebe Rosamunde – ich besitze nicht die Fähigkeit, mich sofort in eine Stellung zu versetzen, die nicht die meinige ist, um zu wissen, wie ich in derselben handeln würde.«

»Aber gesetzt, dein Weib wäre dicht bei dir – so dicht wie ich jetzt. Gesetzt, sie hätte dir das furchtbare Geheimnis offenbart und stünde vor dir – so wie ich jetzt stehe – und das Glück ihres ganzen künftigen Lebens hinge von einem einzigen Worte deiner Lippen ab? O, Lenny, du würdest sie nicht mit gebrochenem Herzen zu deinen Füßen niedersinken lassen, nicht wahr nicht? Du würdest wissen, möchte ihre Geburt sein welche sie wollte, daß sie noch dieselbe wäre, welche dich seit dem Tage ihrer Vermählung geliebt und verehrt, und welche dagegen nichts verlangt hätte, als ihr Haupt an deine Brust zu legen und zu hören, daß du sie liebst. Du würdest wissen, daß sei den Mut gehabt, das verhängnisvolle Geheimnis zu offenbaren, weil sie in ihrer Liebe und Treue gegen ihren Gatten lieber verlassen und verachtet sterben, als ihn betrügend leben wollte. Alles dies würdest du wissen, und du würdest der Mutter deines Kindes, dem Weibe deiner ersten Liebe die Arme öffnen, obschon sie vor den Augen der Welt die niedrigste aller Niedriggeborenen wäre. Ja, das würdest du tun, Lenny – ich weiß, du würdest es tun.«

»Rosamunde, wie deine Hände zittern! Wie deine Stimme sich verändert! Du regst dich wegen dieser von dir erdichteten Geschichte auf, als ob du von wirklichen Ereignissen sprächst.«

»Du würdest sie an dein Herz schließen, nicht wahr, Lenny? Du

würdest ihr ohne einen Augenblick unwürdigen Zweifels die Arme öffnen?«

»Still! Still! Ja, ich hoffe, ich würde es tun.«

»*Du hoffst es! Du hoffst es bloß?* O, denke noch ein Mal darüber nach; überlege es dir noch ein Mal und sage, daß du *weißt*, du würdest es tun.«

»Muß ich, Rosamunde? Nun gut, dann sage ich es hiermit.«

Sie trat, sobald er diese Worte gesprochen, von ihm zurück und nahm den Brief vom Tische.

»Du hast mich noch nicht aufgefordert, Lenny, dir den Brief vorzulesen, den ich in dem Myrtenzimmer gefunden. Jetzt erbiere ich mich aus freiem Antriebe, dies zu tun.«

Sie zitterte ein wenig, als sie diese wenigen, entscheidenden Worte sprach, aber sie sagte sie klar und deutlich, als ob ihr Bewußtsein, daß sie nun unwiderruflich verbunden sei, die Enthüllung zu bewirken, ihr endlich die nötige Kraft gäbe, um allen Gefahren zu trotzen und aller Ungewißheit ein Ende zu machen.

Ihr Gatte wendete sich nach der Stelle, von welcher der Ton ihrer Stimme zu ihm drang, mit einem Ausdruck in seinem Gesicht, der ein Gemisch von Betroffenheit und Überraschung war.

Du gehst so plötzlich von einem Gegenstand auf den andern über,« sagte er, »daß ich kaum weiß, wie ich dir folgen soll. Was um aller Welt willen, Rosamunde, veranlaßt dich mit einem Male, von einem romantischen Streit über eine Situation in einem Roman auf die schlichte, praktische Verrichtung des Vorlesens eines alten Briefes überzuspringen?«

»Vielleicht besteht zwischen diesen beiden Dingen ein engerer Zusammenhang als du vermutest,« antwortete sie.

»Ein engerer Zusammenhang? Was für ein Zusammenhang? Ich verstehe nicht.«

»Der Brief wird das Nähere erklären.«

»Warum der Brief? Warum willst nicht *du* es erklären?«

Sie warf einen raschen, unruhigen Blick auf sein Gesicht und sah, daß eine Ahnung von etwas Ernstem jetzt zum ersten Male sein

Gemüt überschattete.

»Rosamunde,« rief er, »hier waltet ein Geheimnis ob, welches –«  
»Zwischen uns beiden gibt es keine Geheimnisse,« unterbrach sie ihn rasch. »Es hat deren nie zwischen uns gegeben, Geliebter, und es *wird* deren keine geben.«

Sie bewegte sich ein wenig näher zu ihm hin, um ihren alten Lieblingsplatz auf seinem Knie einzunehmen, tat sich aber plötzlich Einhalt und kehrte wieder an den Tisch zurück. Warnende Tränen in ihren Augen hießen sie ihrer eigenen Festigkeit mißtrauen und den Brief da lesen, wo sie nicht das Herz ihres Gatten klopfen fühlte.

»Sagte ich dir,« hob sie wieder an, nachdem sie einen Augenblick gewartet, um sich zu fassen, »wo ich das zusammengefaltete Papier fand, welches ich in dem Myrtenzimmer in deine Hand gab?«

»Nein,« entgegnete er, »ich glaube nicht.«

»Ich fand es auf der Rückseite des Rahmens jenes Bildes – des Bildes der gespenstischen Frau mit dem bösen Gesicht. Ich öffnete das Papier sofort und sah, daß es ein Brief war. Die Adresse inwendig, die erste Zeile unter derselben und eine der beiden Unterschriften, die es enthielt, waren von einer mir bekannten Hand.«

»Von wessen Hand?«

»Von der Hand der verstorbenen Mistreß Treverton.«

»Deiner Mutter?«

»Der verstorbenen Mistreß Treverton.«

»Mein Gott, Rosamunde, warum sprichst du auf diese Weise von ihr?«

»Laß mich lesen und du wirst es erfahren. Ich möchte es lieber lesen als sagen. Du hast mit meinen Augen gesehen wie das Myrtenzimmer aussieht; du hast mit meinen Augen jeden Gegenstand gesehen, den mein Nachsuchen darin ans Licht brachte, du mußt nun auch mit meinen Augen sehen, was dieser Brief enthält. Es ist das Geheimnis des Myrtenzimmers.«

Sie neigte sich dicht auf die verschlossene, verblichene Schrift herab und las folgende Worte:

»An meinen Gatten.

*Wir scheiden auf immer, Arthur, und ich habe nicht den Mut gehabt, unsern Abschied durch das Geständnis zu verbittern, daß ich dich hintergangen habe – grausam und niedrig hintergangen. Noch vor wenigen Minuten weintest du an meinem Bett und sprachst von unserm Kinde. Mein betrogener, mein geliebter Gatte, die Tochter deines Herzens ist nicht dein, ist nicht mein. Sie ist ein Kind der Liebe, welches ich für das deine ausgegeben. Ihr Vater war ein Bergmann in Porthgenna, ihre Mutter ist meine Zofe, Sara Leeson.«*

Rosamunde schwieg, aber hob ihre Augen nicht von dem Briefe empor. Sie hörte, wie ihr Gatte plötzlich seine Hand auf den Tisch legte; sie hörte wie er vom Stuhle in die Höhe fuhr, sie hörte wie er rasch und keuchend aufatmete; sie hörte wie er einen Augenblick darauf mit sich selbst sprechend flüsterte:

»Ein Kind der Liebe!«

Mit furchtbarer, qualvoller Deutlichkeit hörte sie diese Worte. Der Ton, in welchem er sie flüsterte, machte ihr das Blut erstarren. Aber sie bewegte sich nicht, denn es gab noch mehr zu lesen, und so lange es noch mehr zu lesen gab, wäre sie, selbst wenn ihr Leben davon abgehängt hätte, nicht im Stande gewesen, aufzublicken.

Im nächsten Augenblick fuhr sie fort und las die folgenden Zeilen:

*»Ich habe viele schwere Sünden zu verantworten, Arthur, aber diese eine mußt du mir verzeihen, Arthur, denn ich beging sie aus Liebe zu dir. Diese Liebe verriet mir ein Geheimnis, welches du vor mir zu verbergen suchtest. Diese Liebe sagte mir, daß dein unfruchtbares Weib nie eher dein ganzes Herz besitzen würde, als bis sie dir ein Kind geboren, und deine Lippen bestätigten es. Deine ersten Worte, als du von deiner Seereise zurückkamst und als das Kind in deine Arme gelegt ward, waren: »Niemals, Rosamunde, habe ich dich so geliebt, wie ich dich jetzt liebe!« Hättest du dies nicht gesagt, so hätte ich nie mein strafbares Geheimnis vor dir verbergen können.«*

»Ich kann weiter nichts hinzufügen, denn der Tod rückt mir immer näher. Wie der Betrug begangen ward, und welche Beweggründe ich noch dazu hatte, muß ich der Mutter des Kindes überlassen, dir zu sagen; ich habe ihr zur Pflicht gemacht, dies zu tun. Ich weiß, du wirst barmherzig gegen das arme kleine Wesen sein, welches meinen Namen trägt. Sei auch barmherzig gegen die unglückliche Mutter, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie mir zu blindlings gehorcht hat. Wenn es etwas gibt, was die Bitterkeit meiner Reue mildern kann, so ist es die Erinnerung, daß mein Betrug das treueste und liebevollste Weib vor einer Schande bewahrte, die es nicht verdient hatte. Gedenke meiner und verzeihe mir, Arthur. Worte können sagen, wie ich an dir gesündigt, aber niemals können Worte sagen, wie ich dich geliebt habe.«

So weit hatte sie sich hindurchgekämpft und war bis zur letzten Zeile auf der zweiten Seite des Briefes gekommen, als sie wieder Halt machte, um dann die erste der beiden Unterschriften – »Rosamunde Treverton« – zu lesen. Sie sprach mit matter Stimme zwei Silben des vertrauten Taufnamens – des Namens, der zu jeder Stunde des Tages auf den Lippen ihres Gatten war – und bemühte sich auch die zwei letzten auszusprechen, aber die Stimme versagte ihr.

Alle jene geheiligten häuslichen Erinnerungen, welche dieser grausame Brief für immer entweiht, schienen sich in einem und demselben Augenblick von ihrem Herzen loszureißen.

Mit leisem Gestöhn ließ sie ihre Arme auf den Tisch niedersinken und legte ihr Haupt darauf und verbarg ihr Gesicht. Sie hörte nichts – sie schien nichts mehr zu denken, bis sie eine Berührung an ihrer Schulter fühlte – eine leichte Berührung von einer Hand, welche zitterte. Jeder Puls ihres Körpers schlug rascher und sie blickte auf.

Ihr Gatte hatte sich bis zu ihr an den Tisch getastet. Tränen schimmerten in seinen trüben, der Sehkraft beraubten Augen.

Als Rosamunde sich erhob und ihn berührte, öffneten sich seine Arme und schlossen sich dann fest um sie.

»Meine Rosamunde!« rief er, »komm zu mir und sei getrost!«

---

## Fünftes Kapitel

### *Onkel Joseph*

Der Tag und die Nacht war vergangen und der neue Morgen angebrochen, ehe die beiden Gatten Mut fanden, ruhig von dem Geheimnis zu sprechen und den Pflichten und Opfern, welche die Entdeckung desselben ihnen auflegte, resigniert ins Antlitz zu schauen.

Leonards erste Frage bezog sich auf jene Zeilen in dem Briefe, welche, wie Rosamunde ihm mitgeteilt, von einer ihr bekannten Handschrift waren.

Als sie fand, daß er sich nicht erklären konnte, auf welche Weise sie sich ein Urteil über diesen Punkt habe bilden können, erklärte sie ihm, daß nach Kapitän Trevertons Tode ganz natürlich viele von Mistreß Treverton an ihren Gatten geschriebene Briefe in ihren Besitz gekommen waren. Dieselben betrafen gewöhnliche häusliche Angelegenheiten, und sie hatte sie oft genug gelesen, um mit den Eigentümlichkeiten von Mistreß Trevertons Handschrift genau vertraut zu werden. Dieselbe war auffallend groß, fest und von fast männlichem Charakter, und die Adresse, die Zeile unter derselben und die oberste der beiden Unterschriften des Briefes, welcher in dem Myrtenzimmer gefunden worden, glichen einander in jeder Beziehung ganz genau.

Die nächste Frage bezog sich auf den Hauptinhalt des Briefes. Die Handschrift desselben, der zweiten Überschrift – »Sara Leeson« – und der hinzugefügten Zeilen auf der dritten Seite, die ebenfalls mit »Sara Leeson« unterzeichnet waren, alles dies war unzweifelhaft das Produkt einer und derselben Person.

Während Rosamunde ihren Gatten von dieser Tatsache in Kenntnis setzte, vergaß sie nicht, ihm zu erklären, daß, während sie am vorigen Tage den Brief vorgelesen, ihre Kräfte und ihr Mut ihr

untreu geworden seien, ehe sie das Ende desselben erreicht. Sie setzte hinzu, die Nachschrift, welche sie auf diese Weise vorzulesen unterlassen, sei von Wichtigkeit, weil sie die Umstände erwähnte, unter welchen das Geheimnis verborgen geblieben, und bat ihn, ihr Gehör zu schenken, während sie ihn ohne weiteren Aufschub vom Inhalte dieser Nachschrift in Kenntniss setzte.

Jetzt wieder so dicht an seiner Seite sitzend, als ob sie die ersten Tage ihrer Flitterwochen noch einmal durchlebte, las sie diese letzten Zeilen – die Zeilen, welche ihre Mutter vor sechzehn Jahren an dem Morgen geschrieben, wo sie von Porthgenna Tower entfloh.

»Wenn dieses Papier jemals gefunden werden sollte – und mein innigstes Gebet ist, daß dies niemals geschehen möge – so wünsche ich hiermit zu erklären, daß ich zu dem Entschluß, es zu verbergen, gekommen bin, weil ich nicht wage, die Schrift, die es enthält, meinem Herrn zu zeigen, an den sie gerichtet ist. Indem ich dies tue, breche ich – obschon ich den letzten Wünschen meiner Herrin entgegenhandle – nicht das feierliche Versprechen, welches sie mir auf ihrem Sterbebett abnahm. Dieses Versprechen verbietet mir, diesen Brief zu vernichten oder ihn mit fortzunehmen, wenn ich das Haus verlasse. Ich werde auch keins von beiden tun – ich beabsichtige bloß, ihn an einem Orte zu verbergen, wo nach meiner Meinung die mindeste Aussicht vorhanden ist, daß er jemals gefunden werde. Jedes Drangsal oder Unglück, welches eine Folge dieses unredlichen Verfahrens von meiner Seite sein kann, wird auf mich selbst zurückfallen. Andere, glaube ich mit fester Überzeugung, werden wegen des furchtbaren Geheimnisses, welches dieser Brief enthält, dann nur um so glücklicher sein.«

»Nun,« sagte Leonard, als seine Gattin fertig war, »nun kann kein Zweifel mehr obwalten, daß Mistreß Jazeph, Sara Leeson und die Dienerin, welche von Porthgenna Tower verschwand, eine und dieselbe Person sind.«

»Das arme Geschöpf,« sagte Rosamunde, indem sie seufzend den Brief weglegte. »Nun wissen wir, warum sie mich so ängstlich vor dem Betreten des Myrtenzimmers warnte! Wer kann sagen, was sie gelitten haben muß, da sie als eine Fremde an mein Bett kam. O,

was gäbe ich nicht darum, wenn ich weniger hastig gegen sie gewesen wäre! Es ist furchtbar, zu bedenken, daß ich zu ihr sprach wie zu einer Dienerin, von welcher ich Gehorsam erwartete; noch furchtbarer ist es, zu fühlen, daß ich selbst jetzt nicht an sie denken kann, wie ein Kind an seine Mutter denken soll. Wie kann ich ihr jemals sagen, daß ich das Geheimnis kenne –«

Sie schwieg bei dem qualvollen Gedanken an den Makel, der nun an ihrer Geburt haftete; sie schwieg, indem sie an den Namen, den ihr Gatte ihr gegeben, und an ihre eigene Abstammung dachte, welche die Gesetze der Gesellschaft anzuerkennen verschmähten.

»Warum schweigst du?« fragte Leonard.

»Ich fürchtete –« begann sie und stockte wieder.

»Du fürchtetest,« sagte er an ihrer Statt den Redesatz vollendend, »daß Worte des Mitleids mit dieser Unglücklichen durch die Erinnerung an die Umstände deiner Geburt meinen empfindlichen Stolz verwunden könnten. Rosamunde, ich wäre deiner beispiellosen Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gegen mich unwürdig, wenn ich meinerseits nicht gestünde, daß diese Entdeckung mich wirklich verwundet hat, wie nur ein stolzer Mann verwundet werden kann. Mein Stolz ist mit mir geboren und groß gewachsen. Mein Stolz benutzt selbst jetzt, während ich mit dir spreche, meine ersten Augenblicke wiedergewonnener Fassung und verlockt mich, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, zu bezweifeln, ob die Worte, die du mir vorgelesen, im Grunde genommen Worte der Wahrheit sein können. So stark aber dieses mir angeborene und anerzogene Gefühl auch ist – so hart es auch für mich sein mag, es so zu schulen und zu bemeistern, wie ich soll, muß und will – so lebt doch in meinem Herzen ein zweites Gefühl, welches noch stärker ist.«

Er tastete nach ihrer Hand, schloß sie in die seinen und setzte dann hinzu:

»Von der Stunde an, wo du dein Leben deinem blinden Gatten widmetest – von der Stunde an, wo du seine ganze Dankbarkeit gewannst, wie du schon seine Liebe gewonnen, nahmst du in seinem Herzen einen Platz ein, Rosamunde, von welchem nichts,

selbst nicht ein solcher Schlag wie der, welcher uns jetzt getroffen, dich verdrängen kann. So hoch auch der Wert des Ranges in meiner Achtung stets gestanden hat, so habe ich doch schon vor dem gestrigen Ereignis gelernt, den Wert meines Weibes, sei ihre Herkunft welche sie wolle, noch viel höher anzuschlagen.«

»O, Lenny, Lenny, ich kann nicht zuhören, wie du mich lobst, wenn du in demselben Atem sprichst, als ob ich, indem ich dich geheiratet, ein Opfer gebracht hätte! Als ich jenen furchtbaren Brief das erste Mal las, hegte ich einen einzigen Augenblick lang den niedrigen, undankbaren Zweifel, ob deine Liebe zu mir gegen die Entdeckung dieses Geheimnisses Stand halten würde. Ich hatte einen einzigen Augenblick furchtbarer Versuchung, der mich von dir hinwegzog, während ich doch den Brief *sogleich* hätte in deine Hände legen sollen. Dein Anblick, als du darauf wartetest, daß ich wieder sprechen würde, während du so unschuldig warst an aller Kenntnis dessen, was so dicht in deiner Nähe geschah, dies war es, was mich wieder zur Besinnung brachte und mir sagte, was ich zu tun hätte. Es war der Anblick meines blinden Gatten, der mich die Versuchung, diesen Brief gleich im Augenblick der Entdeckung zu vernichten, überwinden ließ. O, wenn ich selbst das härteste aller Frauenherzen gehabt, hätte ich wohl je wieder deine Hand fassen können – könnte ich dich küssen, könnte ich mich neben dir niederlegen und dich eine Nacht nach der andern einschlafen hören, wenn ich mir bewußt wäre, daß ich deine Blindheit und Abhängigkeit von mir gemäßbraucht, um meinen eigenen selbstsüchtigen Interessen zu dienen, und daß mir mein Betrug bloß gelungen, weil dein Gebrechen dich unfähig machte, den Betrug zu ahnen? Nein, nein, ich kann kaum glauben, daß die verworfenste der Frauen sich einer solchen Niedrigkeit schuldig machen könnte, und ich kann für mich weiter nichts in Anspruch nehmen als die Anerkennung, daß ich meine Aufgabe treulich erfüllt. Du sagtest gestern in dem Myrtenzimmer, der einzige treue Freund in deiner Blindheit, der dir niemals untreu würde, sei dein Weib. Jetzt, wo das Schlimmste vorüber, ist es für mich Lohn und Trost genug, zu wissen, daß du dies auch jetzt noch sagen kannst.«

»Ja, Rosamunde, das Schlimmste ist vorüber, aber wir dürfen nicht vergessen, daß noch schwere Prüfungen zu bestehen sein werden.«

»Schwere Prüfungen, Geliebter? Was für Prüfungen meinst du?«

»Vielleicht, Rosamunde, überschätze ich den Mut, den das Opfer verlangt; *mir* wenigstens aber wird es ein schweres Opfer sein, fremde Personen zu Teilhabern der Kenntnis des Geheimnisses zu machen, welches wir jetzt besitzen.«

Rosamunde sah ihren Gatten erstaunt an.

»Warum brauchen wir das Geheimnis irgendjemandem zu sagen?« fragte sie.

»Vorausgesetzt, daß wir uns von der Echtheit dieses Briefes überzeugen können,« antwortete er, »wird uns keine andere Wahl übrigbleiben, als das Geheimnis auch fremden Personen mitzuteilen. Du kannst nicht die Umstände vergessen, unter welchen dein Vater – unter welchen Kapitän Treverton –«

»Nenne ihn meinen Vater,« sagte Rosamunde wehmütig; »bedenke, wie er mich liebte und wie ich ihn liebte, und sage immerhin mein Vater.«

»Ich fürchte, ich muß jetzt Kapitän Treverton sagen,« entgegnete Leonard, »sonst werde ich kaum im Stande sein, dir einfach und klar auseinanderzusetzen, was du durchaus wissen mußt. Kapitän Treverton ist gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Sein einziges Besitztum bestand in der Kaufsumme für dieses Schloß mit Zubehör und du erbtest sie als seine nächste Anverwandte.«

Rosamunde fuhr in ihrem Stuhl zurück und schlug entsetzt die Hände zusammen.

»O Lenny,« sagte sie einfach, »ich habe, seitdem ich den Brief gefunden, so viel an dich gedacht, daß mir dies nie eingefallen ist.«

»Es ist aber Zeit, daran zu denken, Geliebte. Wenn du nicht Kapitän Trevertons Tochter bist, so hast du auch kein Recht auf einen Heller des Vermögens, welches du jetzt besitzt, und es muß sofort der Person ausgeantwortet werden, welche wirklich Kapitän Trevertons nächster Anverwandter ist – oder mit andern Worten

seinem Bruder.«

»Diesem Mann!« rief Rosamunde. »Diesem Mann, der uns gänzlich fremd ist, der sogar unsern Namen verachtet. Sollen wir uns arm machen, damit er reich werde?«

»Wir müssen tun, was ehrenhaft und gerecht ist, und dabei unsere eigenen Interessen und uns selbst opfern, soweit es die Umstände erheischen,« sagte Leonard mit Festigkeit. »Ich glaube, Rosamunde, meine Einwilligung als Ehemann ist dem Gesetze gemäß notwendig, um diese Resitution zu bewirken. Wäre Mr. Andrew Treverton auch der bitterste Feind, den ich auf Erden hätte, und sollte die Wiederherausgabe dieses Geldes uns auch in unsern pekuniären Umständen vollständig ruinieren, so würde ich es doch freiwillig zurückerstatten bis auf den letzten Heller und ohne einen Augenblick zu zögern. Du würdest ganz gewiß dasselbe tun.«

Das Blut stieg ihm in die Wangen, während er sprach. Rosamunde sah ihn mit stiller Bewunderung an.

»Wer möchte wünschen, daß er weniger stolz sei,« dachte sie liebend, »wenn sein Stolz sich in solchen Worten ausspricht.«

»Du verstehst jetzt,« fuhr Leonard fort, »daß wir Pflichten zu erfüllen haben, welche uns nötigen, den Beistand anderer in Anspruch zu nehmen, und die es deshalb unmöglich machen werden, das Geheimnis für uns zu behalten. Sara Leeson muß ausfindig gemacht werden, und wenn wir ganz England nach ihr durchsuchen sollten. Unser künftiges Handeln hängt von ihren Antworten auf unsere Fragen, von ihrem Zeugnis in Bezug auf die Echtheit dieses Briefes ab. Obschon ich im voraus entschlossen bin, mich nicht hinter technische Flausen und Silbenstechereien zu verschanzen – obschon ich nichts bedarf als einen moralisch bündigen Beweis, wie unvollkommen er auch in juristischer Beziehung sein möge – so ist es doch unmöglich, in der Sache etwas zu tun, ohne sofort den geeigneten Rat einzuholen. Der Anwalt, welcher früher Kapitän Trevertons Angelegenheiten besorgte und jetzt auch die unserigen verwaltet, ist der rechte Mann, an den wir uns zu wenden haben, um die Nachforschungen nach Sara Leeson zu beginnen, und der uns sagen wird, auf welche

Weise, da nötig, die Restitution geschehen kann.«

»Wie ruhig und mit welcher Festigkeit du davon sprichst, Lenny! Wird nicht die Verzichtleistung auf mein Vermögen ein furchtbarer Verlust für uns sein?«

»Wir müssen ihn uns als einen Gewinn für unser Gewissen denken, Rosamunde, und fügsam unsere Lebensweise nach unsern veränderten Mitteln ändern. Doch hierüber brauchen wir nicht weiter zu sprechen, bis wir von der Notwendigkeit, das Geld herauszugeben, überzeugt sind. Es muß dir ebenso wie mir zunächst daran gelegen sein, Sara Leeson – oder vielmehr deine Mutter – zu ermitteln, denn ich muß sie bei diesem Namen nennen lernen, sonst lerne ich niemals sie bemitleiden und ihr verzeihen.«

Rosamunde schmiegte sich dichter an ihren Gatten.

»Jedes Wort, welches du sprichst, Geliebter, tut meinem Herzen wohl,« flüsterte sie, indem sie ihr Haupt an seine Schulter legte. »Du wirst mir beistehen und mich stärken, wenn die Zeit kommt, meine Mutter so zu empfangen, wie es meine Pflicht ist! O, wie bleich, müde und abgezehrt sah sie aus, als sie an meinem Bett stand und mich und mein Kind betrachtete! Wird es lange dauern, ehe wir sie finden? Wird sie weit von uns entfernt sein oder vielleicht näher, viel näher als wir glauben?«

Ehe Leonard antworten konnte, ward er durch Anpochen an die Tür unterbrochen und Rosamunde durch das Eintreten der Dienerin überrascht.

Betsey war ganz aufgeregt und außer Atem. Dennoch machte sie es möglich, einen kurzen Auftrag von Mr. Munder, dem Kastellan, auszurichten, der um Erlaubnis bat, in einer wichtigen Angelegenheit mit Mr. oder Mistreß Frankland zu sprechen.

»Was gibt es? Was will er?« fragte Rosamunde.

»Ich glaube, Madame, er wünscht zu wissen, ob er nach dem Konstabler schicken soll oder nicht,« antwortete Betsey.

»Nach dem Konstabler?« wiederholte Rosamunde. »Sind denn am hellen lichten Tage Diebe im Hause?«

»Mr. Munder sagt, er wisse nicht, ob es sich nicht vielleicht um

etwas noch Schlimmeres als Diebe handle,« entgegnete Betsey. »Der Ausländer ist nämlich wieder da. Er kam ganz keck an die Tür, zog die Klingel und fragte, ob er Mistreß Frankland sprechen könne.«

»Der Ausländer!« rief Rosamunde, indem sie ihre Hand begierig auf den Arm ihres Gatten legte.

»Ja, Madame,« fuhr Betsey fort. »Derselbe, der mit der Frau hier war, um sich in dem Haus herumführen zu lassen, und –«

Rosamunde sprang mit der ihrem Charakter eigentümlichen Entschlossenheit auf.

»Laß mich hinuntergehen,« hob sie an.

»Warte,« sagte Leonard, indem er sie bei der Hand faßte. »Es ist durchaus nicht notwendig, daß du hinuntergehst. Laß den Fremden heraufkommen,« fuhr er zu Betsey gewandt fort, »und sage Mr. Munder, daß wir die Führung dieser Sache selbst in die Hand nehmen wollen.«

Rosamunde setzte sich wieder neben ihren Gatten.

»Das ist ein sehr seltsamer Zufall,« sagte sie in leisem, ernstem Tone. »Es muß mehr als bloßer Zufall sein, welcher den Schlüssel zu diesem Rätsel in dem Augenblick in unsere Hände legt, wo wir am wenigsten erwarteten ihn zu finden.«

Die Tür öffnete sich zum zweiten Male und es erschien bescheiden auf der Schwelle ein kleiner, alter Mann mit rosigen Wangen und langem, weißen Haar. Ein kleines ledernes Futteral hing mittelst eines Riemens an seiner Seite und das Rohr einer Tabakspfeife lugte aus der Brusttasche seines Rocks.

Er tat einen Schritt, blieb stehen, hob beide Hände mit seinem Filzhute dazwischen bis an sein Herz empor und machte rasch nacheinander fünf phantastische Bücklinge – zwei vor Mistreß Frankland, zwei vor ihrem Gatten und dann noch einen vor Mistreß Frankland, als einer Dame gebührende besondere Huldigung.

Niemals hatte Rosamunde eine vollständigere Verkörperung vollkommener Unschuld und Harmlosigkeit gesehen als diesen Fremdling, der in dem Briefe der Haushälterin als ein frecher

Landstreicher geschildert war und in welchem Mr. Munder etwas noch Schlimmeres als einen Dieb zu erblicken glaubte.

»Madame und guter Herr,« sagte der alte Mann, indem er auf Mistreß Franklands Aufforderung noch ein wenig näher trat, »ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie belästige. Mein Name ist Joseph Buschmann. Ich wohne in der Stadt Truro, wo ich Kunsttischlerarbeiten und Teebretter verfertige und andere dergleichen glänzende Geschäfte mache. Ich bin auch, wenn Sie erlauben, derselbe kleine Ausländer, der von dem großen dicken Hausmeister, als ich mir das Haus ansehen wollte, so hart angelassen ward. Ich bitte um weiter nichts, als daß Sie für mich und eine andere Person, die meinem Herzen sehr nahe steht, ein einziges kleines Wort vorbringen lassen. Es wird bloß wenige Minuten in Anspruch nehmen, Madame und guter Herr, dann will ich mit meinen herzlichen Glückwünschen für Ihr Wohl und mit meinem herzlichsten Dank wieder meiner Wege gehen.«

»Ich bitte Sie, Mr. Buschmann, ganz nach Ihrem Belieben über unsere Zeit zu verfügen,« sagte Leonard. »Wir haben durchaus nichts vor, was Sie nötigen könnte, Ihren Besuch abzukürzen. Ich muß Ihnen im voraus und um jeder Verlegenheit von beiden Seiten vorzubeugen, sagen, daß ich das Unglück habe, blind zu sein. Ich kann Ihnen indessen, was das Zuhören betrifft, meine beste Aufmerksamkeit versprechen. Rosamunde, hat Mr. Buschmann Platz genommen?«

Mr. Buschmann stand noch in der Nähe der Tür und gab seine Sympathie mit dem ihm eben bemerklich gemachten Gebrechen dadurch zu erkennen, daß er sich nochmals gegen Mr. Frankland verbeugte und seinen Filzhut nochmals ans Herz drückte.

»Ich bitte, treten Sie näher und setzen Sie sich,« sagte Rosamunde. »Glauben Sie übrigens durchaus nicht, daß die Meinung unseres Kastellans den mindesten Einfluß auf uns äußere oder daß wir von Ihnen eine Entschuldigung wegen dessen verlangen, was während Ihres ersten Besuchs in diesem Hause stattgefunden hat. Wir haben ein Interesse – ein sehr großes Interesse,« setzte sie mit ihrer gewohnten herzlichen Freimütigkeit

hinzu, »alles zu hören, was Sie uns zu sagen haben. Sie sind von allen Menschen gerade derjenige, welchen wir in diesem Augenblick –«

Sie stockte, denn sie fühlte ihren Fuß von dem ihres Gatten berührt und deutete dies sehr richtig als eine Mahnung, sich nicht allzu rückhaltlos gegen den Fremden auszusprechen, ehe er sich über den Zweck seines Kommens erklärt hätte.

Mit sehr erfreuter und auch ein wenig überraschter Miene, als er Rosamundes letzte Worte hörte, zog Onkel Joseph einen Stuhl in die Nähe des Tisches, an welchen Mr. und Mistreß Frankland saßen, drückte seinen Filzhut noch dichter zusammen und steckte ihn in eine der Seitentaschen seines Rockes. Dann zog er aus der andern ein kleines Paket Briefe, legte dieselben, nachdem er sich niedergesetzt, auf sein Knie, klopfte mit den Händen darauf und begann seine Erklärung.

»Madame und guter Herr,« sagte er, »ehe ich auf den eigentlichen Gegenstand komme, muß ich mit Ihrer Erlaubnis bis auf das letzte Mal zurückgehen, wo ich in Begleitung meiner Nichte in dieses Haus kam.«

»Ihrer Nichte!« riefen Rosamunde und Leonard wie aus einem Munde.

»Ja, meine Nichte Sara,« sagte Onkel Joseph, -»des einzigen Kindes meiner Schwester Agathe. Um Saras willen bin ich jetzt hier. Sie ist das noch einzige Stück Fleisch und Blut, was mir in der Welt übrig geblieben ist. Die andern sind alle tot. Meine Frau, mein kleiner Joseph, mein Bruder Max, meine Schwester Agathe und der Mann, den sie heiratete, der gute, edle Engländer Leeson – alle, alle sind sie tot.«

»Leeson,« sagte Rosamunde, indem sie ihrem Gatten bedeutsam unter dem Tische die Hand drückte. »Ihre Nichte heißt Sara Leeson?«

Onkel Joseph seufzte und schüttelte den Kopf.

»Eines Tages,« sagte er – »von allen Tagen im Jahre war es der unheilvollste für Sara – wechselte sie diesen Namen. Von dem Manne, den sie heiratete – und der ebenfalls schon längst gestorben

ist, Madame – weiß ich nichts weiter als dies: Sein Name war Jazeph, und er behandelte sie schlecht, weswegen ich ihn für den ersten Schurken halte. Ja,« rief Onkel Joseph mit so viel Zorn und Bitterkeit, als sein harmloses Gemüt überhaupt hegen konnte und in der Meinung, daß er sich eines ungemein harten Wortes und starken Ausdrucks bediene, »ja, und wenn er in diesem Augenblick wieder lebendig würde, so wollte ich ihm ins Gesicht sagen: Engländer Jazeph, du bist der erste Schurke!«

Rosamunde drückte ihrem Gatten zum zweiten Male die Hand. Wenn ihre eigene Überzeugung nicht schon Mistreß Jazeph mit Sara Leeson identifiziert hätte, so wären die letzten Worte des alten Mannes ausreichend gewesen, um sie zu versichern, daß beide Namen von einer und derselben Person geführt worden.

»Wohlan denn, ich komme nun auf den Tag zurück, wo ich mit Sara, meiner Nichte, hier war,« hob Onkel Joseph wieder an. »Ich muß in dieser Angelegenheit die Wahrheit sprechen, denn sonst komme ich nicht von der Stelle, während ich doch eigentlich jetzt schon viel weiter sein sollte. Madame und guter Herr, Sie werden die Güte haben, mir und Sara, meiner Nichte, zu verzeihen, wenn ich gestehe, daß wir nicht um das Innere des Schlosses zu sehen hierher kamen und die Klingel zogen und viel Mühe machten und dem dicken Hausmeister Veranlassung gaben, so viel Atem an uns zu verschwenden. Wir kamen in einer seltsamen Absicht hierher – nämlich wegen eines Geheimnisses meiner Nichte, welches mir noch jetzt so schwarz und finster ist wie die Mitte der schwärzesten und finstersten Nacht, die es jemals in der Welt gegeben. Da ich nun weiter nichts davon wußte, als daß durchaus nichts Unrechtes dabei war und da Sara sich einmal vorgenommen hatte, hierher zu gehen und ich sie nicht allein gehen lassen konnte – sowie auch aus dem guten Grunde, weil sie mir gesagt, sie wäre vollkommen berechtigt, jenen Brief wegzunehmen und an einem andern Orte zu verstecken, denn sie fürchtete, man könne ihn finden, wenn er länger in dem Zimmer bliebe, wo sie ihn gelassen – es war dies nämlich das Zimmer, wo sie ihn ursprünglich versteckt – so – so – konnte ich – oder nein – so konnte sie – ach mein Gott,« rief Onkel Joseph,

indem er sich verzweifelt auf die Stirn schlug und zu diesem Ausruf in seiner Muttersprache Zuflucht nahm, »ich habe mich ganz verheddert, wie wir in Deutschland zu sagen pflegen. Ich weiß nicht mehr, wo ich halte – ich glaube, ich muß noch einmal von vorn anfangen.«

»Unsertwegen ist dies durchaus nicht nötig,« sagte Rosamunde, über ihrem Wunsche, dem alten Manne aus der Verlegenheit zu helfen, alle Vorsicht und Zurückhaltung vergessend, »Sie brauchen Ihre Auseinandersetzungen nicht zu wiederholen – wir wissen bereits –«

»Wir wollen,« mische Leonard sich plötzlich ein, ehe seine Gattin weiter ein Wort hinzusetzen konnte, »wir wollen annehmen, daß wir schon alles wissen, was Sie uns in Bezug auf das Geheimnis Ihrer Nichte und Ihren Beweggrund, das Innere dieses Hauses sehen zu wollen, zu sagen wünschen.«

»Das wollen Sie annehmen!« rief Onkel Joseph, als ob ihm eine Last abgenommen würde. »Ach, ich danke Ihnen, Madame und guter Herr, ich danke Ihnen tausend mal, daß Sie mir dadurch aus der Verlegenheit helfen. Ich hatte mich, wie gesagt, förmlich verheddert, aber nun kann ich weiter sprechen und gedenke nun ordentlich bei der Stange zu bleiben. Also, ich will die Sache so erzählen: Ich und Sara, meine Nichte, sind in dem Haus – das ist die erste Voraussetzung. Ich und Sara sind außer dem Hause – das ist die zweite Voraussetzung. Nun gut. Gehen wir wieder weiter. Auf meinem Heimweg nach Truro wird mir bange um Sara, namentlich wegen der Ohnmacht, in die sie hier auf Ihrer Treppe fiel, und wegen eines Ausdrucks in ihrem Gesicht, der mir das Herz schwer machte. Ebenso tat sie mir auch leid, weil sie das, was sie hierher kam zu tun, nicht hatte tun können. Diese Dinge beunruhigen mich, doch ich tröste mich und mein Trost ist, daß Sara nun bei mir in meinem Hause in Truro bleiben wird und daß ich künftig für sie sorgen und sie womöglich aufheitern kann. Denken Sie sich daher, wie ich erschrecke, als ich höre, daß sie nicht bei mir bleiben will. Denken Sie sich, Madame und guter Herr, wie groß meine Überraschung ist, als ich sie nach dem Grunde frage und sie mir sagt, sie müsse Onkel

Joseph verlassen, weil sie fürchte, von Ihnen entdeckt zu werden.«

Der alte Mann schwieg und bemerkte, als er ruhig Rosamunde ansah, daß ihr Gesicht, als er diese letzten Worte sprach, sich mit einem plötzlich wehmütigen Ausdruck von ihm abwendete.

»Tut Sara, meine Nichte, Ihnen leid, Madame? Bedauern Sie sie?« fragte er in zögerndem und etwas zitterndem Tone.

»Ich bemitleide sie von ganzem Herzen,« sagte Rosamunde mit Wärme.

»Und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses Mitleid,« entgegnete Onkel Joseph. »Ach Madame, Ihre Güte gibt mir Mut, weiterzusprechen und Ihnen zu erzählen, daß wir noch an dem Tage, wo wir zurück nach Truro kamen, uns wieder trennten. Als sie mich diesmal besuchte, waren viele lange und einsame Jahre vergangen, ohne daß wir einander gesehen hatten. Ich fürchtete, daß nun abermals viele Jahre vergehen würden, und ich versuchte Sara zu bereden, nun auf immer bei mir zu bleiben. Aber es war immer noch dieselbe Furcht, die sie hinwegtrieb – die Furcht, von Ihnen ausfindig gemacht und ausgefragt zu werden. Mit Tränen in den Augen – in den ihrigen wie in den meinigen – und mit Kummer im Herzen – in dem ihrigen wie in dem meinigen – ging sie fort, um sich in der öden Wüste der großen Stadt London zu verbergen, welche alle Leute und alle Dinge, die hinströmen, verschlingt und die nun auch Sara, meine Nichte, verschlungen hat. Mein Kind, wirst du zuweilen an Onkel Joseph schreiben? sagte ich und sie antwortete mir: ‚Ich werde oft schreiben.‘ Seitdem sind nun drei Wochen vergangen, und hier auf meinem Knie liegen vier Briefe, die sie an mich geschrieben. Ich werde Sie um Erlaubnis bitten, Ihnen dieselben vorlegen zu dürfen, denn sie werden mir mit dem, was ich zu sagen habe, weiter forthelfen und ich sehe Ihnen, Madame, am Gesicht an, daß Sie meine Nichte wirklich von ganzem Herzen bemitleiden.«

Er band das Paket Briefe auf, öffnete dieselben, küßte sie einen nach dem andern und legte sie in einer Reihe auf den Tisch, indem er sie sorgfältig mit der Hand glatt strich und sich große Mühe gab, sie alle in eine vollkommen gerade Linie zu bringen. Ein Blick auf

den ersten der kleinen Reihe bewies Rosamunden, daß die Handschrift dieselbe war, wie die des größern Teils des Briefes, welcher in dem Myrtenzimmer gefunden worden.

»Es steht nicht viel zu lesen darin,« sagte Onkel Joseph. »Wenn Sie dieselben erst durchlesen wollen, Madame, so kann ich Ihnen hernach den Grund sagen, aus welchem ich sie Ihnen zeige.«

Der alte Mann hatte Recht. Es stand in den Briefen sehr wenig zu lesen und sie wurden mit jedem neuen Datum immer kürzer. Alle vier waren in der steifen, ängstlich korrekten Weise einer Person geschrieben, welche, wenn sie die Feder ergreift, von der Furcht beseelt ist, Verstöße gegen Orthographie und Grammatik zu begehen. Ebenso waren sie gänzlich der leer an persönlichen, auf die Person der Schreiberin bezüglichen Einzelheiten. Alle vier enthielten die dringende Bitte, daß Onkel Joseph sich keine Sorge machen möge, erkundigten sich nach seiner Gesundheit und sprachen Dank und Liebe zu ihm so warm aus, wie die schüchternen Schranken dieser Schreibweise gestatteten.

Alle vier Briefe enthielten in Bezug auf Rosamunde zwei Fragen – erstens, ob Mistreß Frankland in Porthgenna Tower angelangt sei? Und zweitens, ob, wenn sie angelangt war, Onkel Joseph etwas von ihr gehört hätte? – Was die Adresse wegen einer Antwort betraf, so enthielten alle vier Briefe eine und dieselbe Weisung in den Worten: »Schreibe mir unter der Adresse S.J. poste restante Smith Street, London,« - und dann folgte auch allemal dieselbe Erklärung: »Entschuldige, daß ich dir nicht meine eigentliche Adresse angebe, ich unterlasse es aus Furcht vor einem etwaigen unglücklichen Zufall, denn selbst hier in London fürchte ich immer noch, daß man mich aufspüre. Ich lasse jeden Morgen auf dem Postbüro nachfragen, ob ein Brief an mich da ist, und deshalb kann ich gewiß sein, deine Antwort zu bekommen.«

»Ich sagte Ihnen schon, Madame,« begann der alte Mann wieder, als Rosamunde sich von den Briefen emporrichtete, »daß ich um Saras willen, als sie mich verließ, sehr ängstlich und besorgt war. Sie werden nun einsehen, daß ich, wenn ich diese vier Briefe alle so vor mich herlege, immer ängstlicher werden muß. Dieselben

beginnen hier mit dem ersten zu meiner linken Hand und werden so wie sie näher zu meiner Rechten kommen, immer kürzer, kürzer und kürzer, bis der letzte nur acht kleine Zeilen enthält. Das ist aber noch nicht alles. Die Schrift des ersten Briefes hier, sehen Sie, ist sehr schön – das heißt, sehr schön für mich, weil ich Sara liebe und weil ich selbst sehr schlecht schreibe. In dem zweiten Briefe ist sie schon nicht mehr so gut; sie zittert ein wenig und die letzten Linien sind ein wenig krumm. In dem dritten ist sie noch schlechter – noch zitteriger, noch klecksiger, noch krümmer. Im vierten, wo es doch am wenigsten zu tun gegeben hat, sind Zittern, Kleckse und Krümme noch viel vorherrschender als in den andern drei allen zusammen. Das sehe ich, ich erinnere mich, daß sie schwach, müde und abgemattet war, als sie mich verließ, und ich sage bei mir selbst: Sie ist krank, obschon sie es nicht sagen will, denn die Handschrift verrät es.«

Rosamunde blickte wieder auf die Briefe herab und folgte den bedeutsamen Verschlechterungen der Handschrift Zeile um Zeile, sowie der alte Mann sie darauf aufmerksam machte.

»Das sage ich zu mir selbst,« fuhr er fort. »Ich warte und denke ein wenig nach und ich höre mein eigenes Herz mir zuflüstern: Geh, Onkel Joseph, nach London und hole, so lange es noch Zeit ist, sie zurück, um sie in deinem Hause wieder gesund, getröstet und glücklich zu machen. Dann warte ich und denke wieder ein wenig nach – nicht wegen meines Geschäfts und daß ich es auf ein paar Tage verlassen müßte, denn eher verliese ich es auf immer, als daß ich Sara etwas Schlimmes zustoßen ließe – sondern was ich tun soll, um sie zu bewegen, wieder zu mir zurückzukehren. Dieser Gedanke veranlaßt mich, wieder die Briefe anzusehen, die Briefe zeigen mir stets dieselben Fragen in Bezug auf Mistreß Frankland; ich sehe es so deutlich wie die Hand vor meinen Augen, daß ich Sara, meine Nichte, niemals werde bewegen können, zu mir zurückzukehren, wenn ich sie nicht zuvor wegen jenes Ausfragens durch Mistreß Frankland beruhigen kann, wovor sie sich fürchtet, als ob bei diesem Ausfragen Tod und Leben für sie auf dem Spiel stünde. Plötzlich weiß ich, was ich zu tun habe. Die Pfeife geht mir

darüber aus, ich springe von meinem Stuhl auf, ich setze meinen Hut auf, ich reise hierher, wo ich mich schon einmal eingedrängt und wo ich, wie ich wohl weiß, gar nicht das Recht habe mich einzudrängen. Ich bitte Sie nun bei Ihrem Mitleid gegen meine Nichte und bei Ihrer Güte gegen mich, mir die Mittel, Sara zu mir zurückzubringen, nicht zu verweigern. Wenn ich ihr sagen kann: Ich habe Mistreß Frankland gesprochen und sie hat mir mit ihrem eigenen Munde gesagt, daß sie keine der Fragen an dich tun werde, die du so sehr fürchtest – wenn ich nur das sagen kann, so wird Sara mit mir in mein Haus zurückkehren und ich will Ihnen jeden Tag meines Lebens danken, daß Sie mich zu einem glücklichen Menschen gemacht haben.«

Die einfache Beredsamkeit, die in den Worten des alten Mannes lag, die unschuldige Innigkeit seines Wesens, rührten Rosamunde auf das tiefste.

»Ich will alles tun, ich will alles versprechen,« rief sie begierig, »um Ihre Nichte wieder zu Ihnen zurückführen zu helfen. Wenn sie mir nur erlauben will, sie zu sehen, so verspreche ich, nicht ein einziges Wort zu sagen, welches sie nicht von mir zu hören wünscht; ich verspreche, nicht eine einzige Frage – ja, auch nicht eine einzige – zu tun, deren Beantwortung ihr Schmerz verursachen könnte. O, welche tröstende Botschaft könnte ich ihr außerdem senden – was könnte ich sagen –«

Sie schwieg verlegen, denn sie fühlte, wie der Fuß ihres Gatten wieder den ihrigen berührte.

»O, sagen Sie nichts weiter – sagen Sie nichts weiter!« rief Onkel Joseph, indem er sein kleines Paket Briefe wieder zusammenband und während sein rotes Gesicht dunkler erglühte. »Das ist genug gesagt, um Sara zu mir zurückzuführen – das ist genug gesagt, um Ihnen meine Dankbarkeit für meine ganze Lebenszeit zu sichern! O, ich bin so glücklich, so glücklich, so glücklich! – Meine Haut ist zu klein, um mich noch zu halten.«

Er warf das Paket Briefe in die Luft, fing es auf, küßte es und steckte es wieder in die Tasche – alles in einem Augenblick.

»Sie wollen doch nicht fort?« sagte Rosamunde. »Sie wollen doch

nicht schon wieder gehen?«

»Der Verlust ist mein, wenn ich hier fortgehe und ich muß mich darein fügen, aber ich habe dabei auch den Gewinn, daß ich desto eher zu Sara komme,« sagte Onkel Joseph. »Nur aus diesem Grunde werde ich Sie um Verzeihung bitten, wenn ich mich mit dankerfülltem Herzen wieder verabschiede und meiner Wege nach Hause gehe.«

»Wann gedenken Sie nach London aufzubrechen, Mr. Buschmann?« fragte Leonard.

»Morgen früh beizeiten, Sir,« entgegnete Onkel Joseph. »Ich werde die Arbeit, die ich noch zu besorgen habe, diese Nacht fertig machen, das Übrige Samuel, meinem Gehilfen, überlassen und dann mit der ersten Fahrgelegenheit zu Sara reisen.«

»Darf ich Sie um die Adresse Ihrer Nichte in London bitten, im Fall wir an sie zu schreiben wünschen?«

»Sie gibt mir ja selbst weiter keine Adresse als das Postbüro, Sir, denn selbst in der großen Entfernung von London wird sie noch von derselben Furcht gepeinigt, die sie hatte, als wir dieses Haus hier verließen. Ich kann Ihnen indessen den Ort sagen, wo ich selbst mein Nachtquartier aufschlagen werde,« fuhr der alte Mann fort, indem er eine kleine Adresskarte zum Vorschein brachte. »Es ist das Haus eines Landsmanns von mir, eines ausgezeichneten Zuckerbäckers, Sir, und eines wirklich sehr guten Mannes.«

»Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie Sie die Adresse Ihrer Nichte ausfindig machen wollen?« fragte Rosamunde, indem sie zugleich die Adresse des Bäckers notierte.

»Jawohl, denn ich bin im Entwerfen meiner Pläne stets sehr rasch,« sagte Onkel Joseph. »Ich werde zu dem Postmeister gehen und zu ihm Folgendes und nichts weiter sagen: Guten Morgen, Sir. Ich bin der Mann, der die Briefe an S.J. schreibt. Es ist meine Nichte, wenn Sie erlauben, und ich wünsche weiter nichts zu wissen, als: Wo wohnt sie? – Dieser Plan ist ein sehr guter, sollte ich meinen – meinen Sie nicht auch, wie?«

Er breitete fragend die Hände aus und sah Mistreß Frankland mit selbstzufriedenem Lächeln an.

»Ich fürchte,« sagte Rosamunde, durch die Einfachheit des guten Mannes halb ergötzt, halb gerührt, »daß die Offizianten des Postbüros die Adresse selbst nicht kennen werden. Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie einen Brief, mit ‚S.J.‘ adressiert, mitnehmen und ihn früh, wenn die Briefe aus der Provinz ankommen, mit aufgeben, dann in der Nähe der Tür warteten und der Person, welche von Ihrer Nichte – wie sie Ihnen selbst schreibt – abgeschickt wird, um die Briefe für S.J. abzuholen, folgten.«

»Sie glauben, das wäre besser?« fragte Onkel Joseph, in seinem Innern überzeugt, daß seine eigene Idee unzweifelhaft die scharfsinnigere sei. »Gut. Das kleinste Wort, welches Sie zu mir sagen, Madame, ist ein Befehl, den ich von ganzem Herzen befolge.«

Mit diesen Worten zog er seinen zusammengedrückten Filz aus der Tasche und wollte Abschied nehmen, als Mr. Frankland ihn wieder anredete.

»Nicht wahr,« sagte Leonard, »wenn Sie Ihre Nichte gesund antreffen und dieselbe bereit ist, Ihnen zu folgen, dann werden Sie sie sofort nach Truro zurückführen? Und Sie werden es uns wissen lassen, wenn Sie beide zu Hause angekommen sind?«

»Jawohl, sofort, Sir,« sagte Onkel Joseph. »Auf diese beiden Fragen antworte ich: sofort.«

»Wenn also,« fuhr Leonard fort, »von heute an gerechnet eine Woche um ist, und wir nicht von Ihnen hören, so müssen wir daraus schließen, daß entweder Ihrer Rückkehr ein unvorhergesehenes Hindernis im Wege steht, oder daß Ihre Befürchtungen in Bezug auf Ihre Nichte nur zu wohl gegründet sind und daß sie nicht im Stande ist zu reisen.«

»Ja, Sir, so soll es sein. Ich hoffe aber, daß Sie von mir hören werden, ehe die Woche um ist.«

»Ich hoffe es auch – ich hoffe es innig!« rief Rosamunde. »Sie entsinnen sich doch noch meines Auftrags?«

»Ich habe mir ihn hier eingepägt – Wort für Wort,« sagte Onkel Joseph, indem er die Hand aufs Herz legte. Dann drückte er die Hand, welche Rosamunde ihm entgegenstreckte, an seine Lippen.

»Ich werde versuchen, Ihnen besser zu danken, wenn ich wieder da bin,« sagte er. »Für alle Ihre Güte gegen mich und meine Nichte segne Gott Sie beide und erhalte Sie gesund und fröhlich bis wir uns wiedersehen.«

Mit diesen Worten eilte er nach der Tür, schwenkte ein paar Mal den alten zusammengedrückten Hut und verließ das Zimmer.

»Der gute, schlichte, warmfühlende alte Mann!« sagte Rosamunde, als die Tür sich schloß. »Ich hätte ihm so gern alles gesagt, Lenny. Warum tatest du mir Einhalt?«

»Liebes Kind, eben diese Schlichtheit und Einfalt, welche du bewunderst und die auch ich bewundere, macht mich vorsichtig. Gleich bei dem ersten Ton seiner Stimme fühlte ich mich ebenso warm zu ihm hingezogen wie du; je mehr ich ihn aber sprechen hörte, desto fester ward ich überzeugt, daß es voreilig sein würde, ihm alles anzuvertrauen, da ja zu befürchten steht, er werde deiner Mutter sofort und zu früh enthüllen, daß wir ihr Geheimnis kennen. Die Möglichkeit, daß wir ihr Vertrauen gewinnen und eine Unterredung mit ihr erlangen, hängt, wie ich die Sache sehe, von unserm eigenen Takt ab, und wir müssen daher ihrem übertriebenem Argwohn und ihren ängstlichen Befürchtungen gegenüber mit der größten Umsicht zu Werke gehen. Dieser gute, alte Mann könnte trotzdem daß er die besten Absichten von der Welt hat, alles verderben. Wenn es ihm nur gelingt, seine Nichte wieder nach Truro zurückzubringen, so hat er alles getan, was wir hoffen und wünschen können. »Aber wenn es ihm nicht gelingt – wenn etwas vorfällt – wenn sie wirklich krank ist?«

»Laß uns warten, bis die Woche um ist, Rosamunde. Dann wird es noch Zeit genug sein, zu bestimmen, was wir in diesem Falle tun sollen.«

---

## Sechstes Kapitel

### *Warten und Hoffen*

Die Woche des Wartens verging, aber von Onkel Joseph ging keine Nachricht in Porthgenna Tower ein.

Am achten Tage schickte Mr. Frankland einen Boten nach Truro mit dem Auftrage, Mr. Buschmanns Laden aufzusuchen und dem in demselben zurückgelassenen Gehilfen zu fragen, ob er Nachricht von seinem Herrn erhalten habe.

Im Laufe des Nachmittags kehrte der Bote zurück und meldete, Mr. Buschmann habe seit seiner Abreise an seinen Gehilfen einen einzigen kurzen Brief geschrieben und ihn benachrichtigt, er sei gegen Abend glücklich in London angelangt, von seinem Landsmann, dem deutschen Zuckerbäcker, gastfreundlich bewillkommnet worden, habe die Adresse seiner Nichte durch einen Zufall entdeckt, der ihm alle Mühe der Nachforschung erspart, und beabsichtige nun, sie zu einer frühen Stunde des nächsten Morgens aufzusuchen. Seit dem Eingang dieses Briefes habe der Gehilfe keine weitere Mitteilung von ihm erhalten und wisse daher auch nicht, wann er seine Rückkehr erwarten könne.

Die auf diese Weise erlangte Nachricht war nicht von der Art, daß dadurch die Ermutigung, welche der Zweifel und die Ungewißheit der vergangenen Woche in Mistreß Frankland erzeugt, gehoben worden wäre.

Ihr Gatte bemühte sich, diese Niedergeschlagenheit ihres Gemüts zu bekämpfen, indem er sie darauf aufmerksam machte, daß Onkel Josephs ominöses Schweigen ebenso wahrscheinlich durch die Abgeneigtheit, als durch die Unfähigkeit seiner Nichte, mit ihm nach Truro zurückzukehren, verursacht werden könne. Im Hinblick auf Saras außerordentliche Empfindlichkeit und kopflose Scheu erklärte er es für möglich, daß Rosamundes Botschaft, anstatt sie zu

beruhigen, ihr vielleicht im Gegenteil neue Befürchtungen eingeflößt habe und sie deshalb in dem Entschlusse bestärkte, sich außerhalb des Bereichs aller Mitteilungen von Porthgenna Tower zu halten.

Rosamunde hörte geduldig zu, während diese Ansicht des Falles ihr vorgetragen ward und gab zu, daß dieselbe unbestreitbar vernunftgemäß sei; dennoch aber war die Bereitwilligkeit, mit welcher sie zugab, daß ihr Gatte Recht und sie Unrecht haben könne, von keiner Besserung im Zustande ihrer Gemütsstimmung begleitet.

Die Auslegung, welche der alte Mann in Bezug auf die Verschlechterung von Mistreß Jazeph's Handschrift gemacht, hatte einen lebhaften Eindruck auf ihr Gemüt geäußert und dieser Eindruck war durch ihre eigene Erinnerung an das bleiche Gesicht, als sie einander in West Winston gesehen, noch mehr bestärkt worden. Mochte daher Mr. Frankland auch noch so überzeugend folgern, so war er doch nicht im Stande, die Überzeugung seiner Gattin, daß Onkel Josephs Schweigen nur in der Krankheit seiner Nichte seinen Grund habe, zu erschüttern.

Die Rückkehr des Boten von Truro machte jeder weiteren Diskussion über dieses Thema vor der Hand ein Ende, weil die beiden jungen Ehegatten dadurch bewogen wurden, sich mit der Erwägung einer Frage von weit größerer Bedeutung zu beschäftigen. Welches Verfahren hatten sie nun, nachdem sie einen Tag über die festgesetzte Woche gewartet, bei dem Mangel aller Nachrichten von London oder von Truro, wonach sie ihre künftigen Maßnahmen hätten richten können, einzuschlagen?

Leonards erste Idee war, sofort an Onkel Joseph unter der Adresse zu schreiben, welche dieser bei Gelegenheit seines Besuchs in Porthgenna Tower zurückgelassen. Als dieser Vorschlag Rosamunde mitgeteilt ward, widersprach sie demselben aus dem Grunde, weil die notwendige Frist, ehe die Antwort auf den Brief ankommen könnte, einen bedeutenden Zeitverlust zur Folge haben würde, während es vielleicht von der höchsten Wichtigkeit war, auch nicht den Verlust eines einzigen Tages zu riskieren. Wenn Mistreß Jazeph durch Krankheit abgehalten ward, die Reise zu

unternehmen, so war es notwendig, sie sofort aufzusuchen, weil ja diese Krankheit sich verschlimmern konnte.

War sie bloß mißtrauisch gegen die ihr gemachten Mitteilungen, so war es ebenso wichtig, persönliche Unterhandlungen mit ihr zu eröffnen, ehe sie Gelegenheit fand, sich wieder an irgend einer Zufluchtsstätte zu verbergen, welche Onkel Joseph dann vielleicht nicht im Stande war, ausfindig zu machen.

Die Wahrheit dieser Folgerungen war einleuchtend, Leonard aber zögerte, denselben beizutreten, weil sie die Notwendigkeit einer Reise nach London in sich schlossen. Wenn er ohne seine Gattin dorthin ging, so gab seine Blindheit ihn in die Gewalt fremder Personen und Dienstleute, während es sich doch um Erörterungen von der zartesten Art handelte, bei welchen die größte Verschwiegenheit beobachtet werden mußte. Ließ er sich von Rosamunde begleiten, so ward es notwendig, das Kind mitzunehmen und dann auf einer langen und anstrengenden Reise von mehr als zweihundertfünfzig Meilen sich alle Arten von Verzögerungen und Unbequemlichkeiten preiszugeben.

Rosamunde begegnete diesen beiden Schwierigkeiten mit ihrer gewohnten Geradheit und Entschiedenheit. Den Gedanken, daß ihr Gatte in seinem hilflosen, abhängigen Zustande, unter irgend welchen Umständen irgend wohin reise ohne von ihr begleitet zu sein, erklärte sie sofort für etwas so Ungereimtes und Widersinniges, daß davon gar nicht die Rede sein könne.

Dem zweiten Einwand, daß es nicht geraten erscheine, das Kind den Zufälligkeiten und Anstrengungen einer langen Reise auszusetzen, begegnete sie durch den Vorschlag, daß sie gemächlich und in ihrem eigenen Wagen nach Exeter reisen und sich dadurch aller möglichen Bequemlichkeit und Fülle an Raum dadurch versichern sollten, daß sie, wenn sie die Eisenbahn in Exeter erreichten, einen Wagen für sich allein nähmen.

Nachdem sie auf diese Weise die Schwierigkeiten, welche sich der Reise entgegenzustellen schienen, beseitigt, kam sie wieder auf die unbedingte Notwendigkeit, dieselbe zu unternehmen, zurück. Sie erinnerte Leonard daran, wie wichtig es sei, sofort Mistreß Jazeph's

Aussage in Bezug auf die Echtheit des in dem Myrtenzimmer gefundenen Briefes sowohl wie in Bezug auf Ermittlung aller näheren Umstände des außerordentlichen Betrugs zu hören, welcher von Mistreß Treverton an ihrem Gatten verübt worden.

Ebenso sprach sie auch von ihrem eigenen sehr natürlichen Wunsche, den Schmerz, welchen sie, ohne es zu ahnen, in dem Schlafzimmer zu West Winston der Person zugefügt, deren Fehltritte und Kümernisse sie zu achten verpflichtet war, so viel als in ihren Kräften stand, wieder gutzumachen, und nachdem sie auf diese Weise alle Beweggründe dargelegt, welche ihren Gatten und sie selbst nötigten, keine Zeit zu verlieren, in persönliche Mitteilung mit Mistreß Jazeph zu treten, kam sie wieder zu dem unvermeidlichen Schlusse, daß in der Lage, in welche sie jetzt versetzt wären, es keine andere Wahl für sie gäbe, als die Reise nach London unverweilt anzutreten.

Ein wenig weitere Überlegung überzeugte Leonard, der vorliegende dringliche Fall sei von der Art, daß dadurch alle Versuche, ihm durch halbe Maßregeln zu begegnen, unmöglich gemacht wurden. Er fühlte, daß seine eigenen Überzeugungen mit denen seiner Gattin übereinstimmten und er beschloß demgemäß, sofort und ohne weitere Unentschlossenheit oder weiteren Verzug zu handeln.

Ehe noch der Abend zu Ende ging, ward den Dienern in Porthgenna zu ihrem großen Erstaunen befohlen, die Reisekoffer zu packen und in der Poststadt zu einer frühen Stunde des nächsten Morgens Pferde zu bestellen.

Am ersten Tage der Reise brachen die Reisenden auf, sobald der Wagen bereit war, rasteten gegen Mittag in einem Gasthaus an der Landstraße und übernachteten in Liskeard. Am zweiten Tage langten sie in Exeter an und übernachteten hier. Am dritten Tage erreichten sie London mit der Eisenbahn zwischen sechs und sieben Uhr abends.

Als sie sich bequem in ihrem Hotel für die Nacht eingerichtet und nachdem eine Stunde Ruhe sie in den Stand gesetzt hatte, sich ein wenig von den Strapazen des Tages zu erholen, schrieb Rosamunde

auf Geheiß ihres Gatten zwei Briefe.

Der erste war an Mr. Buschmann gerichtet und meldete diesem einfach ihre Ankunft und ihren angelegentlichsten Wunsch, ihn den nächsten Morgen so zeitig als möglich in ihrem Hotel zu sehen. Zum Schlusse ward er dringend ersucht, ihre Gegenwart in London seiner Nichte so lange zu verschweigen, bis er mit ihnen gesprochen habe.

Der zweite Brief war an den Anwalt der Familie, Mr. Nixon, gerichtet, denselben Gentleman, der vor länger als einem Jahre auf Mistreß Franklands Wunsch den Brief geschrieben, welcher Andrew Treverton von seines Bruders Tod und von den Umständen, unter welchen derselbe erfolgt war, in Kenntniss setzte. Jetzt schrieb Rosamunde in ihres Gatten und in ihrem eigenen Namen an Mr. Nixon weiter nichts, als daß er es möglich machen möchte, nächsten Morgen auf dem Wege nach seinem Bureau in ihrem Hotel mit vorzusprechen und seine Meinung über eine Privatsache von großer Wichtigkeit hören zu lassen, die sie genötigt habe, die Reise von Porthgenna nach London zu unternehmen.

Dieser Brief und der an Onkel Joseph wurden noch an demselben Abend, wo sie geschrieben worden, durch einen Boten an ihre Adresse befördert.

Der erste Besuch, welcher sich am nächsten Morgen einfand, war der Anwalt – ein kluger, geschmeidiger, höflicher alter Herr, welcher Kapitän Treverton und auch schon dessen Vater gekannt hatte. Er kam in der bestimmten Erwartung, in Bezug auf gewisse mit der Herrschaft Porthgenna zusammenhängende Schwierigkeiten befragt zu werden, welche der dortige Geschäftsagent nicht im Stande sei, zu schlichten und die vielleicht von zu verwickelter und verworrener Art seien, um mit leichter Mühe schriftlich dargelegt zu werden.

Als er hörte, worin die Angelegenheit eigentlich bestand und als ihm der in dem Myrtenzimmer gefundene Brief vorgelegt ward, sah er sich zum ersten Male im Laufe eines langen Lebens und einer mannichfaltigen Praxis unter allen möglichen Klienten so überrascht, daß seine Denkkraft auf einige Augenblicke geradezu gelähmt und er nicht im Stande war, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.

Als jedoch Mr. Frankland, nachdem er diese Mitteilung gemacht,

den Entschluß zu erkennen gab, die Kaufsumme für Porthgenna Tower, sobald die Echtheit des Briefes genügend dargetan sei, wieder herauszuzahlen, erlangte der alte Jurist den Gebrauch seiner Zunge sofort wieder und protestierte gegen diese Absicht seines Klienten mit der aufrichtigen Wärme eines Mannes, welcher die Vorzüge des Reichtums gründlich zu schätzen und recht wohl wußte, was es heißt, ein Vermögen von vierzigtausend Pfund zu gewinnen oder zu verlieren.

Leonard hörte geduldig und aufmerksam zu, während Mr. Nixon von juristischem Standpunkte aus dagegen sprach, den Brief an und für sich als ein gültiges Dokument zu betrachten und Mistreß Jazephs Aussage in Verbindung damit in Bezug auf Mistreß Franklands wirkliche Herkunft als entscheidend gelten zu lassen. Er verbreitete sich über die Unwahrscheinlichkeit, daß Mistreß Trevertons vorgeblicher Betrug an ihrem Gatten begangen worden sei, ohne daß andere Personen, außer ihrer Zofe und ihr selbst, in das Geheimnis eingeweiht gewesen wären. Er erklärte es für übereinstimmend mit aller Erfahrung der menschlichen Natur, daß eine oder mehrere dieser Personen entweder aus Bosheit oder aus Mangel an Vorsicht von diesem Geheimnis gesprochen hätten und daß die daraus hervorgehende Bloßstellung der Wahrheit im Laufe einer so langen Zeit von zweiundzwanzig Jahren zur Kenntnis einiger der vielen Leute im Westen von England sowohl als in London, welche die Familie Treverton persönlich oder dem Rufe nach kannten, hätte kommen müssen.

Von diesem Einwand ging er auf einen zweiten über, welcher die mögliche Echtheit des Briefes als eines schriftlichen Dokuments zugab, aber zugleich die Wahrscheinlichkeit behauptete, daß es unter dem Einflusse einer Geistesstörung auf Mistreß Trevertons Seite zu Stand gekommen, welche die Zofe damals ein Interesse gehabt zu begünstigen, obschon sie vielleicht nach dem Tode ihrer Herrin gezögert, es bei einem Versuch, von dem Betrüge Nutzen zu ziehen, auf die möglichen Folgen ankommen zu lassen.

Nachdem Mr. Nixon diese Ansicht, durch welche nicht bloß das Schreiben des Briefes, sondern auch das Verbergen desselben

erklärt ward, geltend gemacht, bemerkte er in Bezug auf Mistreß Jazeph weiter, daß jede Aussage, die sie tun würde, in juristischer Beziehung von geringem oder gar keinem Werte sein würde und zwar wegen der Schwierigkeit, oder – wie er lieber sagen möchte – der Unmöglichkeit – die Identität des in dem Briefe erwähnten Kindes mit der Dame festzustellen, welche er jetzt die Ehre hätte als Mistreß Frankland anzureden und welche kein nicht mit voller gesetzlicher Glaubwürdigkeit begabtes Dokument in der ganzen Welt ihn veranlassen könnte, für eine andere Person als die Tochter seines alten Freundes und Klienten Kapitän Treverton zu halten.

Nachdem Leonard die Einwendungen des Juristen angehört, räumte er die Scharfsinnigkeit derselben ein, gestand aber gleichzeitig, daß sie in seiner Ansicht über den Inhalt des Briefes oder in seiner Überzeugung hinsichtlich des Verfahrens, welches er einzuschlagen für seine Pflicht halte, keine Änderung hervorgebracht hätten. Er wollte, sagte er, Mistreß Jazeps Aussage abwarten, ehe er einen entscheidenden Schritt täte; wäre diese Aussage aber von der Art und würde sie auf eine Weise gegeben, welche ihn überzeuge, daß seine Gattin kein moralisches Recht auf das Vermögen, welches sie jetzt besäße, habe, so würde er es der Person, welcher dieses Recht zustünde – nämlich Mr. Andrew Treverton – sofort zurückerstatten.

Als Mr. Nixon fand, daß keinerlei neue Argumente oder sonstige Vorstellungen Mr. Franklands Entschluß wankend machen und daß keine besondere Ansprache an Rosamunde sie im mindesten anstacheln konnte, ihren Einfluß zu benutzen, um ihren Gatten zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen, da er ferner nach allem, was er gehört, überzeugt war, daß Mr. Frankland, wenn ihm noch viele weitere Einwendungen entgegengestellt würden, entweder einen andern Juristen zu Rate ziehen, oder es auf die Gefahr ankommen lassen würde, einen verhängnisvollen juristischen Irrtum dadurch zu begehen, daß er in der Sache hinsichtlich der Wiedererstattung des Geldes auf eigene Faust handle, so verstand er sich endlich – obschon unter Protest – dazu, seinem Klienten den Beistand, dessen er bedurfte, zu leisten, im Fall es notwendig ward,

mit Andrew Treverton in Mitteilung zu treten.

Mit höflicher Resignation hörte er Leonards kurze Aufzählung der Fragen an, welche er Mistreß Jazeph vorzulegen gedachte, und sagte, als die Reihe des Sprechens an ihn kam, mit dem möglichst geringsten Anflug von Sarkasmus, daß dies vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachtet ganz vortreffliche Fragen seien und ohne Zweifel Antworten zur Folge haben würden, die ein höchst romantisches Interesse besitzen müßten.

»Aber,« setzte er hinzu, »da Sie schon ein Kind haben, Mr. Frankland, und da Sie – wenn ich mir erlauben darf, in dieser Beziehung eine Vermutung auszusprechen – im Laufe der Jahre deren mehrere bekommen können und da diese Kinder, wenn sie heranwachsen, von dem Verlust Ihres mütterlichen Vermögens hören und zu wissen wünschen werden, warum es geopfert ward, so möchte ich – indem ich die Sache bloß auf Familienrücksichten basiere und von dem juristischen Standpunkt ganz absehe – empfehlen, daß Sie sich von Mistreß Jazeph außer der mündlichen Aussage, welche Sie ihr abzufragen gedenken – und gegen deren Zulässigkeit ich in diesem Falle nochmals protestiere – auch eine schriftliche Erklärung verschaffen, welche Sie einmal nach ihrem Tode zurücklassen und durch welche Sie in den Augen Ihrer Kinder gerechtfertigt werden können, im Fall die Notwendigkeit einer solchen Rechtfertigung sich in der Zukunft herausstellen sollte.«

Der Wert dieses Rats war zu einleuchtend, als daß derselbe hätte verschmäht werden können. Auf Leonards Wunsch setzte Mr. Nixon sofort das Schema einer Erklärung auf, in welcher die Echtheit des von der verstorbenen Mistreß Treverton auf ihrem Sterbebett an ihren Gatten gerichteten Briefes bestätigt und die Wahrheit der darin enthaltenen Angaben sowohl in Bezug auf den an Kapitän Treverton verübten Betrug, als auf die behauptete Herkunft des Kindes bezeugt ward.

Mr. Nixon sagte Mr. Frankland, daß er wohlthun würde, Mistreß Jazeps Unterschrift dieses Dokument durch die Namen zweier gesetzlich gültigen Zeugen attestieren zu lassen, überreichte dann die Erklärung Rosamunde, damit diese sie ihrem Gatten vorläse,

und als er fand, daß keine Einwendung gegen irgend einen Teil der Schrift gemacht ward und daß er in dem gegenwärtigen ersten Stadium der Maßnahmen von keinem weitem Nutzen sein könne, erhob er sich, um sich zu entfernen.

Leonard behielt sich, da nötig, eine weitere Besprechung im Laufe des Tages vor und Mr. Nixon beurlaubte sich, indem er bis zum letzten Augenblick seinen Protest wiederholte und erklärte, daß ihm im ganzen Laufe seiner Praxis noch nie ein so außerordentlicher Fall und ein so starrköpfiger Klient vorgekommen sei.

Beinahe eine Stunde verging nach der Entfernung des Juristen, ehe ein zweiter Besuch gemeldet ward. Nach Verlauf dieser Zeit hörte man das willkommene Geräusch von Fußritten sich der Tür nähern und Onkel Joseph trat in das Zimmer.

Rosamundes durch Besorgnis und Unruhe geschärfte Beobachtungsgabe entdeckte gleich in dem Augenblicke, wo er erschien, eine Veränderung in seinem Aussehen und Benehmen. Sein Gesicht war abgezehrt und abgespannt und sein Gang hatte, als er weiter in das Zimmer hereinschritt, jene Munterkeit und Flinkheit verloren, die ihn auf so komische Weise kennzeichnete, als Rosamunde ihn in Porthgenna Tower zum ersten Male sah. Er versuchte seinen ersten begrüßenden Worten eine Entschuldigung wegen seines Spätkommens hinzuzufügen, Rosamunde aber unterbrach ihn in ihrer Begier, die erste wichtige Frage zu tun.

»Daß Sie die Adresse Ihrer Nichte ermittelt haben, wissen wir,« sagte sie hastig, »aber weiter wissen wir nichts. Ist es mit ihr wie Sie fürchteten? Ist sie krank?«

Der Alte schüttelte wehmütig den Kopf.

»Was sagte ich Ihnen, als ich Ihnen die Briefe zeigte?« entgegnete er. »Sie ist so krank, Madame, daß nicht einmal die Botschaft, die Sie mir in Ihrer Güte an Sie auftrugen, ihr etwas nützen konnte.«

Diese wenigen einfachen Worte erfüllten Rosamundes Herz mit einer seltsamen Furcht, welche sie gegen ihren eigenen Willen, als sie wieder zu sprechen versuchte, zum Schweigen brachte. Onkel Joseph verstand den besorgten Blick, den sie auf ihn heftete und die

rasche Gebärde, die sie nach dem Stuhle machte, der dem Sofa, auf welchem sie mit ihrem Gatten saß, zunächst stand.

Onkel Joseph nahm auf dem Stuhle Platz und vertraute ihnen nun alles, was er zu sagen hatte.

Seine erste Frage, sagte er, als er die Wohnung seines Landsmanns, des deutschen Zuckerbäckers, erreicht hatte, bezog sich auf die Örtlichkeit des Postbüros, an welches die Briefe seiner Nichte adressiert waren, und er erfuhr, daß es kaum zehn Minuten Weges von dem Hause seines Freundes entfernt sei. Das Gespräch, welches in Bezug auf den Zweck seiner Reise nach London und die Hoffnungen und Befürchtungen, womit er sie unternommen, folgte, führte zu weitem Fragen und Antworten, welche mit der Entdeckung endeten, daß der Bäcker unter seinen anderen Kunden auch die Wirtin eines Logishauses in der Nähe mit gewissen leichten Zwiebacken versorgt, wegen welcher sein Laden berühmt war. Diese Zwiebacke wurden zum Gebrauche einer kranken Frau gekauft, welche in dem Logishause wohnte und die Wirtin gab bei einer der vielen Gelegenheiten, wo sie in den Laden kam und über ihre eigenen Angelegenheiten plauderte, ihre Verwunderung zu erkennen, daß eine so augenscheinlich achtbare und in allen ihren Zahlungen so pünktliche Person wie ihre Mitbewohnerin von keinem Freunde oder Bekannten besucht würde und daß sie unter dem Namen »Mistress James« lebte, während ihre Wäsche mit »S. Jazeph« gezeichnet sei. Als man zu diesem außerordentlichen Ergebnis einer Konversation gelangte, die von dem einfachsten Beginn, den man sich denken konnte, ausgegangen war, hatte Onkel Joseph sich sofort die Adresse des Logishauses notiert und sich am nächsten Morgen zu einer frühen Stunde hinbegeben.

Während der Nacht hatte ihn die Bestätigung seiner Befürchtungen in Bezug auf seine Nichte sehr traurig gestimmt und als er sie am darauffolgenden Morgen sah, erschrak er über die heftige Aufregung ihres Nervensystems, welche sie kund gab, als er sich ihrem Bett näherte. Dennoch aber gab er den Mut und die Hoffnung nicht eher auf, als bis er Mistress Franklands Botschaft mitgeteilt hatte und nun fand, daß dieselbe durchaus nicht die

beruhigende Wirkung äußerte, welche er fast mit Gewißheit davon erwartet hatte.

Anstatt die Kranke zu beschwichtigen, schien er dieselbe vielmehr von neuem aufzuregen und zu beunruhigen. Außer einer Menge genauer Erkundigungen über Mistreß Franklands Aussehen, über ihr Benehmen gegen ihn, über die genauen Worte, die sie gesprochen, welche Erkundigungen er alle mehr oder weniger zu ihrer Zufriedenheit beantworten im Stande war, hatte sie zwei Fragen an ihn gerichtet, die er gar nicht beantworten konnte.

Die erste dieser Frage war: Ob Mistreß Frankland etwas in Bezug auf das Geheimnis gesagt hätte? Die zweite war: Ob sie zufällig ein Wort fallen gelassen, welches zu der Vermutung berechtige, daß sie die Lage des Myrtenzimmers ausfindig gemacht?

Während Onkel Joseph noch am Bett seiner Nichte gesessen und sich, wiewohl vergebens, bemüht hatte, die freundlichen und beruhigenden Worte von Mistreß Franklands Botschaft als eine genügende Antwort auf die Fragen zu betrachten, die er selbst nicht im Stande war auf eine direktere und überzeugendere Weise zu erledigen, war der die Kranke behandelnde Arzt eingetreten. Nachdem dieser die nötigen Fragen über ihr Befinden getan und noch eine Weile über gleichgültige Dinge gesprochen, hatte er Onkel Joseph verstohlen beiseite genommen und ihm mitgeteilt, daß der Schmerz in der Gegend des Herzens und die Schwierigkeit des Atmens, worüber seine Nichte klagte, von ernsterer Bedeutung wären, als ein in dergleichen Dingen nicht Eingeweihter vielleicht geneigt wäre zu glauben. Deshalb bäte er ihn, ihr keine Botschaften von irgend jemand mehr zu überbringen, wenn er nicht im voraus vollkommen überzeugt wäre, daß dadurch ihr Gemüt sofort und für immer von der geheimen Unruhe, die es jetzt peinigte, befreit würde – einer Unruhe, durch die ihre Krankheit mit jedem Tage verschlimmert und alle ärztliche Hilfe fast vollständig unnütz gemacht werde.

Nachdem Onkel Joseph noch eine Weile bei seiner Nichte gesessen und mit sich selbst zu Rate gegangen, hatte er beschlossen, diesen Abend, nachdem er in die Wohnung seines

Freundes zurückgekehrt wäre, privatim an Mistreß Frankland zu schreiben. Das Abfassen dieses Briefes hatte ihm mehr Zeit gekostet, als jemand, der ans Schreiben gewöhnt ist, glauben würde.

Endlich, nachdem er mit vielem Zeitaufwand eine Reinschrift von vielen Konzepten gemacht und dabei durch öftere Besuche bei seiner Nichte unterbrochen worden, hatte er einen Brief zu Stande gebracht, in welchem er das, was seit seiner Ankunft in London geschehen war, in einer Sprache erzählte, von der er hoffte, daß sie verstanden werden würde. Aus einer Vergleichung der Daten ergab sich, daß dieser Brief Mr. und Mistreß Frankland auf ihrer Reise gekreuzt haben mußte.

Der Brief enthielt weiter nichts, als was er selbst soeben mündlich erzählte, ausgenommen, daß er auch – als Beweis, daß die Entfernung die Furcht, welche das Gemüt seiner Nichte quälte, nicht vermindert hatte – die Erklärung mitteilte, welche sie ihm wegen des Verschweigens ihres wahren Namens gegeben, so wie des Grundes, aus welchem sie ihren Aufenthalt bei fremden Personen genommen, während sie doch Freunde in London hatte, zu denen sie gehen konnte.

Diese Erklärung hätte vielleicht nicht den Brief zu verlängern gebraucht, denn sie enthielt der Hauptsache nach ganz dasselbe, was Onkel Joseph schon gesagt, als er von dem Beweggrund sprach, welcher Sara veranlaßt, sich in Truro von ihm zu trennen.

Mit diesen letzten Worten war die traurige und einfache Geschichte des alten Mannes zu Ende.

Nachdem Rosamunde eine Weile gewartet, um ihre Selbstbeherrschung wiederzuerlangen, berührte sie ihren Gatten, um dessen Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken, und flüsterte ihm zu:

»Nun kann ich wohl alles sagen, was ich in Porthgenna zu sagen wünschte?«

»Ja, alles,« antwortete er. »Wenn du die nötige Standhaftigkeit zu besitzen glaubst, Rosamunde, so ist es am angemessensten, daß er es von dir selbst höre.«

Nachdem der erste natürliche Ausdruck von Erstaunen vorüber war, bot die Wirkung, welche die Enthüllung des Geheimnisses auf Onkel Joseph äußerte, den auffallendsten Gegensatz, den man sich denken kann, zu der, welche sie auf Mr. Nixon geäußert. Kein Schatten von einem Zweifel verdunkelte das Gesicht des alten Mannes, kein Wort eines Widerspruchs entfiel seinen Lippen. Die einzige Gemütsbewegung, die in ihm erregt ward, war einfache, ungetrübte Freude. Er sprang mit seiner ganzen natürlichen Behendigkeit auf seine Füße, seine Augen funkelten wieder von all ihrem natürlichen Glanze – in dem einen Augenblick klatschte er in die Hände wie ein Kind, im nächsten warf er seinen Hut in die Höhe und bat Rosamunde, sich von ihm sofort an das Bett seiner Nichte führen zu lassen.

»Wenn sie Sara erzählen, was Sie soeben mir erzählt haben,« rief er, indem er über das Zimmer eilte, um die Tür zu öffnen, »so geben Sie ihr den Mut zurück, richten sie von ihrem Krankenlager auf und machen sie gesund, ehe noch der Tag um ist.«

Ein mahnendes Wort von Mr. Frankland verschloß ihm plötzlich den Mund und er ließ sich schweigend und aufmerksam wieder auf den Stuhl nieder, von welchem er den Augenblick zuvor aufgesprungen war.

»Bedenken Sie, was der Arzt Ihnen gesagt hat,« sagte Leonard. »Die plötzliche Überraschung, welche Sie so glücklich gemacht hat, könnte für Ihre Nichte sehr verderblich sein. Ehe wir die Verantwortlichkeit auf uns nehmen, mir ihr über einen Gegenstand zu sprechen, der sie ganz gewiß heftig aufregen wird – wie sorgfältig wir auch dabei zu Werke gehen mögen – müssen wir, glaube ich doch, um der Sicherheit willen erst ihren Arzt um Rat fragen.«

Rosamunde unterstützte den Vorschlag ihres Gatten mit Wärme und meinte mit der ihr eigentümlichen Ungeduld, die nie von Aufschub etwas wissen wollte, man solle den Arzt sofort auffinden.

Onkel Joseph erklärte – ein wenig widerstrebend wie es schien – zur Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen, er wisse die Wohnung des Doktors und derselbe sei in der Regel kurz vor ein Uhr nachmittags zu Hause anzutreffen.

Es war jetzt gerade halb eins und Rosamunde zog mit Zustimmung ihres Gatten sofort die Klingel, um eine Droschke holen zu lassen. Schon stand sie, nachdem sie diesen Befehl erteilt, im Begriff ihren Hut aufzusetzen, als der alte Mann ihr Einhalt tat, indem er mit einem gewissen Anschein von Zögern und Verlegenheit fragte, ob man es für nötig hielte, daß er Mr. und Mistreß Frankland zu dem Arzte begleite. Ehe man noch diese Frage beantworten konnte, setzte er hinzu, wenn man nichts dagegen hätte, so wäre es ihm weit lieber wenn er im Hotel zurückbleiben und warten dürfte, um dann, wenn sie zurückkämen, die Instruktionen zu empfangen, welche sie ihm vielleicht zu geben hätten.

Leonard war mit diesem Wunsche sofort einverstanden, ohne sich nach den Gründen desselben zu erkundigen; Rosamunde dagegen war neugieriger und fragte, warum er lieber allein in dem Hotel zurückbleiben, als mit ihnen zu dem Doktor gehen wolle.

»Ich kann den Mann nicht leiden,« sagte Onkel Joseph. »Wenn er von Sara spricht, so macht er ein Gesicht, als ob er glaubte, sie werde nie wieder von ihrem Bett aufstehen.«

Mit dieser kurzen Antwort ging er mit halb verlegener Miene fort ans Fenster, als ob er nicht gern weiter etwas sagen wollte.

Die Wohnung des Doktors war nicht ganz in der Nähe gelegen, doch kamen Mr. und Mistreß Frankland noch vor ein Uhr dort an und trafen ihn zu Hause.

Es war ein junger Mann mit einem sanften, ernsten Gesicht und von ruhigem, stillen Wesen. Tägliche Berührung mit Leiden und Kummer hatten seinen Charakter vielleicht vor der Zeit ernst und wehmütig gestimmt.

Rosamunde stellte sich und ihren Gatten ihm als Personen vor, welche sich für seine Patientin in dem Logishause lebhaft interessierten, und überließ es dann Leonard, die ersten Fragen in Bezug auf den Gesundheitszustand ihrer Mutter zu tun.

Die Antwort des Arztes begann mit einigen höflichen Worten, welche augenscheinlich den Zweck hatten, seine Zuhörer auf eine weniger hoffnungsvolle Mitteilung vorzubereiten, als sie vielleicht zu empfangen erwarteten. Indem er alle rein technischen Bemerkungen

vermied, sagte er ihnen, daß seine Patientin unzweifelhaft an einer ernstesten Herzkrankheit leide. Von welcher Beschaffenheit diese Krankheit eigentlich sei, dies war, wie er offen gestand, eine zweifelhafte Sache, die von verschiedenen Ärzten auf verschiedene Weise erklärt ward. Nach der Meinung, die er sich selbst nach den Symptomen gebildet, glaubte er, die Krankheit seiner Patientin hänge mit der Arterie zusammen, welche das Blut unmittelbar aus dem Herzen durch das ganze System führt. Da er gefunden, daß sie sehr abgeneigt war, Fragen in Bezug auf die Art und Weise ihres früheren Lebens zu beantworten, so könne er nur erraten, daß die Krankheit schon alt und durch eine gewaltige Gemütserschütterung in Verbindung mit darauf gefolgter langer nagender Gemütsunruhe – von welcher ihr Gesicht unverkennbare Spuren zeigte – entstanden und daß dieselbe noch durch die Anstrengung einer Reise nach London verschlimmert worden sei, welche sie, wie sie gestanden, zu einer Zeit unternommen, wo große Erschöpfung des Nervensystems sie eigentlich zum Reisen ganz unfähig gemacht hätte. Nach seiner Ansicht sei es seine schmerzliche Pflicht, ihren Freunden zu sagen, daß jede heftige Gemütsbewegung ihr Leben unbestreitbar in Gefahr bringen würde. Könnte dagegen die Gemütsunruhe, an welcher sie gegenwärtig litte, gehoben und die Kranke in ein ruhiges bequemes Landhaus unter Leute gebracht werden, welche unablässig bedacht wären, sie still und ungestört zu halten und dafür zu sorgen, daß es ihr an nichts fehle, so sei Grund zu hoffen, daß das weitere Vorschreiten der Krankheit gehemmt und ihr Leben noch um einige Jahre gefristet werden könne.

Rosamundes Herz hüpfte vor Freude bei dem Bild der Zukunft, welches ihre Phantasie nach den Andeutungen entwarf, welche in den letzten Worten des Doktors lagen.

»Es steht ihr alles, was Sie erwähnten, zu Gebote und mehr noch wenn es nötig ist!« entgegnete sie eifrig, ehe noch ihr Gatte sprechen konnte. »O, Sir, wenn Ruhe unter gütigen Freunden alles ist, was das arme Herz Ihrer Patientin bedarf, dann können wir, Gott sei Dank, es geben.«

»Ja, wir können es geben,« sagte Lenny, an die letzten Worte

seiner Gattin anknüpfend, »wenn der Doktor uns ermächtigt, seiner Patientin eine Mitteilung zu machen, welche geeignet ist, sie aller Unruhe zu überheben, die sie aber, wie ich bemerken muß, gegenwärtig durchaus nicht vorbereitet ist, zu empfangen.«

»Darf ich fragen,« sagte der Arzt, »wer mit der Mitteilung, von welcher Sie sprechen, beauftragt werden soll?«

»Es gibt zwei Personen, welche damit beauftragt werden können,« antwortete Leonard. »Die eine ist der alte Mann, den Sie am Bett Ihrer Patientin getroffen haben. Die andere ist meine Frau.«

»In diesem Falle,« entgegnete der Doktor, indem er Rosamunde ansah, »kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß diese Dame die geeignetste Person ist, diese Aufgabe zu übernehmen.«

Er schwieg, dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Darf ich jedoch fragen, ehe ich Sie veranlasse, sich nach einer oder der andern Seite hin zu entscheiden, ob diese Dame meiner Patientin ebenso genau bekannt ist und auf demselben vertrauten Fuße mit ihr steht wie der alte Mann?«

»Ich fürchte, ich muß diese beiden Fragen mit Nein beantworten,« entgegnete Leonard. »Vielleicht muß ich Ihnen auch gleichzeitig sagen, daß Ihre Patientin meine Frau jetzt in Cornwall glaubt. Ihr erstes Erscheinen in dem Krankenzimmer würde daher, fürchte ich, die Leidende in hohem Grade überraschen und möglicherweise ein wenig erschrecken.«

»Unter diesen Umständen,« sagte der Arzt, »scheint es am rätlichsten, den alten Mann, so schlicht er auch ist, mit der Mitteilung zu beauftragen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sein Erscheinen für die Kranke nichts Überraschendes haben kann. Wie ungeschickt er ihr auch diese Eröffnung machen möge, so wird er doch vor dieser Dame den großen Vorteil voraus haben, daß er an dem Bett der Kranken nicht unerwartet erscheint. Wenn das gewagte Experiment einmal gemacht werden muß – und nach dem, was Sie mir mitgeteilt, glaube ich, *muß* es geschehen – so haben Sie, glaube ich, keine Wahl als es mit der gehörigen Vorsicht und Anleitung dem alten Mann zu übertragen.«

Nachdem man zu diesem Schlusse gekommen war, gab es weder

auf der einen noch auf der andern Seite weiter etwas zu sagen. Die Unterredung endete und Rosamunde und ihr Gatte eilten zurück von dem Hotel, um Onkel Joseph zu instruieren.

Als sie sich der Tür ihres Wohnzimmers näherten, waren sie überrascht, Musik darin zu hören. Als sie eintraten, sahen sie den alten Mann zusammgeduckt auf einem Stuhl sitzen und einer alten kleinen Spieluhr zuhören, welche dicht auf einem Tische neben ihm stand und ein Stück spielte, in welchem Rosamunde sofort die Arie »Schlage, schlage, lieber Junge,« aus Mozarts Don Juan erkannte.

»Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, daß ich mir zum Zeitvertreibe, während Sie nicht da waren, etwas habe vormusizieren lassen,« sagte Onkel Joseph, indem er verlegen in die Höhe fuhr und die Hemmfeder der Spieluhr berührte. »Dies ist von allen meinen Freunden und Gefährten der letzte, welcher mir geblieben ist. Der göttliche Mozart, der König aller Komponisten, die jemals gelebt, schenkte diese Spieluhr meinem Bruder Max, als derselbe Zögling der Musikschule in Wien war, mit eigener Hand. Seit meine Nichte mich in Cornwall verlassen, habe ich nicht den Mut gehabt, mir von Mozart aus diesem kleinen Kästchen heraus etwas vorsingen zu lassen, bis heute. Jetzt aber, wo Sie mich wegen Sara wieder froh und glücklich gemacht haben, sehnten meine Ohren sich wieder nach dem himmlischen Geklimper, welches, mag ich sein wo ich will, für mein Herz stets denselben freundlichen Klang hat. Doch genug damit,« sagte der alte Mann, indem er das Kästchen wieder in das an seiner Seite hängende Lederfutteral steckte, welches Rosamunde schon bemerkt, als sie ihn in Porthgenna zum ersten Male gesehen. »Ich will meinen Singvogel wieder in seinen Käfig stecken und nachdem dies geschehen ist, fragen, ob Sie mir gefälligst mitteilen wollen, was der Doktor zu Ihnen gesagt hat.«

Rosamunde beantwortete seine Frage, indem sie ihm den Hauptinhalt der Unterredung erzählte, welche zwischen ihrem Gatten und dem Doktor stattgefunden hatte. Dann begann sie unter vielen vorbereitenden Ermahnungen den alten Mann zu instruieren,

wie er seine Nichte von der Entdeckung des Geheimnisses unterrichten sollte. Sie sagte ihm, daß die im Zusammenhange damit stehenden Umstände erst nicht als Ereignisse, welche wirklich geschehen *wären*, sondern als Ereignisse, die geschehen *könnten*, erzählt werden müßten. Sie legte ihm die Worte, die er zu diesem Zwecke zu sprechen hatte, in den Mund, indem sie die wenigsten und die einfachsten wählte, welche dieser Absicht entsprachen. Sie zeigte ihm, daß er beinahe unbemerkt von der Entdeckung als einer Sache, welche geschehen sein *könnte*, auf die Entdeckung als eine Sache, die wirklich geschehen wäre, übergehen könnte und prägte ihm als das wichtigste von allem ein, dem Gemüt seiner Nichte fortwährend die Tatsache vorzuhalten, daß die Entdeckung des Geheimnisses in den beiden Personen, die ein so großes Interesse daran gehabt, es ausfindig zu machen, nicht einen einzigen unfreundlichen Gedanken oder ein einziges bitteres Gefühl gegen sie erweckt habe.

Onkel Joseph hörte mit unerschütterlicher Aufmerksamkeit zu bis Rosamunde fertig war, dann erhob er sich von seinem Sitz, heftete seine Augen aufmerksam auf ihr Gesicht und entdeckte darin einen Ausdruck von Unruhe und Zweifel, den er ganz richtig auf sich selbst bezog.

»Soll ich, ehe ich fortgehe, Ihnen die Überzeugung geben, daß ich nichts vergessen werde?« fragte er eindringlich. »Ich besitze allerdings keine große Erfindungsgabe, wohl aber ein gutes Gedächtnis, ganz besonders wenn es sich um etwas handelt, was Sara betrifft. Haben Sie daher die Güte und sehen Sie zu, ob ich Ihnen alles wiederherrsagen kann, was Sie mir soeben einstudiert haben.«

Vor Rosamunde stehend und während er in seinem Blick und Wesen in seltsamer und rührender Weise an die längstvergangenen Tage seiner Kindheit erinnerte, wo er am Knie seiner Mutter seine ersten Aufgaben hergesagt, wiederholte er jetzt vom ersten bis zum letzten Worte die ihm erteilten Instruktionen mit einer Genauigkeit und mit einer Treue des Gedächtnisses, welches bei einem Mann von seinem Alter geradezu Erstaunen erregen mußte.

»Nun, habe ich mir alles ordentlich gemerkt?« fragte er einfach, als er fertig war. »Und kann ich nun meiner Wege gehen und der armen Sara die gute Botschaft bringen?«

Er mußte immer noch eine Weile warten, während Rosamunde und ihr Gatte miteinander über das beste und sicherste Mittel berieten, dem Bekenntnis, daß das Geheimnis entdeckt war, die Kunde von ihrer eigenen Anwesenheit in London folgen zu lassen.

Nach einiger Überlegung forderte Leonard seine Gattin auf, das von dem Anwalt an diesem Morgen aufgesetzte Dokument zur Hand zu nehmen und auf die leere Seite des Papiers einige von ihm zu diktierende Zeilen zu schreiben, durch welche Mistreß Jazeph ersucht ward, die Erklärungsformel zu lesen und mit ihrem Namen zu unterzeichnen, sobald sie überzeugt wäre, daß dieselbe in keiner Beziehung von ihr etwas anderes verlange als die Bestätigung der genauesten Wahrheit.

Als sie hiermit fertig und das Blatt, auf welches Mistreß Frankland geschrieben, so zusammengebrochen worden, daß das von ihr Geschriebene die erste, zunächst in die Augen fallende Seite bildete, ersuchte Leonard seine Gattin, das Papier dem alten Manne zu geben und erklärte ihm, was er damit machen solle, mit folgenden Worten:

»Wenn Sie die Nachricht wegen des Geheimnisses Ihrer Nichte beigebracht und ihr vollauf Zeit gelassen haben, sich zu fassen, wenn sie Fragen in Bezug auf meine Gattin und mich selbst tut – was, wie ich glaube, geschehen wird – so händigen Sie ihr dieses Papier ein und ersuchen Sie sie, dasselbe zu lesen. Mag sie nun geneigt sein, es zu unterzeichnen oder nicht, so wird sie ganz gewiß fragen, wie Sie dazu gekommen sind. Dann sagen Sie ihr, Sie hätten es von Mistreß Frankland erhalten – bedienen Sie sich des Wortes ‚erhalten‘, damit sie anfangs glaube, es sei Ihnen von Porthgenna mit der Post zugesendet worden. Wenn Sie finden, daß sie die Erklärung unterzeichnet und daß sie, nachdem sie dies getan, nicht sehr aufgeregt ist, so erzählen Sie ihr auf dieselbe allmälige Weise, auf welcher sie ihr die Wahrheit in Bezug auf die Entdeckung des Geheimnisses mitteilen, meine Frau habe Ihnen das Papier mit

eigenen Händen gegeben und befinde sich jetzt in London –«

»Und hoffe und sehne sich, sie zu sehen,« sagte Rosamunde hinzu. »Sie, der Sie nichts vergessen werden, werden, wie ich überzeugt bin, auch dies nicht vergessen zu sagen, nicht wahr nicht?«

Bei diesem kleinen Kompliment, welches seinem guten Gedächtnis gemacht ward, errötete Onkel Joseph vor Freude, als ob er wieder ein Knabe wäre. Nachdem er versprochen, sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen und ehe noch der Tag um wäre, wiederzukommen und Mistreß Frankland von aller Ungewißheit zu befreien, nahm er Abschied und entfernte sich hoffnungsvoll und getrost, um sich seines wichtigen Auftrags zu entledigen.

Rosamunde sah ihm aus dem Fenster nach, wie er sich unter der wimmelnden Masse der Fußgänger auf dem Trottoirs rechts und links ausweichend den Weg bahnte, bis er ihren Augen entschwand. Wie flink bewegte sich die kleine zierliche Gestalt! Wie heiter strömte das unumwölkte Sonnenlicht auf das muntere Treiben in der Straße herab! Das ganze Sein der großen Stadt sonnte sich in der Sommerpracht des Tages, alle ihre gewaltigen Pulse schlugen höher und alle ihre Myriaden Stimmen flüsterten von Hoffnung.

---

## Siebentes Kapitel

### *Die Geschichte der Vergangenheit*

Der Vormittag verging und der Abend kam, aber immer noch war von Onkel Josephs Rückkunft nichts zu bemerken. Gegen sieben Uhr ward Rosamunde von der Wärterin gerufen, welche meldete, daß das Kind wach und unruhig sei. Nachdem sie es beschwichtigt und zur Ruhe gebracht, nahm sie es mit in das Wohnzimmer, und schickte mit ihrer gewohnten Rücksicht auf das Wohlbefinden jedes Dienstboten, der für sie tätig war, die Wärterin hinunter, damit sie sich nach der Arbeit des Tages eine Stunde der Erholung gönne.

»Ich möchte mich in diesen Augenblicken der Erwartung nicht gern von dir entfernen, Lenny,« sagte sie, als sie wieder zu ihrem Gatten kam; »deshalb habe ich den Kleinen mit hierhergebracht. Er werde wahrscheinlich nicht gleich wieder ruhig werden und seine Abwartung dient mir in unserm gegenwärtigen Zustande von Ungewißheit zur Zerstreung und Herzenserleichterung.«

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug halb acht. Die Wagen rollten rascher auf der Straße hintereinander her und waren besetzt mit elegant gekleideten Leuten, die entweder zum Diner oder in die Oper fuhren. Die Kolporteurs schrien auf dem benachbarten Platze ihre Neuigkeiten aus und hatten die zweiten Ausgaben der Abendjournale unter den Armen. Leute, welche den ganzen Tag hinter dem Ladentisch tätig gewesen waren, standen an den Türen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Arbeiter zogen heimwärts, bald einzeln, bald in müden schlurfenden Trupps, Müßiggänger, die vom Diner kamen, zündeten an Straßenecken ihre Zigarren an und sahen sich um, unentschlossen, nach welcher Richtung sie ihre Schritte zunächst lenken sollten.

Es war gerade jene Übergangsperiode des Abends, zu welcher das Straßenleben des Tages beinahe vorüber ist und das

Straßenleben der Nacht noch nicht recht begonnen hat – ebenso auch die Zeit, wo Rosamunde, nachdem sie vergebens versucht, sich die Langweiligkeit des Wartens dadurch zu erleichtern, daß sie zum Fenster hinausschaute, immer tiefer und tiefer in ihre eigenen unruhigen Betrachtungen versank, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich zu den Ereignissen der sie umgebenden kleinen Welt durch das Öffnen der Zimmertür zuückgerufen ward.

Sie blickte sofort von dem Kinde, welches schlafend auf ihrem Schoße lag, auf und sah, daß Onkel Joseph endlich wieder da war.

Der alte Mann trat schweigend ein und hielt die schriftliche Erklärung, die er auf Mr. Franklands Wunsch mitgenommen, aufgeschlagen in der Hand. Während er sich dem Fenster näherte, bemerkte Rosamunde, daß sein Gesicht aussah, als ob er während der wenigen Stunden seiner Abwesenheit seltsam gealtert hätte. Er trat dicht an sie heran, hielt ohne ein Wort zu sprechen seinen zitternden Zeigefinger tief unten auf das aufgeschlagene Blatt und zwar so, daß Rosamunde die auf diese Weise angedeutete Stelle sehen konnte, ohne von ihrem Stuhle aufzustehen.

Sein Schweigen und die Veränderung in seinem Gesicht erfüllte sie mit einer plötzlichen Furcht, welche sie bewog zu zögern, ehe sie ihn anredete.

»Haben Sie ihr alles gesagt?« fragte sie, nachdem sie noch einen Augenblick gewartet, indem sie die Frage in leisem, flüsterndem Tone stellte und ohne auf das Papier zu achten.

»Dies ist der Beweis,« sagte er, immer noch auf das Blatt zeigend. »Sehen Sie, hier steht der Name an der dazu offen gelassenen Stelle – von ihrer eigenen Hand unterzeichnet.«

Rosamunde blickte auf das Papier. Hier stand wirklich die Unterschrift »S. Jazeph« und darunter in mit matter, unsicherer Hand gezeichneten Klammern der Zusatz: »Geborene Sara Leeson.«

»Warum sprechen Sie nicht?« rief Rosamunde, ihn mit steigender Unruhe betrachtend; »warum sagen Sie uns nicht, wie sie die Nachricht aufnahm?«

»Ach, fragen Sie mich nicht! Fragen Sie mich nicht,« antwortete er vor ihrer Hand zurückweichend, als sie dieselbe in ihrem Eifer auf

seinen Arm zu legen suchte.

»Ich vergaß nichts. Ich sagte die Worte, wie Sie mich dieselben gelehrt hatten. Ich machte mit meiner Zunge einen Umweg, um zur Wahrheit zu gelangen, mein Gesicht aber schlug den Querweg ein und kam zuerst ans Ziel. Ich bitte Sie bei der Güte, die Sie mir bewiesen haben, fragen Sie mich nicht. Begnügen Sie sich zu wissen, daß sie sich jetzt besser, ruhiger und glücklicher fühlt. Das Schlimme ist vorüber und vergangen und das Gute soll nun alles kommen. Wenn ich Ihnen erzähle, wie sie aussah, wenn ich Ihnen erzähle, was sie sagte, wenn ich Ihnen alles erzähle, was geschah, nachdem sie die Wahrheit erfahren, so wird der Schrecken wieder mein Herz packen und alles Schluchzen und Weinen, welches ich mit Gewalt unterdrückt, wird wieder aufsteigen und mich ersticken. Ich muß meinen Kopf klar und meine Augen trocken erhalten – o wie könnte ich Ihnen alle die Dinge sagen, die ich Sara hoch und teuer versprochen zu berichten, ehe ich mich diese Nacht zur Ruhe niederlege?«

Er schwieg, zog ein grobes, kleines baumwollenes Taschentuch mit einem grell leuchtenden weißen Muster auf dunkelblauem Boden heraus und trocknete sich einige Tränen, welche ihm in die Augen gestiegen waren, während er sprach.

»Mein Leben ist im Ganzen genommen ein so glückliches gewesen,« sagte er selbstvorwurfsvoll und indem er Rosamunde ansah, »daß mein Mut, wenn er für die Zeit der Not gebraucht wird, nicht leicht zu finden ist. Und dennoch bin ich ein Deutscher! Alle meine Landsleute sind Philosophen – wie kommt es, daß ich allein in meinem Kopf so weich und in meinem Herzen so schwach bin wie der liebliche Kleine, der hier schlafend in Ihrem Schoße liegt?«

»Sprechen Sie jetzt nicht wieder; erzählen Sie uns nicht eher etwas, als bis Sie sich gefaßter fühlen,« sagte Rosamunde. »Jetzt, wo wir wissen, daß Sie sie ruhiger und wohler verlassen haben, sind wir von unserer quälenden Ungewißheit befreit. Ich will keine Fragen weiter an Sie tun – wenigstens,« setzte sie nach einer Pause hinzu, »will ich bloß eine tun.«

Sie schwieg und ihre Augen schauten fragend auf Leonard. Er

hatte bis jetzt mit stummer Teilnahme alles gehört, was gesprochen worden, jetzt aber mischte er in sanftem Tone sich ein und riet seinem Weibe, ein wenig zu warten, ehe sie wagte, etwas Weiteres zu sagen.

»Die Frage ist eine leicht zu beantwortende,« bemerkte Rosamunde in bittendem Tone. »Ich wünschte bloß zu hören, ob sie meine Botschaft erhalten – ob sie weiß, daß ich warte und mich sehne, sie zu sehen, sobald sie mich zu sich kommen lassen will.«

»Ja, ja,« sagte der alte Mann, indem er Rosamunde mit einem Ausdruck von Herzenserleichterung zunickte. »Diese Frage ist leicht, sogar noch leichter als Sie denken, denn sie führt mich stracks zu dem Anfange alles dessen, was ich zu sagen habe.«

Er war bis jetzt unruhig im Zimmer hin- und hergegangen, hatte sich bald niedergesetzt, bald war er wieder aufgestanden. Jetzt stellte er sich einen Stuhl mitten zwischen Rosamunden – die mit ihrem Kind in der Nähe des Fensters saß – und ihren Gatten, welcher das Sofa an dem andern Ende des Zimmers einnahm. In dieser Stellung, welche ihm erlaubte, sich ohne Mühe abwechselnd an Mr. und Mistreß Frankland zu wenden, erlangte er bald so viel Fassung, als er bedurfte, um sein Herz ohne Rückhalt dem Interesse seines Gegenstands zu widmen.

»Als das Schlimmste vorüber und vorbei war,« sagte er Rosamunden anredend, »als sie zuhören und ich sprechen konnte, waren die ersten Worte des Trostes, die ich zu ihr sagte, die, welche Sie mir aufgetragen hatten. Mit zweifelnden, furchtsamen Blicken sah sie mich unverwandt an.« ‚War ihr Gatte dabei und hörte er sie?‘ fragte sie. ‚Verriet seine Miene Zorn? Verriet sie Kummer? Veränderte sie sich auch nur im mindesten, als seine Gattin dir diese Worte auftrug?‘ und ich sagte: ‚Nein, sie veränderte sich nicht und sie verriet auch weder Zorn noch Kummer.‘ Dann sagte sie wieder: ‚Ist dadurch kein Zerwürfnis zwischen den jungen Eheleuten entstanden? Ist dadurch nicht die ganze Liebe und das Glück zertrümmert worden, welches sie aneinander fesselte?‘ Und wieder antwortete ich hierauf: ‚Nein, kein Zerwürfnis, keine Zertrümmerung. Sieh, ich will jetzt sogleich zu der guten Frau gehen und sie

hierherholen, damit sie mit eigenem Munde für ihren guten Gatten bürgen.« Während ich diese Worte spreche, fliegt über ihr ganzes Gesicht ein Blick – nein, nicht ein Blick – ein Licht, ein Sonnenstrahl. Bis ich eins zählen kann, dauert er; ehe ich zwei zählen kann, ist er verschwunden; das Gesicht ist wieder ganz finster, es wendet sich von dem Pfühle von mir ab und ich sehe wie die Hand, die auf der Bettdecke ruht, das Papier zu zerknittern beginnt. »Nun gut, ich will denn gehen und die gute Dame holen,« sage ich wieder. Aber sie sagte: »Nein, noch nicht. Ich darf sie nicht sehen. Ich wage nicht, sie eher zu sehen, als bis sie weiß – und hier stockt sie und die Hand zerknittert wieder das Papier und ganz leise sage ich zu ihr: »Was soll sie denn wissen?« und sie antwortete mir: »Etwas, was ich, ihre Mutter, ihr vor Scham nicht ins Gesicht sagen kann.« - und ich sage: »Nun denn, mein Kind! Dann sag es nicht – sag es gar nicht.« – Sie schüttelt den Kopf und ringt die Hände auf der Bettdecke. »Ich muß es sagen,« hebt sie dann wieder an. »Ich muß mein Herz von allem befreien, was so lange daran genagt, und wie sollte ich übrigens auch das Glück, welches ihr Anblick mir bereiten wird, in seinem ganzen Umfange fühlen, wenn mein Gewissen nicht *völlig* rein wäre?« – Dann schweigt sie eine Weile, hebt ihre beiden Hände auf und ruft laut: »O, wird Gottes Gnade mir nicht ein Mittel zeigen dies zu sagen, ohne daß ich mich vor meinen Kinde zu tief erniedrigen muß?« Und ich sage: »Still, still – es gibt ein Mittel. Sag es Onkel Joseph, der ja so gut wie dein Vater ist. Sag es Onkel Joseph, dessen kleiner Sohn in deinen Armen starb, dessen Tränen in jener längstentschwundenen Zeit des Kummers und der Trauer deine Hand trocknete. Sag es mir und ich will die Gefahr und die Schmach – wenn von einer solchen die Rede sein kann – des Wiedererzählens auf mich nehmen. Obschon ich keinen Fürsprecher habe, als mein weißes Haar – obschon ich keinen Beistand besitze, als mein Herz, welches keinen bösen Gedanken kennt - so will ich doch zu dieser guten und wahrheitliebenden Dame gehen, um die Bürde des Kummers ihrer Mutter ihr zu Füßen zu legen und, in meiner innersten Seele bin ich davon überzeugt, sie wird sich nicht abwenden.«

Er schwieg und sah Rosamunde an. Ihr Gesicht war über ihr Kind herabgeneigt, ihre Tränen trüffelten langsam eine nach der andern auf die Brust des kleinen weißen Kleidchens. Nachdem sie einen Augenblick gewartet, um sich zu sammeln, ehe sie sprach, reichte sie dem alten Manne ihre Hand und begegnete fest und dankbar dem Blick, den er auf sie heftete.

»O, fahren Sie fort!« sagte sie. »Lassen Sie mich Ihnen beweisen, daß Ihr edelmütiges Vertrauen auf mich nicht am unrechten Orte ist.«

»Das wußte ich gleich von Anfang an, so gewiß als ich es jetzt weiß,« sagte Onkel Joseph. »Und Sara, als ich mit ihr gesprochen hatte, wußte es auch. Sie schwieg ein wenig, sie weinte ein wenig, sie bog sich von ihrem Pfühl herüber und küßte mich hier auf meine Wange, während ich an ihrem Bett saß, und dann schaute sie zurück, zurück, zurück in ihrer Erinnerung, in die ferne Vergangenheit und sehr ruhig, sehr langsam, während ihre Augen in meine Augen schauten und ihre Hand so in der meinigen ruhte, sprach sie die Worte zu mir, die ich nun wieder zu Ihnen sprechen muß, die Sie heute hier sitzen, als ihr Richter, ehe Sie morgen als ihr Kind zu ihr gehen.«

»Nicht als ihr Richter,« sagte Rosamunde. »Ich kann, ich darf Sie nicht dies sagen hören.«

»Ich spreche Saras Worte, nicht die meinigen,« entgegnete der alte Mann ernst. »Warten Sie, ehe Sie mich auffordern, dieselben gegen andere zu vertauschen – warten Sie, bis Sie das Ende wissen.«

Er zog seinen Stuhl ein wenig näher zu Rosamunden, schwieg ein paar Minuten, um seine Erinnerungen zu ordnen und voneinander zu trennen. Dann hob er wieder an:

»Ebenso wie Sara mit mir begann,« sagte er, »so muß ich für meinen Teil auch anfangen. Ich will damit sagen, daß ich jetzt durch die Jahre der Vergangenheit hindurch bis auf die Zeit zurückgehe, wo meine Nicht in ihren ersten Dienst trat. Sie wissen, daß der Seekapitän, der brave, gute Treverton, eine Bühnenkünstlerin, oder, wie man gewöhnlicher sagt, eine Schauspielerin geheiratet hatte. Es

war eine große, schöne Frau, welche ein Leben, einen Geist und eine Willenskraft besaß, wie man nicht oft sieht – eine Frau von der Art, welche sagen kann: ‚Wir wollen dies oder das tun, wir wollen es tun trotz aller Bedenklichkeiten, trotz aller Hindernisse, trotz alles Widerstandes in der Welt.‘ Zu dieser Dame kommt also Sara, meine Nichte, als Zofe und war damals ein junges, hübsches, sanftes, freundliches und sehr schüchternes Mädchen. Aus der Zahl vieler andern, welche den Dienst begehren und dreistere, rüstigere und klügere Mädchen sind, wählt Mistreß Treverton nichtsdestoweniger meine Nichte Sara. Dies ist seltsam, noch seltsamer aber ist, daß Sara ihrerseits, nachdem sie ihre erste Furcht und Schüchternheit überwunden hat, von ganzem Herzen diese große, schöne Herrin lieben lernt, welche ein Leben, einen Geist und eine Willenskraft besitzt, wie man nicht oft sieht. Es ist das sonderbar, aber, da ich es aus Saras eigenem Munde weiß, wahr bis auf das letzte Wort.«

»Ohne Zweifel ist es wahr,« sagte Leonard. »Die meisten starken Zuneigungen in der Welt entstehen zwischen Personen, die einander unähnlich sind.«

»So begann das Leben, welche sie in jenem alten Hause Porthgenna führten, glücklich für alle,« fuhr der alte Mann fort. »Die Liebe, welche die Herrin für ihren Gemahl fühlte, war so groß, daß ihr Herz überfloß in Güte gegen jedermann, der in ihre Nähe kam und gegen Sara, ihre Zofe, mehr als gegen alle andern. Nur Sara durfte ihr vorlesen, für sie arbeiten, sie des Morgens und des Abends an- und des Nachts wieder auskleiden. Sie war gegen Sara, wenn die beiden in den langen Regentagen miteinander allein waren, vertraulich wie eine Schwester. Sie machte es sich in ihren vielen müßigen Stunden zum Vergnügen, das arme Landmädchen, welches noch niemals ein Theater gesehen, dadurch in Erstaunen zu setzen, daß sie schöne Kleider anzog, sich das Gesicht schminkte und alles sprach und tat, was sie in den Tagen vor ihrer Vermählung auf der Bühne gesagt und getan. Je größer Saras Erstaunen und Verwunderung über diese Deklamationen und Maskeraden war, desto mehr Vergnügen machte es ihr. – Ein Jahr lang hatte dieses ruhige, glückliche Leben in dem alten Schlosse

seinen Fortgang; glücklich war es für alle Dienstleute, noch glücklicher für den Herrn und die Herrin, bis auf den Mangel eines einzigen Gegenstandes, welcher das Ganze vollständig gemacht haben würde, eines einzigen kleinen Segens, auf den immer gehofft ward und welcher niemals kam – ich meine denselben Segen wie den in dem langen weißen Kleidchen, mit dem runden zarten Gesicht und den winzigen Ärmchen, den ich hier vor mir sehe.«

Er schwieg, um seiner Anspielung dadurch Nachdruck zu geben, daß er dem in Rosamundes Schoß liegenden Kinde zunicke und es anlächelte; dann fuhr er wieder fort:

»Als das neue Jahr heran kommt, bemerkt Sara an ihrer Herrin eine Veränderung. Der gute Seekapitän ist ein Mann, welcher Kinder liebt, und er sieht die kleinen Knaben und Mädchen seiner Freunde und Nachbarn gern in seinem Hause versammelt. Er spielt mit ihnen, er küßt sie, er macht ihnen Geschenke – er ist der beste Freund, den die kleinen Knaben und Mädchen jemals gehabt haben. Die Herrin, welche auch ihre beste Freundin sein sollte, sieht zu und sagt nichts. Sie sieht zu – zuweilen rot, zuweilen bleich; sie geht in ihr Zimmer, wo Sara für sie arbeitet, und geht hin und her und tadelt, und eines Tages macht sie ihrer üblen Laune in Worten Luft und sagt: ‚Warum habe ich kein Kind, welches mein Gatte lieben könnte? Warum muß er fortwährend die Kinder anderer Frauen küssen und mit ihnen spielen? Sie rauben seine Liebe für etwas, was nicht mein ist. Ich hasse diese Kinder und ihre Mütter dazu.‘ Es ist ihre Leidenschaft, welche jetzt spricht, aber sie spricht etwas, was trotzdem viel Wahres hat. Sie kann sich mit keiner dieser Mütter befreunden; die Damen, mit welchen sie freundschaftlichen Umgang pflegt, sind solche, die keine Kinder haben, oder solche, deren Kinder schon alle erwachsen sind. Sie meinen wohl, dies sei unrecht von der Herrin gewesen?«

Er stellte diese Frage an Rosamunde, welche nachdenklich mit der Hand des Knaben spielte, die in der ihren ruhte.

»Ich glaube, Mistreß Treverton war sehr zu bemitleiden,« antwortete sie, indem sie behutsam die Hand des Knaben an ihre Lippen drückte.

»Dann denke ich für meine Person dies auch,« sagte Onkel Joseph. »Zu bemitleiden? – Ja. Noch mehr zu bemitleiden ist sie einige Monate nachher, als immer noch kein Kind und auch keine Hoffnung auf ein solches da ist, und der gute Seekapitän eines Tages sagt: ‚Ich verroste hier, ich werde alt vor lauter Müßiggang; ich muß wieder zur See. Ich werde um ein Schiff ansuchen.‘ Und er sucht um ein Schiff an und man gibt es ihm und er geht fort auf seine Kreuzfahrten – mit zärtlichem Abschied von seiner Gattin, aber dennoch geht er. Und als er fort ist, kommt die Herrin wieder hinein, wo Sara für sie an einem schönen, neuen Kleide arbeitet und reißt es ihr weg und wirft es auf die Diele und dann alle die schönen Juwelen und Schmucksachen, die sie auf ihrem Tische liegen hat, noch darauf und stampft mit den Füßen und ruft im Übermaße ihres Jammers und ihrer Leidenschaft: ‚Alle diese schönen Sachen wollte ich darum geben und mein ganzes noch übriges Leben lang in Lumpen einhergehen, wenn ich ein Kind hätte. Ich verliere die Liebe meines Gatten; er wäre nie von mir fortgegangen, wenn ich ihm ein Kind geboren hätte!‘ Dann schaut sie in den Spiegel und sagt zwischen den Zähnen hindurch: ‚Ja, ja! Ich bin eine schöne Frau und mein Wuchs ist untadelhaft, aber dennoch wollte ich mit dem häßlichsten, verwachsensten Wesen der ganzen Schöpfung tauschen, wenn ich nur ein Kind hätte.‘ Und dann erzählt sie Sara, daß der Bruder des Kapitäns die allerschändlichsten Dinge von ihr gesprochen, weil sie Schauspielerin gewesen, und sie sagt: ‚Wenn ich kein Kind bekomme, wer anders wird dann die ganze Habe des Kapitäns erben, als dieser Schuft, dieser Schurke, den ich umbringen könnte!‘ Und dann weint und schreit sie wieder und sagt: ‚Ich verliere seine Liebe – ach, ich weiß es, ich weiß es – ich verliere seine Liebe!‘ – Und nichts, was Sara sagen kann, ist im Stande, sie auf andere Gedanken zu bringen. Und die Monate vergehen und der Seekapitän kommt zurück und noch immer nagt derselbe geheime Kummer an dem Herzen der Herrin und nagt und nagt, bis es nun das dritte Jahr ist nach ihrer Vermählung. Noch immer ist keine Hoffnung auf ein Kind da und abermals wird der Seekapitän des Lebens am Lande überdrüssig und macht wieder eine Reise – eine sehr lange Reise – diesmal weit, weit fort bis ans andere Ende der

Welt.«

Hier machte Onkel Joseph eine Pause und zögerte, wie es schien, weil er nicht recht wußte, wie er in seiner Erzählung fortfahren sollte. Bald jedoch schien sein Gemüt seiner Zweifel überhoben zu werden, sein Gesicht aber ward traurig und seine Stimme senkte sich tiefer, als er Rosamunden wieder anredete.

»Ich muß nun, wenn Sie erlauben,« sagte er, »von der Herrin hinweggehen und zu Sara meiner Nichte zurückkehren, und dabei auch ein Wort von einem Bergmann sprechen, der den cornischen Namen Polwheal führte. Es war dies ein junger Mann, der gut arbeitete und guten Lohn verdiente und in gutem Rufe stand. Er lebte mit seiner Mutter in dem kleinen Dorfe, welches in der Nähe des alten Schlosses liegt. Er sah Sara von Zeit zu Zeit und lernte großen Gefallen an ihr finden, ebenso wie sie an ihm. Das Ende davon war, daß sie einander die Ehe versprachen. Es geschah dies zufällig zu der Zeit, wo der Seekapitän von seiner ersten Reise wieder zurück war, und gerade, als er mit dem Gedanken umging, eine zweite anzutreten. Weder er noch seine Gattin hatten gegen Saras Heiratsprojekt das Mindeste einzuwenden, denn der Bergmann Polwheal verdiente schönes Geld und stand in gutem Rufe. Nur die Herrin sagte, daß Saras Verlust ihr sehr schmerzlich sein würde und Sara antwortete, es habe ja mit der Verwirklichung ihres Heiratsplans keine Eile. So vergehen die Wochen und der Seekapitän tritt wieder eine lange Reise an. Um dieselbe Zeit bemerkt die Herrin, daß Sara in ihrem Benehmen unruhig und verändert ist, und daß der Bergmann Polwheal fortwährend in der Nähe des Schlosses umherschleicht und sie sagt bei sich selbst: ‚So so; bin ich dieser Heirat zu sehr im Wege? Das soll um Saras willen nicht sein.‘ Und sie ruft eines Abends beide und spricht freundlich mit ihnen und befiehlt dem jungen Mann Polwheal den nächsten Morgen das Aufgebot zu bestellen. An diesem Abend hat er in dem Bergwerk von Porthgenna die Nachtschicht, oder muß, mit andern Worten, anfahren, nachdem die Stunden des Tages vorüber sind. Mit leichtem, freudigem Herzen steigt er hinab in die dunkle Tiefe. Als er wieder auf die Oberwelt heraufkommt, ist er nur noch eine Leiche,

welche heraufgezogen wird. Der Sturz einer Felsenwand hat seinem jungen Leben auf einmal ein Ende gemacht. Die Nachricht verbreitet sich blitzschnell überall. Ohne im mindesten darauf vorbereitet zu sein, muß auch meine Nichte sie hören. Als sie am Abend zuvor ihrem Bräutigam gute Nacht gesagt hatte, war sie ein junges, hübsches Mädchen; als sie sechs Wochen darauf von dem Krankenbett, auf welches die Todesbotschaft sie geworfen, wieder aufstand, war ihre Jugend dahin, ihr Haar war grau und in ihren Augen wohnte der scheue Blick, der sie seitdem nie wieder verlassen.«

Die einfachen Worte schilderten den Tod des Bergmanns und alles, was darauf gefolgt war, mit ergreifender Wahrheit. Rosamunde schauderte und sah ihren Gatten an.

»O Lenny,« murmelte sie, »die erste Nachricht von deiner Blindheit war für mich eine schwere Prüfung, aber was war sie gegen *dies!*«

»Schenken Sie ihr Ihr Mitleid,« sagte der alte Mann. »Schenken Sie ihr Ihr Mitleid um dessen willen, was sie damals litt. Schenken Sie ihr Ihr Mitleid wegen dessen, was später kam und was noch viel schlimmer war. – Es vergehen nach dem Tode des Bergmanns fünf, sechs, sieben Wochen und Sara leidet jetzt am Körper weniger, am Geiste aber desto mehr. Die Herrin, welche gegen sie gut und freundlich ist wie eine Schwester, findet allmählig in ihrem Gesicht etwas, was weder Schmerz, noch Furcht, noch Kummer verrät, etwas, was das Auge sehen, die Zunge aber nicht in Worte fassen kann. Sie sieht sie an und denkt nach und dann stiehlt sich in ihr Gemüt ein Zweifel, der sie vor sich selbst zittern macht, der sie endlich stracks in Saras Zimmer treibt, der sie veranlaßt, Sara durch und durch schauen zu wollen, bis in das innerste Herz hinein. ‚Du hast außer deinem Kummer um deinen verstorbenen Bräutigam noch etwas anderes auf dem Herzen‘, sagt sie und faßt Sara, ehe diese sich abwenden kann, bei beiden Armen und schaut ihr Stirn gegen Stirn mit neugierigen Augen, die sie prüfend zu durchbohren scheinen, ins Gesicht. ‚Der Bergmann Polwheal‘, sagt sie; ‚ich ahne etwas wegen dieses Bergmanns Polwheal! Sara, ich bin dir stets

mehr Freundin gewesen als Herrin. Als deine Freundin frage ich dich jetzt – sage mir die ganze Wahrheit.’

Die Frage wartet, aber es erfolgt keine Antwort! Sara sträubt sich bloß und will sich losmachen, aber ihre Herrin hält sie nur um so fester und sagt: ‚Ich weiß, daß ihr, du und der Bergmann Polwheal, einander die Ehe versprochen hattet. Ich weiß, daß er ein ehrlicher Mann war wie nur einer; ich weiß, daß er aus diesem Hause hier fortging, um das kirchliche Aufgebot für euch beide zu bestellen. Verschweige deine Geheimnisse vor der ganzen Welt, Sara, aber nur vor mir nicht. Sage mir die Wahrheit – sage sie mir in dieser Minute. Es gibt in dieser großen, weiten Welt so Manchen, der sich ein Mal vergessen hat und du –’. Ehe die Herrin weiter sprechen konnte, wirft Sara sich auf die Knie nieder und ruft, man solle sie gehen lassen, sie wolle sich irgendwo verbergen und sterben und man solle nie wieder etwas von ihr hören! Das war die ganze Antwort, die sie gab. Es war damals genug, um die Wahrheit zu erraten, es ist auch jetzt genug dazu.«

Er seufzte bitterlich und hörte eine kleine Weile auf zu sprechen. Keine Stimme brach das ehrerbietige Schweigen, welches auf seine letzten Worte folgte. Das einzige lebende Geräusch, welches sich in der Stille des Zimmers regte, war der leichte Atemzug des Kindes, welches schlafend in den Armen seiner Mutter lag.

»Das war die ganze Antwort,« wiederholte der alte Mann, »und die Herrin, welche dieselbe hörte, sagte eine Weile darauf nichts, schaut aber immer noch unverwandt in Saras Gesicht und wird dabei immer bleicher und bleicher – bleicher und bleicher, bis sie plötzlich zusammenfährt und mit einem Male und blitzschnell die röte in ihr Gesicht zurückkehrt. ‚Nein’, sagte sie flüsternd und nach der Türe schauend, ‚einmal deine Freundin, Sara, bleibe ich stets deine Freundin. Bleibe ruhig hier bei mir, sei verschwiegen, tue, was ich dir sage, und überlaß das Übrige mir.’ Und nachdem sie dies gesagt, dreht sie sich herum und fängt an, im Zimmer auf- und abzugehen – schneller, schneller, immer schneller, bis sie außer Atem ist. Dann reißt sie zornig in die Klingel und ruft laut zur Tür hinaus: ‚Mein Pferd – ich will ausreiten!’ Dann wendet sie sich zu Sara und sagt: ‚Mein

Reitkleid! – Fasse Mut, armes Wesen. Bei meinem Leben, bei meiner Ehre, ich rette dich! Mein Reitkleid, mein Reitkleid also! Ich muß einen wilden Ritt durchs Freie machen.’ Und sie geht in fieberhafter Aufregung hinaus und galoppiert und galoppiert bis das Pferd dampft und der Reitknecht, der hinter ihr herreitet, sich im Stillen fragt, ob sie den Verstand verloren habe. Als sie zurückkommt, ist sie, trotz dieses wütenden Rittes nicht müde. Den ganzen Abend darauf geht sie bald im Zimmer auf und ab, bald spielt sie wilde Melodien auf dem Piano. Als die Schlafenszeit kommt, hat sie keine Ruhe. Zwei, drei Mal in der Nacht erschreckt sie Sara, indem sie zu ihr in ihr Zimmer kommt, um zu sehen, wie sie sich befindet und indem sie immer und immer dieselben Worte sagt: ‚Bewahre dein Geheimnis, tue wie ich dir sage, und überlaß das Übrige mir.’ Am Morgen bleibt sie lange liegen, schläft, steht sehr bleich und ruhig auf und sagt zu Sara: ‚Kein Wort mehr zwischen und beiden über das, was gestern geschehen ist. Kein Wort, bis die Zeit kommt, wo du die Augen eines jeden Fremden fürchtest, der dich ansieht. Dann werde ich wieder sprechen. Bis dahin laß uns sein wie wir waren, ehe ich dir gestern die Frage vorlegte und ehe du die Wahrheit sagtest.’«

Hier machte der Onkel in seiner Erzählung abermals eine Pause und bemerkte erläuternd, sein Gedächtnis sei hier in Bezug auf eine Frage der Zeit nicht klar, während er doch in Bezug auf die Reihenfolge der Ereignisse, die er nun zu erzählen hätte, mit völliger Genauigkeit zu Werke zu gehen wünschte.

»Ach,« sagte er den Kopf schüttelnd, nachdem er sich vergebens bemüht, die verlorene Erinnerung zu verfolgen, »in diesem einen Falle muß ich gestehen, daß ich meiner Sache nicht ganz gewiß bin. Ob es zwei oder ob es drei Monate waren, nachdem die Herrin diese letzten Worte zu Sara gesprochen, weiß ich nicht – aber nach Verlauf dieser Zeit befiehlt sie eines Morgens ihren Wagen und fährt allein nach Truro. Am Abend kommt sie mit zwei großen flachen Körben zurück. Auf dem Deckel des einen befindet sich eine Karte und auf dieser stehen die Buchstaben ‚S.L.'. Auf dem Deckel des andern befindet sich ebenfalls eine Karte und auf dieser stehen die

Buchstaben ‚R.T.‘. Die Körbe werden in das Zimmer der Herrin getragen und dann wird Sara gerufen und die Herrin sagt zu ihr: ‚Öffne den Korb, auf welchem die Buchstaben S.L. stehen, denn dies sind die Anfangsbuchstaben deines Namens und die Sachen darin sind dein.‘ In diesem Korb nun befindet sich erstens eine Schachtel mit einem prachtvollen schwarzen Spitzenhut, dann ein schöner dunkler Shawl, dann schwarzes Seidenzeug von der besten Art, soviel als zu einem Kleide nötig ist, dann Leinwand und Stoff zu Unterkleidern – alles von der feinsten Art. ‚Mache dir diese Kleider fertig‘, sagte die Herrin. ‚Du bist viel kleiner als ich und neue Kleider für dich zu fertigen wird weniger mühsam sein, als alte Kleider von mir so umzuändern, daß sie dir passen.‘ – Sara sagt auf alles dies ganz erstaunt: ‚Was soll das?‘ – Und die Herrin antwortet: ‚Ich mag keine Fragen mehr. Bedenke, was ich sagte. Bewahre dein Geheimnis und überlaß das Übrige mir!‘ – Und somit geht sie aus und läßt Sara bei ihrer Arbeit und das Nächste, was sie tut, ist, daß sie den Arzt holen läßt. Er fragt, was ihr fehle und bekommt zur Antwort, es sei ihr so sonderbar zu Mute, daß sie es selbst nicht schildern könne und sie glaube, die weiche Luft von Cornwall mache sie schwach und kraftlos. Die Tage vergehen und der Arzt kommt und geht und mag er sagen was er will, so sind die beiden Antworten die einzigen, die er bekommen kann. Während dieser ganzen Zeit sitzt Sara fleißig über ihrer Arbeit und als sie fertig ist, sagt die Herrin: ‚Nun zu dem andern Korb, auf dem die Buchstaben R.T. stehen, denn dies sind die Anfangsbuchstaben meines Namens und die Sachen in diesem Korb sind mein!‘ Es befindet sich darin erstens eine Schachtel mit einem gewöhnlichen schwarzen Strohhut, dann ein grober dunkler Shawl, dann ein Kleid von gutem, aber gewöhnlichem schwarzem Stoff, dann Leinwand und Stoffe zu Unterkleidern, ebenfalls von nur ordinärer Gattung. ‚Alles dies mach für *mich* fertig. Frage nicht. Du hast stets getan was ich dir gesagt – tue es auch jetzt – oder du bist verloren.‘

Als die Kleider fertig sind, probiert sie dieselben an, betrachtet sich im Spiegel und lacht auf eine Weise, welche ganz seltsam und unheimlich anzuhören ist. – ‚Sehe ich nicht aus wie eine hübsche,

dralle, muntere Zofe?’ sagte sie. ‚Ha, wie oft habe ich die Rolle einer solchen auf dem Theater gespielt!’ – Und dann zieht sie die Kleider wieder aus und befiehlt Sara, sie sofort in einen Koffer und dann die Sachen, die sie für sich selbst gefertigt, in einem zweiten zusammenzupacken. ‚Der Doktor befiehlt mir, dieses feuchte Klima von Cornwall zu verlassen und an einen Ort zu gehen, wo die Luft frisch, trocken und belebend ist’, sagt sie und lacht so laut, daß das Zimmer davon widerhallt. Gleichzeitig beginnt Sara einzupacken, und nimmt einige Nippsächelchen vom Tische und unter denselben auch eine Brosche, auf welcher sich das Bildnis des Seekapitäns befindet. Die Herrin sieht dies, wird leichenblaß, zittert an allen Gliedern, reißt ihr die Brosche aus den Händen und schließt sie rasch in ein Schränkchen, als ob der Anblick dieses Gegenstandes sie beunruhigte. ‚Das werde ich dalassen’, sagt sie, dreht sich auf dem Absatz herum und verläßt rasch das Zimmer. – Sie erraten wohl nun was für ein Plan es war, den Mistreß Treverton in Ausführung zu bringen gedachte?«

Diese Frage richtete Onkel Joseph erst an Rosamunde und dann nochmals an Leonard. Beide antworteten bejahend und ersuchten ihn, weiter zu erzählen.

»Sie erraten es?« sagte er. »Sara erriet es damals nicht. Der Jammer, der ihr eigenes Herz erfüllte, und die seltsamen Worte ihrer Herrin verwirrten alle ihre Gedanken. Nichtsdestoweniger tat sie, wie immer, alles, was ihre Herrin ihr befahl, und nach einigen Tagen fuhren die beiden ganz allein miteinander von dem Schloß Porthgenna fort. – Die Herrin sagt kein Wort, bis sie an das Ziel der ersten Tagesreise gelangt sind und unter fremden Leuten in einem Gasthause übernachten. Dann endlich sagt sie: ‚Morgen früh, Sara, legst du die gute Wäsche und die guten Kleider an, behältst aber den ordinären Hut und Shawl, bis wir wieder im Wagen sitzen. Ich werde die grobe Wäsche und das grobe Kleid anlegen und den guten Hut und Shawl behalten. So werden wir an den Leuten des Gasthauses vorbei nach unserm Wagen gehen ohne Gefahr zu laufen, durch den Wechsel unserer Kleider große Verwunderung zu erregen. Wenn wir wieder draußen unterwegs sind, können wir die

Hüte und Shawls im Wagen wechseln und dann – ist die Sache gemacht. Du bist die verheiratete Dame Mistreß Treverton und ich bin Sara Leeson, die Zofe, die dich bedient!’ Bei diesen Worten fängt Sara endlich an zu ahnen, was dies alles bedeuten soll. Sie zittert vor Furcht und Angst und kann weiter nichts sagen, als: ‚O Herrin, ums Himmels willen, was wollen Sie tun?’ – ‚Ich will’, antwortete die Herrin, ‚dich, meine treue Dienerin, vor Schande und Verderben retten; ich will verhindern, daß das Vermögen des Kapitäns jenem nichtswürdigen Schurken, seinem Bruder, der mich so verleumdet hat, zufalle, und drittens und hauptsächlich will ich meinen Gatten abhalten, wieder zur See zu gehen, indem ich ihm Grund gebe, mich zu lieben, wie er mich noch nie geliebt. Muß ich noch mehr sagen, du armes gebeugtes, ängstliches Geschöpf – oder ist es genug so?’ – Sara kann weiter nichts antworten, als daß sie bittere Tränen weint und mit matter Stimme ‚Ja’ sagt. – ‚Zweifelst du’, sagt die Herrin und packt sie beim Arme und schaut ihr mit ihren wilden Augen ins Gesicht, ‚zweifelst du, was besser ist, dich verlassen, entehrt und ruiniert in der Welt dastehen zu sehen, oder dich vor Schande zu retten und mich dir für dein ganzes Leben zur Freundin zu machen? Du schwaches, kindisches Geschöpf, wenn du zu keinem Entschluß kommen kannst, so muß es durch mich geschehen. Wie ich will, so soll es werden. Morgen und übermorgen und die folgenden Tage reisen wir immer weiter und weiter dahin, wo, wie mein guter Narr von Doktor sagt, die Luft erfrischend und belebend ist – immer weiter nach Norden, wo niemand mich kennt oder meinen Namen gehört hat. Ich, die Zofe, werde das Gerücht verbreiten, du, die Herrin seiest von schwächlicher Gesundheit. Kein fremdes Auge soll dich sehen, als das des Arztes und der Wärterin, wenn die Zeit, sie zu rufen, da sein wird. Wer dieselben sein werden, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß beide unserm Zwecke dienen werden, ohne denselben zu ahnen, und wenn wir nach Cornwall zurückkommen, wird das Geheimnis zwischen und beiden keiner dritten Person anvertraut worden sein, sondern ein totes, tiefes Geheimnis bleiben bis ans Ende der Welt.’ – Mit der ganzen Kraft ihres Willens, in der Stille der Nacht und in dem Hause von Fremdlingen spricht sie diese Worte zu dem furchtsamsten, hilflosesten, gebeugtesten Wesen.

Was brauchte ich weiter zu sagen. In dieser Nacht beugte Sara ihre Schultern zum ersten Male unter die Last, die mit jedem Jahre immer drückender und schwerer ward.«

»Wie viele Tage waren sie unterwegs nach dem Norden?« fragte Rosamunde begierig. »Wo endete die Reise? In England oder in Schottland?«

»In England,« antwortete Onkel Joseph. »Der Name des Ortes ist mir jedoch wieder entfallen – meine deutsche Zunge vermochte ihn nicht gut auszusprechen. Es war eine kleine Stadt an der Küste des Meeres – des Meeres, welches zwischen meinem Vaterlande und dem Ihrigen wogt. Hier machten sie Halt und hier warteten sie, bis es Zeit ward, den Arzt und die Wärterin herbeizurufen. Und wie Mistreß Treverton gesagt hatte, daß es sein sollte, so war es auch vom Ersten bis zum Letzten. Der Arzt und die Wärterin und die Leute des Hauses waren alle fremd und glauben bis auf den heutigen Tag, wenn sie noch leben, Sara sei die Gattin des Seekapitäns und Mistreß Treverton ihre Dienerin gewesen. Erst als sie mit dem Kinde den größten Teil des Heimwegs zurückgelegt hatten, wechselten die Beiden wieder die Kleider und nahmen jede die ihr gebührende Stelle ein. Der erste Freund in Porthgenna, den die Herrin rufen läßt, um ihm das Kind zu zeigen, ist der andere Arzt, der dort wohnt. - ‚Wußten Sie, was mir fehlte, als Sie mich fortschickten, um andere Luft zu atmen?‘ sagt sie und lacht. – Und der Doktor lacht auch und sagt: ‚Ei, versteht sich! Ich war jedoch zu vorsichtig, um mich deutlicher auszusprechen, denn in einer so frühen Periode dieses Zustandes kann man sich sehr leicht irren. Und Sie fanden also, daß die trockene Luft Ihnen gut bekam und blieben dort?‘ sagt er. ‚Das haben Sie recht gemacht, denn es ist gut für Sie gewesen und auch für das Kind.‘ Und der Doktor lacht wieder und die Herrin mit ihm und Sara, welche daneben steht und alles mit anhört, glaubt, es müsse ihr vor Jammer, Entsetzen und Scham über diesen Betrug das Herz brechen. Als der Doktor fort ist, sinkt sie auf die Knie nieder und bittet ihre Herrin mit heißen Tränen, zu bereuen und sie mit dem Kinde von Porthgenna fortzuschicken, damit man nie wieder von ihr höre. Die Herrin mit ihrem tyrannischen Willen antwortet nur vier

Worte: ‚Es ist zu spät!‘ – Fünf Wochen darauf kommt der Seekapitän zurück und das ‚zu spät‘ ist eine Wahrheit, welche durch keine Reue mehr geändert werden kann. Die schlaue Hand der Herrin, welche den Betrug von Anfang an geleitet, leitet ihn auch bis ans Ende – leitet ihn so, daß der Kapitän aus Liebe zu ihr und dem Kinde nicht wieder zur See geht – leitet ihn bis zu der Zeit, wo sie sich auf ihr Bett niederlegt, um zu sterben, und die ganze Last des Geheimnisses und die ganze Schuld des Geständnisses Sara überläßt – Sara, welche unter der Tyrannei dieses Willens fünf lange Jahre als Fremde für ihr eigenes Kind in dem Hause gelebt hat.«

»Fünf Jahre!« murmelte Rosamunde, indem sie ihren Kleinen sanft in ihren Armen emporhob, bis sein Gesicht das ihrige berührte. »O mein Gott, fünf lange Jahre war sie ein Fremdling für das Blut ihres Blutes, für das Herz ihres Herzens!«

»Und auch alle Jahre nachher,« sagte der alte Mann. »Die so einsamen Jahre unter Fremdlingen, ohne daß sie das Kind, welches heranwuchs, ein einziges Mal zu sehen bekommen hätte, ohne ein Herz, welchem sie die Geschichte ihres Kummers hätte anvertrauen können – selbst dem meinigen konnte sie es nicht. ‚Es wäre aber‘, sagte ich zu ihr, als sie nicht mehr sprechen konnte und ihr Gesicht wieder auf dem Pfühle herumdrehte, ‚es wäre aber tausend Mal besser gewesen, mein Kind, wenn du das Geheimnis gestanden hättest.‘ – ‚Wie konnte ich es gestehen?‘ sagte sie. ‚Sollte ich es dem Herrn erzählen, der mir so viel Vertrauen geschenkt? Sollte ich es später der Tochter erzählen, deren Geburt schon ein Vorwurf für mich war? Konnte sie die Geschichte der Schande ihrer Mutter von den Lippen ihrer Mutter erzählen hören? Wie wird sie dieselbe jetzt anhören, Onkel Joseph, wenn sie dieselbe von *dir* hört? Bedenke den hohen Rang, den sie bis jetzt im Leben eingenommen! Wie kann sie mir verzeihen? Wie kann sie jemals mit Güte und Liebe auf mich herabblicken?‘«

»Aber,« rief Rosamunde ihn unterbrechend, »Sie haben sie doch nicht mit diesen Gedanken in ihrem Herzen verlassen?«

Onkel Josephs Haupt sank auf seine Brust herab.

»Was hätte ich wohl dagegen sagen können?« fragte er traurig.

»O, Lenny, hörst du das? Ich muß dich verlassen! Ich muß unsern Kleinen verlassen! Ich muß zu ihr gehen, oder diese letzten Worte brechen mir das Herz.«

Unaufhaltsame Tränen entströmten, indem sie dies sagte, ihren Augen und sie erhob sich mit dem Kind auf den Armen hastig von ihrem Sitz.

»Heute Abend nicht,« sagte Onkel Joseph. »Als ich von ihr fortging, sagte sie zu mir: ‚Heute Abend kann ich nichts mehr ertragen. Laß mir Zeit bis morgen, um so viel Kräfte zu sammeln als möglich.‘«

»Nun, dann gehen Sie selbst wieder hin,« rief Rosamunde; »gehen Sie, um Gottes willen, ohne einen Augenblick zu versäumen und reden Sie ihr zu, damit sie von mir denke, wie sie soll. Erzählen Sie ihr wie ich Ihnen zugehört habe, während mein Kind schlafend an meiner Brust gelegen – erzählen Sie ihr – doch nein, Worte sind zu kalt! – Kommen Sie her, kommen Sie her, Onkel Joseph! – ich werde Sie nun stets so nennen – kommen Sie her und küssen Sie mein Kind – *ihren* Enkel! Küssen Sie ihn auf diese Wange, weil dieselbe meinem Herzen am nächsten gelegen. Und gehen Sie wieder zu ihr, freundlicher und lieber alter Mann- gehen Sie wieder an ihr Bett und sagen Sie weiter nichts, als daß ich *ihr* diesen Kuß sende!«

---

## Achtes Kapitel

### *Das Ende des Tages*

Die Nacht verging endlich mit ihren schlaflosen, unruhigen Stunden und der Morgen tagte hoffnungsvoll, denn er versprach, Rosamundes Ungewißheit ein Ende zu machen.

Das erste Ereignis des Tages war die Ankunft des Anwalts, Mr. Nixon, welcher am Abend vorher ein auf Leonards Wunsch geschriebenes Briefchen erhalten, durch welches er zum Frühstück eingeladen ward. Ehe der Anwalt sich wieder entfernte, hatte er mit Mr. und Mistreß Frankland alle vorläufigen Arrangements besprochen, welche notwendig waren, um die Rückerstattung der Kaufsumme für Porthgenna Tower zu bewirken, und einen Boten mit einem Briefe nach Bayswater abgesendet, in welchem er seine Absicht meldete, Andrew Treverton diesen Nachmittag zu besuchen, um mit ihm in einer wichtigen Angelegenheit hinsichtlich des persönlichen Besitztums seines verstorbenen Bruders zu sprechen.

Gegen Mittag fand Onkel Joseph sich wieder in dem Hotel ein, um Rosamunde abzuholen und nach dem Hause zu führen, in welchem ihre kranke Mutter lag.

Er kam in der heitersten Laune und erzählte von der wunderbaren Besserung, die in Folge der liebevollen Botschaft, welche er seiner Nichte am vorigen Abend überbracht, in dem Befinden derselben eingetreten sei. Er erklärte, sie sähe mit einem Male glücklicher, kräftiger und jünger aus. Sie habe seit langen Jahren wieder einmal die ganze Nacht ruhig und fest geschlafen, und die wohltätige Einwirkung dieses Umstandes sei vor kaum einer Stunde durch den Arzt selbst anerkannt worden.

Rosamunde hörte dies nachdenklich an, aber ihre Aufmerksamkeit war zerstreut, ihr Gemüt unruhig.

Als sie von ihrem Gatten Abschied genommen und sich mit Onkel

Joseph draußen auf der Straße befand, hatte die Aussicht auf die bevorstehende Begegnung mit ihrer Mutter etwas, was trotz ihrer Bemühungen, diesem Gefühle zu widerstreben, sie fast verzagt machte.

Wäre es ihnen möglich gewesen, einander zu begegnen und sich zu erkennen, ohne Zeit gehabt zu haben, was auf einer oder der andern Seite zuerst gesagt oder getan werden müsse, so wäre dann die Zusammenkunft nichts weiter gewesen als die natürliche Folge der Entdeckung des Geheimnisses.

So aber äußerte die zweifelnde, traurige Geschichte der Vergangenheit, welche die Leere des Tages der Ungewißheit ausgefüllt, auf Rosamundes sanguinisches Temperament eine ungemein niederdrückende Wirkung. Ohne in ihrem Herzen gegen ihre Mutter einen Gedanken zu haben, der nicht zärtlich, mitleidig und aufrichtig gewesen wäre, fühlte sie jetzt nichtsdestoweniger ein unbestimmtes Gefühl von Verlegenheit, welches, je näher sie und der alte Mann dem Ziele ihrer kurzen Wanderung kamen, bis zu wirklicher Unbehaglichkeit anstieg.

Als sie endlich an der Tür des Hauses standen, war sie sich zu ihrem eigenen Abscheu bewußt, daß sie überlegte, welche Worte sie wohl zuerst zu sprechen, was sie wohl zuerst zu tun habe – gerade als ob sie in Begriff gestanden hätte, eine gänzlich fremde Person zu besuchen, deren günstige Meinung sie zu gewinnen wünsche und deren Bereitwilligkeit, ihr einen herzlichen Empfang angedeihen zu lassen, ein Gegenstand des Zweifels sei.

Die erste Person, welche sie, nachdem die Tür geöffnet worden, sahen, war der Arzt. Er kam aus einem kleinen leeren Zimmer am Ende der Hausflur auf sie zu und bat um Erlaubnis, mit Mistreß Frankland einige Minuten zu sprechen.

Onkel Joseph ließ Rosamunde demgemäß bei dem Arzt und ging mit einer Flinkheit, um welche ihn Mancher, der halb so alt gewesen wäre wie er, beneidet haben würde, die Treppe hinauf, um seiner Nichte die Ankunft ihrer Tochter zu melden.

»Geht es schlimmer mit ihr? Kann mein Anblick ihr Gefahr bringen?« fragte Rosamunde, während der Arzt sie in das leere

Zimmer führte.

»Ganz im Gegenteil,« entgegnete er. »Sie ist diesen Morgen um vieles besser und diese Besserung hat, wie ich finde, ihren Grund hauptsächlich in dem beruhigenden und erheiternden Einfluß, den die Botschaft auf sie geäußert, welche sie gestern Abend von Ihnen erhalten hat. Diese Entdeckung ließ mich eben wünschen, mit Ihnen über ein gewisses Symptom des geistigen Zustandes meiner Patientin zu sprechen, ein Symptom, welches mich, als ich es zuerst entdeckte, überraschte und beunruhigte und mir seit dieser Zeit fortwährend großes Kopfzerbrechens verursacht hat. Meine Patientin leidet – um die Sache kurz und in den einfachsten Worten klar zu machen – an einer Sinnestäuschung von sehr außerordentlicher Art und welche, so weit meine Beobachtung reicht, sie gewöhnlich gegen das Ende des Tages bei Eintritt der Dämmerung heimsucht. Es ist dann in ihren Augen ein Ausdruck wahrzunehmen, als ob sie glaubte, es sei plötzlich jemand ins Zimmer getreten. Sie blickt und spricht dann in den leeren Raum hinein, gerade wie wir jemanden ansehen und anreden würden, der wirklich vor uns stünde und uns zuhörte. Der alte Mann, ihr Onkel, erzählt mir, er habe dies zuerst bemerkt, als sie vor einiger Zeit ihn besucht habe – ich glaube, er sagte, es sei in Cornwall gewesen. Sie sprach damals mit ihm über ihre Privatangelegenheiten, als sie plötzlich – es war in der Dämmerung – schwieg, dann eine Frage über das alte Thema des Aberglaubens hinsichtlich des Wiedererscheinens verstorbener Personen aufwarf, nach einer dunkeln Ecke des Zimmers blickte und nach dieser hin zu sprechen begann, gerade so wie ich sie hier in ihrem Zimmer blicken gesehen und sprechen gehört habe. Ob sie sich einbildet, daß sie von einer gespenstischen Erscheinung verfolgt werde, oder daß eine lebende Person zu gewissen Zeiten ihr Zimmer betrete – dies weiß ich nicht und der alte Mann, ihr Onkel, kann mir auch nichts sagen, was mir die Wahrheit erraten helfen könnte. Könnten Sie mir vielleicht einigen Aufschluß hierüber geben?«

»Nein, denn ich höre es zum ersten Male,« antwortete Rosamunde, indem sie den Arzt mit einem Blick des Erstaunens und

der Unruhe ansah.

»Vielleicht,« fuhr er fort, »ist sie gegen Sie mitteilbarer als gegen mich. Wenn Sie es vielleicht einrichten können, daß Sie heute oder morgen zur Zeit der Abenddämmerung an ihrem Bett sind und wenn Sie glauben, daß Sie nicht selbst dadurch erschreckt werden, so wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie sie sehen und hören könnten, während sie sich unter dem Einfluß dieser Sinnestäuschung befindet. Vergebens habe ich mich bemüht, während dieser Zeit ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken oder sie zu bewegen, später davon zu sprechen. Sie besitzen augenscheinlich eine bedeutende Einwirkung auf sie und deshalb wäre es leicht möglich, daß Ihnen etwas gelänge, was mir bis jetzt nicht hat gelingen wollen. Bei dem Zustande der Kranken lege ich großes Gewicht darauf, daß ihr Gemüt von allem befreit werde, was dasselbe umwölkt und bedrückt, ganz besonders aber von einer so ernsten Störung, wie die von mir soeben beschriebene ist. Gelingen es Ihnen, dieselbe zu bekämpfen, so würden Sie der Kranken den größten Dienst leisten und meine Bemühungen, ihrer Gesundheit wieder aufzuhelfen, wesentlich unterstützen. Sind Sie vielleicht geneigt, einen derartigen Versuch zu machen?«

Rosamunde versprach sowohl dies, als auch alles Andere zu tun, was zum Wohle der Patientin dienen könne.

Der Arzt dankte ihr und ging dann voran wieder in die Hausflur. Onkel Joseph kam, eben als sie aus dem Zimmer traten, die Treppe herunter.

»Sie ist bereit und sehnt sich, Sie zu sehen,« flüsterte er Rosamunden ins Ohr.

»Ich brauche Ihnen wohl nicht erst nochmals zu sagen, wie dringend notwendig es ist, die Kranke bei möglichst ruhiger Gemütsstimmung zu erhalten,« sagte der Arzt, indem er sich verabschiedete. »Es ist – wie ich Ihnen auf mein Wort versichere – keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ihr Leben davon abhängt.«

Rosamunde verneigte sich schweigend und folgte dann ebenso schweigend dem alten Mann die Treppe hinauf.

An der Tür eines Hinterzimmers der zweiten Etage blieb Onkel

Joseph stehen.

»Hier ist sie,« flüsterte er hastig. »Ich will Sie allein hineingehen lassen, denn es ist am besten, wenn in dem ersten Augenblick niemand weiter zugegen ist. Ich werde mittlerweile ein wenig in dem schönen warmen Sonnenschein auf der Straße hin und her gehen, an Sie beide denken und nach einer Weile wiederkommen. Gehen Sie hinein und der Segen und die Gnade Gottes seien mit Ihnen.«

Er drückte ihre Hand an seine Lippen und ging dann rasch wieder die Treppe hinunter.

Rosamunde stand nun allein vor der Tür. Ein augenblickliches Zitter schüttelte sie an allen Gliedern, als sie die Hand ausstreckte, um anzupochen. Dieselbe sanfte, wohlklingende Stimme, welche sie das letzte Mal in ihrem Schlafzimmer zu West Winston gehört, antwortete ihr jetzt.

So wie dieser Ton an Rosamundes Ohr schlug, stahl sich ein Gedanke an ihr Kind in ihr Herz und beschwichtigte das stürmische Pulsieren desselben. Sie öffnete nun ohne Weiteres die Tür und ging.

Weder das Aussehen des Zimmers im Innern, noch die Aussicht vom Fenster, weder die charakteristischen Zierden des Zimmers, noch die hauptsächlichsten Möbel desselben – mit einem Worte, keiner der Gegenstände, der zu andern Zeiten ihren raschen Beobachtungssinn gefesselt haben würde, machte jetzt irgend welchen Eindruck darauf.

Von dem Augenblick an, wo sie die Tür öffnete, sah sie nichts als die Pfühle des Betts, das darauf liegende Haupt und das ihr zugewendete Gesicht. Als sie die Schwelle überschritt, änderte sich der Ausdruck dieses Gesichts. Die Augenlider senkten sich ein wenig und die bleichen Wangen wurden plötzlich von brennender Röte übergossen.

Schämte sich ihre Mutter, sie anzusehen?

Schon dieser Zweifel reichte hin, um Rosamunden augenblicklich von dem Selbstmißtrauen, der Verlegenheit und dem Zögern in Bezug auf die Wahl ihrer Worte, welches ihren edelmütigen Impuls bis zu diesem Moment gefesselt, zu befreien. Sie eilte an das Bett,

hob die abgezehrte, zurückbebende Gestalt in ihren Armen empor und legte das arme müde Haupt sanft an ihre warme junge Brust.

»Endlich komme ich, Mutter, um nun *Deine* Wärterin zu sein,« sagte sie. Das Herz ward ihr zu voll, so wie ihr Mund diese einfachen Worte stammelte – ihre Augen flossen über – sie konnte nichts weiter sagen.

»Weine nicht!« murmelte die schwache, wohl lautende Stimme schüchtern. »Ich habe nicht das Recht, dich hierher zu rufen und dir das Herz schwer zu machen. Weine nicht! Weine nicht!«

»O still! Still! Wenn du so zu mir sprichst, so kann ich weiter nichts tun als weinen“, sagte Rosamunde. »Laß uns vergessen, daß wir jemals getrennt gewesen sind – nenne mich bei meinem Namen – sprich mit mir, wie ich mit meinem eigenen Kinde sprechen werde, wenn Gott mir die Gnade schenkt, es heranwachsen zu sehen. Nenne mich Rosamunde und – bitte, bitte – sage mir, daß ich etwas für dich tun soll.«

Mit diesen Worten riß sie leidenschaftlich die Bänder ihres Hutes auseinander und warf ihn von sich auf den nächsten Stuhl.

»Sieh,« fuhr sie fort, »da steht ein Glas Limonade auf dem Tische. Sag: ‚Rosamunde, bring mir meine Limonade!‘ Sag es in ganz gewöhnlichem Ton, Mutter. Sag, als ob du wüßtest, daß ich verbunden bin, dir zu gehorchen.«

Die Kranke sprach die Worte nach, obschon noch in etwas unsicherm Tone – sie sprach sie mit einem wehmütigen, verwunderten Lächeln und mit einem Verweilen der Stimme auf dem Namen Rosamunde, als ob es ihr einen Hochgenuß gewähre, denselben auszusprechen.

»Du hast mich durch jene Botschaft und durch den Kuß, den du mir von deinem Kinde schicktest, so glücklich gemacht,« sagte sie, als Rosamunde ihr die Limonade gegeben und wieder ruhig an dem Bett Platz genommen hatte. »Es war dies eine so freundliche Art und Weise, mir zu sagen, daß du mir verziehest! Es gab mir den Mut, dessen ich bedurfte, um mit dir so zu sprechen, wie ich jetzt spreche. Es ist möglich, daß meine Krankheit mich verändert hat, aber ich fühle mich jetzt nicht furchtsam und fremd in deiner Nähe,

wie ich glaubte, daß es bei unserer ersten Begegnung, nachdem du das Geheimnis erfahren, der Fall sein würde. Ich glaube, ich werde bald wohl genug sein, um deinen Kleinen zu sehen. Sieht er dir ähnlich? Wenn dem so ist, so muß er –«

Sie stockte.

»Doch,« setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, »das kann ich wohl denken, aber ich tue besser, wenn ich nicht davon spreche, sonst weine ich auch, und ich möchte nun gern mit Gram und Kummer fertig sein.«

Während sie diese Worte sprach, ruhten ihre Augen mit liebender Innigkeit auf den Zügen ihrer Tochter, der alte Instinkt der Sauberkeit war aber in ihren schwachen, abgezehrten Fingern immer noch unwillkürlich tätig. Rosamunde hatte nur erst die Minute zuvor ihre Handschuhe vor sich auf das Bett geworfen und schon hatte ihre Mutter dieselben ergriffen, strich sie sorgfältig glatt und faltete sie, während sie sprach, zierlich zusammen.

»Nenne mich noch einmal Mutter,« sagte sie, als Rosamunde ihr die Handschuhe abnahm und ihr durch einen Kuß für das Zusammenfalten derselben dankte.

»Noch niemals habe ich dich Mutter nennen hören bis jetzt – niemals von dem Tage an, wo du geboren wurdest, bis jetzt.«

Rosamunde unterdrückte die Tränen, welche ihr in die Augen traten, und wiederholte das Wort.

»Ich begehre kein größeres Glück als hier zu liegen und dich anzusehen und dich dies sagen zu hören. Gibt es wohl noch ein weibliches Wesen in der Welt, welches ein so schönes und gutes Gesicht hat wie das deinige?«

Sie schwieg und lächelte matt.

»Ich kann,« fuhr sie dann fort, »diese holden rosigen Lippen jetzt nicht ansehen, ohne daran zu denken, wie viel Küsse sie mir schuldig sind.«

»Hättest du doch diese Schuld schon längst bezahlen lassen,« sagte Rosamunde, indem sie die Hand ihrer Mutter ergriff, wie sie die ihre Kindes ergriff und sie auf ihren Hals legte. »Hättest du doch

gleich das erste Mal, als wir uns sahen und du kamst um mich zu pflegen, alles gesagt. Mit welchem Kummer habe ich oft an jenen Tag gedacht! O, Mutter, habe ich dich in meiner Unwissenheit bekümmert? Hast du weinen müssen, wenn du später an mich dachtest?«

»Bekümmert, sagst du, Rosamunde? Mein ganzer Kummer ist nur durch mich selbst, aber nicht durch dich herbeigeführt worden. ‚Sei nicht hart gegen sie‘ – erinnerst du dich noch dieser Worte? Als ich verdienstermaßen fortgeschickt werden sollte, weil ich dich erschreckt hatte, sagtest du zu deinem Gatten: ‚Sei nicht hart gegen sie.‘ Nur fünf Worte waren es – aber o, welch ein Trost war es später für mich, zu bedenken, daß du dies gesagt hattest! Ich wollte dich gern küssen, Rosamunde, als ich dir das Haar bürstete; es kostete mir einen so schweren Kampf, nicht laut zu schluchzen, als ich dich hinter den Bettvorhängen deinem Kleinen gute Nacht wünschen hörte. Das Herz trat mir gleichsam in den Munde und erstickte meine Worte. Ich nahm deine Partie, als ich später zu meiner Herrin zurückkehrte. Ich wollte nicht zugeben, daß sie auch nur ein einziges unfreundliches Wort über dich äußerte. Ich hätte hundert Herrinnen ins Gesicht schauen und ihnen allen widersprechen können. O nein, nein! Du hast mich niemals bekümmert. Meinen bittersten Trennungskummer erfuhr ich vor vielen Jahren, ehe ich in West Winston zu dir kam, um dich zu pflegen. Es war dies damals, als ich meinen Dienst in Porthgenna verließ – als ich mich an jenem furchtbaren Morgen in die Kinderstube stahl und dich mit deinen kleinen Armen den Hals meines Herrn umschlungen halten sah. In einer deiner Hände hieltst du die Puppe, welche du mit zu Bett genommen hattest, und dein Kopf ruhte an der Brust des Kapitäns, gerade so wie der meinige jetzt – o welch ein Glück, Rosamunde! – an der deinigen ruht. Ich hörte die letzten Worte, die er zu dir sprach, Worte, die du damals noch zu jung warst zu verstehen und zu behalten. ‚Still, liebe Rose‘, sagte er. ‚Weine nicht mehr um die arme Mama, denke an den armen Papa und bemühe dich, ihn zu trösten.‘ Dies, liebes Kind, war der bitterste und schwerste Kummer, den ich jemals zu tragen gehabt. Ich, deine eigene Mutter, stand dabei wie

ein Spion und hörte ihn dies zu dem Kinde sagen, welches ich nicht als das meinige anzuerkennen wagte. ‚Denke an den armen Papa.‘ Meine gute Rosamunde, jetzt weißt du, an welchen Vater ich dachte, als er diese letzten Worte sagte. Wie konnte ich ihm das Geheimnis mitteilen? Wie konnte ich ihm den Brief geben, während er niemand hatte, der ihn getröstet, als dich – während die furchtbare Wahrheit bei jedem Wort, welches er sprach, mein Herz zermalmte wie die Felsenwand, die den Vater erschlug, den du niemals gekannt.«

»Sprich jetzt nicht davon,« sagte Rosamunde. »Laß uns nicht wieder auf die Vergangenheit zurückkommen. Ich weiß davon alles, was ich wissen soll – alles, was ich davon zu wissen wünsche. Wir wollen von der Zukunft sprechen, Mutter, und von künftigen glücklichen Zeiten. Laß mich dir von meinem Gatten erzählen. Wenn Worte ihn loben können, wie er gelobt zu werden verdient – wenn Worte ihm danken können, wie ihm gedankt zu werden gebührt, dann geschieht es durch die meinigen, dann wird es, wie ich überzeugt bin, auch durch die deinigen geschehen. Laß mich dir erzählen, was er sagte und was er tat, als ich ihm den Brief vorlas, den ich in dem Myrtenzimmer gefunden. Ja, ja – laß mich dir dies erzählen.«

Der letzten Worte des Doktors eingedenk und heimlich zitternd, als sie das mühsame, unregelmäßige Pulsieren des Herzens ihrer Mutter unter ihrer Hand fühlte, während sie zugleich den raschen Wechsel ihrer bald blassen, bald roten Gesichtsfarbe sah, beschloß sie, keine Worte mehr zwischen ihnen gesprochen werden zu lassen, welche geeignet wären, an den Kummer und die Leiden der Vergangenheit auf peinliche Weise zu erinnern.

Nachdem sie daher die Unterredung zwischen ihrem Gatten und ihr, welche mit der Enthüllung des Geheimnisses geschlossen, erzählt, veranlaßte sie ihre Mutter, von der Zukunft zu sprechen, von der Zeit, wo sie im Stande sein würde, wieder zu reisen, von dem Glück, miteinander nach Cornwall zurückzukehren, von dem kleinen Fest, welches sie bei ihrer Ankunft in Onkel Josephs Hause in Truro feiern könnten, und von der Zeit, wo sie weiter nach Porthgenna oder vielleicht irgend einem andern Orte gingen, wo neue

Umgebungen und neue Gesichter ihnen alle trübe Erinnerungen, an welche es am besten sei nicht mehr zu denken, vergessen helfen würden.

Rosamunde sprach noch über diese Dinge und ihre Mutter hörte ihr noch mit steigendem Interesse an jedem Wort, welches sie sprach, zu, als Onkel Joseph zurückkam.

Er brachte einen Korb Blumen und einen Korb Obst mit, welche er triumphierend am Fuß des Bettes seiner Nichte emporhielt.

»Ich bin in dem schönen hellen Sonnenschein umhergewandelt, mein Kind,« sagte er, »um deinem Gesicht Zeit zu lassen, fröhlich auszusehen, damit ich es so wiedersehen möchte, wie ich es während meines noch übrigen Lebens stets zu sehen wünsche. Ja, Sara, ich habe dir endlich den rechten Doktor gebracht,« setzte er Rosamunden ansehend, in heiterem Tone hinzu. »Sie hat dir schon ein wenig geholfen. Warte noch ein wenig und sie wird dich ganz wieder auf die Füße bringen – deine Wangen werden so rot sein wie die meinigen, dein Herz ebenso leicht wie das meinige und deine Zunge wird ebenso schnell plappern wie die meinige. Sieh, die schönen Blumen und Früchte, die ich gekauft, sind wohltätig für deine Augen, angenehm für deine Nase, am allerangenehmsten aber werden die letztern dir sein, wenn du sie in den Mund steckst. Heute ist ein Festtag für uns und wir müssen das Zimmer schön und blank machen. Übrigens wird auch bald dein Essen kommen – ich habe es schon unten auf dem Anrichtetisch in der Küche gesehen – es ist ein wahrer Cherub unter Hühnern! Und dann folgt dein fester, wohltätiger Schlaf und Mozart wird das Wiegenlied singen und ich werde dasitzen und Wache halten und sobald du aufwachst, hinuntergehen und dir deine Tasse Tee holen. Ach, mein Kind, mein Kind! Welche Freude, daß wir endlich diesen Feiertag erlebt haben!«

Mit einem strahlenden Blick auf Rosamunden und beide Hände voll Blumen nehmend, wendete er sich von seiner Nichte ab und begann das Zimmer zu dekorieren.

Mit Ausnahme des Augenblicks, wo sie dem alten Mann für die Geschenke dankte, die er mitgebracht, war ihre Aufmerksamkeit während der ganzen Zeit, wo er gesprochen, unverwandt dem

Gesicht ihrer Tochter zugewendet gewesen, und ihre ersten Worte, als er schwieg, waren an Rosamunden allein gerichtet.

»Während ich mich über *mein* Kind freue,« sagte sie, »halte ich dich von dem *deinigen* fern. Ich aber sollte weniger als jeder andere Mensch euch so lange voneinander getrennt halten. Geh nun wieder nach Hause, liebe Tochter, zu deinem Gatten und deinem Kind, und überlaß mich meinen dankbaren Gedanken und meinen Träumen von bessern Zeiten.«

»Um Ihrer Mutter willen sagen Sie ja,« mischte Onkel Joseph sich ein, ehe Rosamunde antworten konnte. »Der Doktor sagt, sie müsse am Tage überhaupt ihre Ruhe haben wie in der Nacht. Und wie soll ich sie bewegen, die Augen zu schließen, solange sie die Versuchung hat, dieselben offen zu halten und auf *Sie* zu heften?«

Rosamunde sah die Wahrheit dieser letzten Worte ein und verstand sich dazu, auf einige Stunden nach dem Hotel zurückzukehren, jedoch in der Voraussetzung, daß sie am Abend wieder ihren Platz am Bett der Kranken einnehme.

Nachdem man diese Verabredung getroffen, wartete Rosamunde noch so lange im Zimmer, bis die Mahlzeit heraufgebracht ward, von welcher Onkel Joseph gesprochen, wo sie dann dem alten Manne beistand, um ihre Mutter zu überreden, dieses Mahl zu sich zu nehmen.

Als das Geschirr wieder fortgetragen war, und Rosamunde mit eigener Hand das Bett zurecht gemacht, vermochte sie endlich sich zu entfernen.

Die Arme ihrer Mutter hielten sie umschlungen und die Wange der Kranken schmiegte sich liebend an die ihrige.

»Geh nun, meine Tochter, oder ich kann es zuletzt nicht über mich gewinnen, mich auch nur einige Stunden von dir zu trennen,« murmelte die sanfte Stimme in ihrem leisesten, mildesten Tone. »Meine teure Rosamunde! Ich habe keine Worte, welche gut genug wären, dich zu segnen; keine Worte, die dir so zu danken vermöchten, wie ich es wünsche. Das Glück hat lange Zeit gebraucht, ehe es mich erreicht hat – aber o wie barmherzig hat die himmlische Vorsehung es mir doch noch gesendet!«

Ehe Rosamunde die Schwelle überschritt, blieb sie noch einmal stehen und blickte zurück in das Zimmer. Der Tisch, der Kaminsims, die kleinen eingerahmten Bilder an den Wänden waren mit Blumen bekränzt; die Spieluhr spielte eben die ersten Takte der herrlichen Arie Mozarts; Onkel Joseph saß schon auf seinem gewohnten Platz an dem Bett mit dem Fruchtkorbe auf den Knien. Das bleiche, abgezehrte Gesicht auf dem Pfuhl ward mild durch ein Lächeln verklärt – Friede, Behaglichkeit und Ruhe – alles mischte sich in dem Krankenzimmer, alles vereinigte sich, um Rosamundes Gedanken friedlich bei der Hoffnung auf eine glücklichere Zeit verweilen zu lassen.

Drei Stunden vergingen. Die letzten Strahlen der Sonne leuchteten dem langen Sommertage am westlichen Himmel zur Ruhe, als Rosamunde an das Bett ihrer Mutter zurückkehrte. Leise trat sie in das Zimmer. Das einzige Fenster desselben hatte die Aussicht nach Westen, und auf dieser Seite des Bettes stand der Stuhl, welchen Onkel Joseph eingenommen, als sie ihn verlassen, und auf welchem sie ihn jetzt bei ihrer Rückkehr noch sitzend antraf. Er legte den Finger an den Mund und schaute nach dem Bett, als sie die Tür öffnete. Ihre Mutter schlief, mit ihrer Hand in der des alten Mannes ruhend.

Als Rosamunde sich geräuschlos näherte, sah sie, daß Onkel Josephs Augen trüb und müde aussahen. Die gezwungene Stellung, welche er einnahm, und die es ihm unmöglich machte, sich zu bewegen, ohne Gefahr zu laufen seine Nichte aufzuwecken, schien ihn allmählig zu ermüden.

Rosamunde legte Hut und Shawl ab und winkte ihm aufzustehen und sie seine Stelle einnehmen zu lassen.

»Ja, ja,« flüsterte sie, als sie ihn durch ein Kopfschütteln antworten sah. »Lassen Sie mich nun Ihren Posten einnehmen, während Sie ein wenig ausgehen und die kühle Abendluft genießen. Es steht nicht zu fürchten, daß sie erwachen werde; ihre Hand hält die Ihrige nicht umschlossen, sondern ruht bloß darin. Lassen Sie mich die meinige behutsam gegen die Ihrige vertauschen und wir werden sie nicht stören.«

Sie schob, während sie dies sagte, ihre Hand unter die ihrer Mutter. Onkel Joseph lächelte, während er sich von seinem Stuhl erhob und ihr seinen Platz überließ.

»Sie wollen es einmal so,« sagte er; »Sie sind für einen alten Mann, wie ich, viel zu rasch und zu gewitzt.«

»Schläft sie schon lange?« fragte Rosamunde.

»Beinahe zwei Stunden,« antwortete Onkel Joseph. »Aber es ist nicht der gute Schlaf gewesen, den ich ihr gewünscht hätte, sondern ein träumender, sprechender, unruhiger Schlaf. Erst seit etwa zehn Minuten liegt sie so ruhig da, wie Sie sie jetzt sehen.«

»Haben Sie nicht vielleicht zu viel Licht hereingelassen?« flüsterte Rosamunde, indem sie nach dem Fenster herumschaute, durch welches die Glut des Abendhimmels warm in das Zimmer fiel.

»Nein, nein!« entgegnete er hastig. »Mag sie schlafen oder wachen, so will sie stets Licht haben. Wenn ich jetzt, wie Sie wünschen, auf eine Weile fortgehe und es dämmerig wird, ehe ich wiederkomme, so zünden Sie diese beiden Lichter auf dem Kaminsims an. Ich werde mich bemühen, noch eher wieder da zu sein, wenn aber die Zeit zu rasch vergehen sollte und Sara vielleicht aufwacht und seltsame Reden beginnt und oft von Ihnen hinweg in jene ferne Ecke des Zimmers schaut, so vergessen Sie nicht, daß die Zündhölzchen und die Lichter nebeneinander auf dem Kaminsims stehen und daß es am besten ist, wenn Sie die Lichter recht bald gleich nach Eintritt des ersten Zwilichts anzünden.«

Mit diesen Worten stahl er sich auf den Zehen nach der Tür und ging hinaus.

Seine letzten Worte erinnerten Rosamunden wieder an das, was diesen Morgen zwischen dem Doktor und ihr besprochen worden. Sie schaute wieder ruhig nach dem Fenster. Die Sonne sank eben hinter den fernen Dächern hoher Häuser hinab. Das Ende des Tages war nicht mehr fern.

Als sie ihr Gesicht wieder nach dem Bett wendete, fühlte sie, wie sie von einem augenblicklichen Frösteln beschlichen ward. Sie zitterte ein wenig, teils über das Gefühl selbst, teils über die Erinnerung, die dabei an jenes andere Frösteln erwachte, von

welchem sie in der Einsamkeit des Myrtenzimmers befallen worden.

Angeregt durch die geheimnisvollen Sympathien der Berührung, bewegte sie die Hand ihrer Mutter in diesem Augenblick in der ihrigen und über die wehmütige Friedlichkeit des müden Angesichts zuckte eine augenblickliche Unruhe – der fliegende Schatten eines Traums. Die bleichen, getrennten Lippen öffneten sich, schlossen sich, zitterten und öffneten sich wieder, die leisen Atemzüge kamen und gingen immer rascher und rascher; der Kopf bewegte sich unruhig auf dem Pfuhl; die Augenlider öffneten sich halb; leise, schwache, stöhnende Töne entrangen sich rasch den Lippen – verwandelten sich bald in halb artikulierte Redesätze – und gingen dann allmählig in verständliche Worte über.

»Schwöre,« stammelte sie, »daß du dieses Papier nicht vernichten willst! Schwöre, daß du es nicht mit fortnehmen willst, wenn du das Haus verlässest.«

Die Worte, welche auf diese folgten, wurden so rasch und leise geflüstert, daß Rosamundes Ohr sie nicht zu erhaschen vermochte. Es folgte ein kurzes Schweigen. Dann sprach die träumerische Stimme plötzlich wieder und lauter.

»Wo? Wo? Wo?« rief sie. »In dem Bücherschrank? In dem Tischkasten? – Halt! Halt! In dem Bilder der gespenstigen Frau –«

Bei diesen letzten Worten ging es Rosamunden eiskalt durchs Herz. Sie fuhr mit einer Bewegung des Schreckens plötzlich zurück – bemeisterte sich jedoch sofort wieder und neigte sich über das Bett.

Es war aber zu spät. Ihr Hand hatte, als sie zurückfuhr, eine hastige Bewegung gemacht, und die Kranke erwachte zusammenfahrend und mit einem leisen Schrei. Ihre Augen blickten stier mit dem Ausdruck der größten Angst vor sich hin und der Schweiß stand ihr in dichten Perlen auf der Stirn.

»Mutter!« rief Rosamunde, indem sie sich auf dem Pfuhl emporrichtete. »Ich bin wieder da. Kennst du mich nicht?«

»Mutter?« wiederholte sie in traurigem, fragendem Tone, »Mutter?«

Bei der zweiten Wiederholung dieses Wortes ward ihr Gesicht von

einer hellen Röte der Freude und Überraschung übergossen und sie schlang plötzlich beide Arme um den Hals ihrer Tochter.

»O, meine Rosamunde!“ sagte sie. »Wäre ich jemals gewohnt gewesen, zu erwachen und dann dein teures Antlitz auf mich gerichtet zu sehen, dann würde ich dich trotz meines Traumes eher wiedererkannt haben. Hattest du mich geweckt, liebe Tochter? Oder erwachte ich von selbst?«

»Ich fürchte, ich hatte dich geweckt, Mutter.«

»Sage nicht: ‚Ich fürchte.‘ Mit Freuden würde ich aus dem süßesten Schlaf, den je ein Mensch genossen, erwachen, um dein Gesicht zu sehen und dich ‚Mutter‘ zu mir sagen zu hören. Du hast mich von der Angst eines meiner schrecklichen Träume befreit. O, Rosamunde, ich glaube, ich könnte glücklich leben in deiner Liebe, wenn ich nur Porthgenna Tower aus den Gedanken bringen könnte – wenn ich nicht mehr an das Schlafzimmer dächte, in welchem meine Herrin starb, und an das Zimmer, worin ich den Brief versteckte.«

»Wir wollen nun Porthgenna Tower zu vergessen suchen,« sagte Rosamunde. »Wollen wir vielleicht von andern Orten sprechen, wo ich gelebt und die du noch niemals gesehen? Oder soll ich dir vorlesen? Hast du vielleicht ein Buch hier, welches du gern liesest?«

Rosamunde blickte über das Bett hinüber nach dem Tisch auf der andern Seite. Es war auf demselben nichts zu sehen als einige Flaschen Arznei, einige von Onkel Josephs Blumen in einem Glas Wasser und ein kleines längliches Arbeitskästchen. Dann schaute sie sich nach der Kommode um, die hinter ihr stand, aber auch hier waren keine Bücher zu sehen. Ehe sie ihre Augen wieder nach dem Bett wendete, schweiften dieselben seitwärts nach dem Fenster. Die Sonne war hinter den Dächern der Häuser hinabgesunken – das Ende des Tages stand nahe bevor.

»Wenn ich nur vergessen könnte! O, wenn ich nur vergessen könnte!« sagte ihre Mutter seufzend, indem sie mit der Hand auf die Bettdecke schlug.

»Bist vielleicht wohl genug, liebe Mutter, um dir die Zeit ein wenig mit Arbeit zu vertreiben?« fragte Rosamunde, indem sie auf das kleine längliche Arbeitskästchen zeigte und das Gespräch auf ein

harmloses alltägliches Thema zu leiten suchte. »Was für Arbeiten machst du? Darf ich einmal hineinsehen?«

Saras Gesicht verlor den müden, leidenden Ausdruck und ward abermals durch ein Lächeln verklärt.

»Es ist keine Arbeit darin,« sagte sie. »Alle Schätze, die ich auf dieser Welt hatte, ehe du zu mir kamst, sind in dieses eine kleine Kästchen eingeschlossen. Öffne es, meine Liebe, und schaue hinein.«

Rosamunde gehorchte, indem sie das Kästchen auf das Bett stellte, sodaß ihre Mutter es mit leichter Mühe sehen konnte. Der erste Gegenstand, den sie darin entdeckte, war ein kleines Buch in schwarzem, abgenutztem Einband. Es war ein altes Gesangbuch. Einige vertrocknete Grashalme lagen zwischen den Blättern und auf einem der leeren Blätter stand geschrieben: »Dies Buch gehört Sara Leeson, welche es von Hugh Polwheal geschenkt erhalten.«

»Sieh es an, liebe Tochter,« sagte Sara. »Ich wünsche, daß du es wiedererkennen mögest. Wenn meine Zeit kommt, dich zu verlassen, Rosamunde, lege es mir mit deinen eigenen teuren Händen auf die Brust und eine Locke von deinem Haar dazu und begrabe mich auf dem Kirchhofe von Porthgenna, wo er schon so viele lange Jahre auf mich wartet. Die andern Sachen in dem Kästchen gehören dein, Rosamunde. Es sind gestohlene Andenken, welche mich an mein Kind erinnerten, als ich allein in der Welt stand. Vielleicht wirst du nach Jahren, wenn dein Haar ebenso zu ergrauen beginnt wie das meinige, diese armseligen Kleinigkeiten deinen Kindern zeigen, wenn du ihnen von mir erzählst. Trage kein Bedenken, Rosamunde, ihnen zu sagen, wie deine Mutter gefehlt und wie sie gelitten – zuletzt kannst du allemal diese Kleinigkeiten für sie sprechen lassen. Die geringste davon wird zeigen, daß sie dich stets geliebt hat.«

Sie nahm aus dem Kästchen ein Stück sauber zusammengefaltetes weißes Papier, welches unter dem Gesangbuche gelegen, öffnete es und zeigte ihrer Tochter einige darinliegende verwelkte Geiskleeblätter.

»Diese Blätter nahm ich mit von deinem Bett hinweg, Rosamunde,

als ich nach West Winston kam, um dich zu pflegen. Als ich hörte, wer die Dame in dem Gasthause sei, konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, alles zu wagen, um dich und mein Enkelkind zu sehen. Ich versuchte, nachdem ich die Blumen genommen, auch noch ein Band aus deinem Koffer zu nehmen – ein Band, von dem ich wußte, daß du es um den Hals getragen. Der Arzt aber kam mir zu nahe und erschreckte mich.«

Sie faltete das Papier wieder zusammen, legte es neben sich auf den Tisch und nahm dann aus dem Kästchen einen kleinen Kupferstich, welcher früher zu den Illustrationen eines Taschenbuchs gehört hatte. Das Bild stellte ein kleines Mädchen vor, welches mit einem Zigeunerhut auf dem Kopfe am Rande eines Flusses saß und eine Kette von Maßlieben flocht. Als Zeichnung hatte es durchaus keinen Wert, als Kupferstich hatte es nicht einmal das mechanische Verdienst, ein guter Abdruck zu sein. Darunter standen mit Bleistift die Worte geschrieben: »Rosamunde, als ich sie das letzte Mal sah.«

»Es war nicht hübsch genug, um dich darzustellen,« sagte Sara. »Dennoch aber lag etwas darin, was meine Erinnerung an dich unterstützte, als du noch ein kleines Mädchen warst.«

Sie legte den Kupferstich mit den Geiskleeblättern auf die Seite und nahm dann aus dem Kästchen ein aus einem Schreibebuch geschnittenes, zusammengefaltetes Blatt Papier, aus welchem ein schmaler, mit kleinen Buchstaben bedruckter Streifen fiel. Diesen Streifen sah sie zuerst an.

»Es ist die öffentliche Bekanntmachung deiner Verheiratung, Rosamunde,« sagte sie. »Ich pflegte sie immer und immer wieder zu lesen, wenn ich allein war, und versuchte mir zu denken, wie du dabei ausgesehen und was für ein Kleid du getragen. Hätte ich Zeit und Stunde deiner Vermählung gekannt, so hätte ich mich in die Kirche gewagt, um dich und deinen Bräutigam zu sehen. Das sollte aber nicht sein – und vielleicht war es so auch am besten, denn hätte ich dich auf diese verstohlene Weise gesehen, so wären mir meine Prüfungen später vielleicht nur um so schwerer zu ertragen gewesen. Ich hatte kein anderes Andenken an dich, Rosamunde, als

dieses Blatt aus deinem ersten Schreibebuch. Das Kindermädchen in Porthgenna zerriß das Buch eines Tages, um Feuer damit anzuzünden, und ich nahm dieses Blatt weg, als sie zufällig anderswohin sah. Siehe, du warst damals noch gar nicht bis zu Worten gekommen – du konntest bloß Haar- und Grundstriche machen. O, wie oft habe ich dieses eine Blatt Papier betrachtet und mir zu denken versucht, daß ich deine kleine Kinderhand mit der Feder fest zwischen den rosigen Fingern sich darüber hinbewegen sähe. Ich glaube, ich habe über diesem deinem ersten Schreibversuche öfter geweint als über allen andern Andenken an dich zusammengenommen.«

Rosamunde wendete ihr Gesicht seitwärts nach dem Fenster, um die Tränen zu verbergen, die sie nicht länger unterdrücken konnte. Als sie dieselben hinwegwischte, verkündete ihr der erste Anblick des dunkler werdenden Himmels, daß bald die Abenddämmerung hereinbrechen würde.

Wie matt und eintönig sah jetzt die Röte am westlichen Himmel! Wie nahe war der Schluß des Tages herangerückt!

Als sie sich wieder nach dem Bett wendete, betrachtete ihre Mutter immer noch das Blatt aus dem Schreibebuche.

»Jenes Kindermädchen, welches das ganze übrige Buch zerriß, um Feuer damit anzuzünden,« sagte sie, »war in jenen frühen Tagen in Porthgenna eine sehr gute und liebevolle Freundin von mir. Sie erlaubte mir zuweilen, dich zu Bett zu bringen zu dürfen, Rosamunde, und quälte mich niemals mit Fragen oder dergleichen, wie die andern Dienstleute zu tun pflegten. Sie setzte sich dadurch, daß sie so freundlich gegen mich war, der Gefahr aus, ihren Dienst zu verlieren. Meine Herrin fürchtete, daß ich mich und sie verraten würde, wenn ich zu viel in der Kinderstube wäre, und verbot mir daher, dorthin zu gehen, denn es sei einmal nicht mein Platz. Keiner der andern Dienerinnen ward so oft verwehrt, mit dir zu spielen und dich zu küssen, Rosamunde, wie mir. Das Kindermädchen aber – Gott schenke ihr Segen und Gedeihen dafür! – stand mir als Freundin zur Seite. Oft hob ich dich in deinem kleinen Bett empor, liebes Kind, und wünschte dir gute Nacht, wenn meine Herrin

glaubte, ich säße in ihrem Zimmer und arbeitete. Du pflegtest zu sagen, du hättest deine Wärterin lieber als mich, aber du sagtest mir dies niemals in unfreundlichem Tone, sondern botest mir deine lachenden Lippen so oft als ich dich um einen Kuß bat.«

Rosamunde legte ihr Haupt sanft auf den Pfuhl neben das ihrer Mutter.

»Versuche weniger an die Vergangenheit und mehr an die Zukunft zu denken, liebe Mutter,« flüsterte sie bittend. »Versuche an die Zeit zu denken, wo mein Kind dir diese vergangenen Tage ohne deren Bitterkeit und Kummer zurückrufen wird – die Zeit, wo du es lehren wirst, seine Lippen den deinen zu bieten, wie ich dir die meinigen zu bieten pflegte.«

»Ich will es versuchen, Rosamunde – meine einzigen Gedanken an die Zukunft sind seit langen Jahren nur dem Wiedersehen im Himmel zugewendet gewesen. Wenn meine Sünden mir verziehen werden, wie werden wir uns dann dort wiedersehen? Wirst du mir sein, wie mein kleines Töchterchen – das Kind, welches ich nicht wiedergesehen, seitdem es fünf Jahre alt war. Ich möchte wissen, ob Gottes Gnade mich für unsere lange Trennung auf Erden entschädigen wird. Ich möchte wissen, ob du mir in jener Welt mit deinem kindlichen Antlitz erscheinen und das sein wirst, was du mir auf Erden hättest sein sollen – mein kleiner Engel, den ich auf meinen Armen tragen kann. Wenn wir im Himmel beten, werde ich dich dann dort dein Gebet lehren zum Trost dafür, daß ich es dich niemals hienieden lehren gekonnt?«

Sie schwieg, lächelte wehmütig, schloß die Augen und überließ sich schweigend den träumerischen Gedanken, welche noch ihr Gemüt bewegten. In der Meinung, daß sie wieder einschlummern würde, wenn man sie ungestört ließe, vermied Rosamunde, sich zu bewegen oder zu sprechen. Nachdem sie das friedliche Antlitz eine Zeit lang betrachtet, ward sie sich bewußt, daß das Licht auf demselben immer mehr hinwegschwand.

So wie diese Überzeugung sich ihr aufdrängte, schaute sie wieder nach dem Fenster herum. Die westlichen Wolken trugen bereits ihre ruhigen Zwielfarben – das Ende des Tages war da.

In dem Augenblick, wo sie sich auf dem Stuhl bewegte, fühlte sie die Hand ihrer Mutter auf ihrer Schulter. Als sie sich wieder nach dem Bett herumdrehte, sah sie die Augen der Kranken offen und auf sie geheftet.

Der Ausdruck dieser Augen kam ihr verändert vor – er war stier und unheimlich.

»Warum spreche ich vom Himmel?« sagte sie, indem sie ihr Gesicht plötzlich dem dunkler werdenden westlichen Horizont zuwendete und in leisem murmelnden Tone sprach: »Woher weiß ich, daß ich würdig bin, in den Himmel einzugehen? Und dennoch, Rosamunde, habe ich mich keines Eidbruchs gegen meine Herrin schuldig gemacht. Du kannst mir bezeugen, daß ich den Brief nicht vernichtet und daß ich ihn ebenso wenig mitgenommen, als ich das Haus verließ.«

»Es wird bald dunkel werden, Mutter. Laß mich einen Augenblick aufstehen, um die Lichter anzuzünden.«

Saras Hand bewegte sich langsam aufwärts und klammerte sich fest um Rosamundes Hals.

»Ich hatte nicht geschworen, ihm den Brief zu geben,« sagte sie. »Es war kein Verbrechen, ihn zu verbergen. Du fandest ihn in einem Bilde, Rosamunde, nicht wahr? Man pflegte es das Bild des Gespenstes von Porthgenna zu nennen. Niemand wußte, wie alt es war oder wenn es in das Haus gekommen. Meine Herrin haßte es, weil das gemalte Gesicht eine seltsame Ähnlichkeit mit dem ihrigen hatte. Eines Tages befahl sie mir, es von der Wand zu nehmen und zu vernichten. Ich scheute mich, es zu tun; deshalb versteckte ich es – es geschah dies noch, ehe du geboren warst – in dem Myrtenzimmer. Du fandest den Brief auf der Hinterseite des Bildes, nicht wahr, Rosamunde? Und dennoch war dies ein guter Ort, um ihn zu verbergen. Niemand würde jemals das Bild gefunden haben. Warum sollte jemand den Brief finden, der darin verborgen war?«

»Laß mich Licht anzünden, Mutter! Nicht wahr, du möchtest gern Licht haben?«

»Nein, jetzt noch nicht. Laß die Dunkelheit sich erst dort in dem Winkel des Zimmers sammeln. Richte mich auf und laß mich

flüstern.«

Der umschlingende Arm hielt sich fester an, während Rosamunde ihre Mutter im Bett aufrichtete. Das entschwindende Licht fiel durch das Fenster auf ihr Gesicht und spiegelte sich in ihren starr vor sich hinblickenden Augen.

»Ich warte auf etwas, was sich allemal in der Dämmerung einfindet, ehe die Lichter angezündet werden,« flüsterte sie leise und atemlos. »Dort unten!«

Und sie zeigte auf die entfernteste Ecke des Zimmers neben der Tür.

»Mutter, um Gottes willen, was ist es! Was hat dich so verändert?«

»So ist es recht! Sag Mutter! Wenn sie auch wirklich kommt, so kann sie doch nicht bleiben, wenn sie hört, daß du mich Mutter nennst, wenn sie uns endlich beisammen sieht, trotz ihrer Ränke einander liebend und kennend. O, mein gutes, sanftes, mitleidiges Kind, wenn du mich nur von ihr befreiest, wie lange kann ich dann noch leben! – Wie glücklich können wir beide noch sein.«

»Sprich nicht so! Blicke nicht so! Sage mir ruhig – liebe, liebe Mutter – sage mir ruhig –«

»Still, still! Ich will es dir sagen. Sie drohte mir auf ihrem Sterbebett – wenn ich ihre Absicht vereitelte, so würde sie aus der andern Welt mich heimsuchen. Rosamunde, ich habe ihre Absicht vereitelt und sie hat ihr Versprechen gehalten – mein ganzes Leben lang seit jener Zeit hat sie ihr Wort gehalten. Schau! Dort unten!«

Ihr linker Arm hielt immer noch Rosamundes Hals umschlungen. Ihren rechten streckte sie nach der fernen Ecke des Zimmers aus und hob ihre Hand wie drohend gegen die leere Luft.

»Schau!« sagte sie. »Dort ist sie, wie sie immer zu mir kommt, wenn der Tag sich neigt – in dem groben, schwarzen Anzuge, den meine verbrecherischen Hände für sie fertigten – mit dem Lächeln, welches auf ihrem Gesicht schwebte, als sie mich fragte, ob sie wohl aussähe wie eine Zofe. Herrin! Herrin! O, ruhe endlich! Das Geheimnis gehört nicht mehr unser. Ruhe endlich! Mein Kind ist wieder mein. Ruhe endlich und tritt nicht wieder zwischen uns.«

Sie schwieg, nach Atem keuchend und legte ihre heiÙe, pulsierende Wange an die Wange ihrer Tochter.

»Nenne mich noch einmal Mutter!« flüsterete sie. »Sag es laut und banne sie damit hinweg für immer!«

Rosamunde bemeisterte die Angst, vor welcher sie an allen Gliedern erzitterte, und sprach das Wort.

Ihre Mutter beugte sich ein wenig vorwärts, immer noch nach Atem keuchend, und blickte mit angestrenzter Sehkraft in die ruhige Dämmerung an dem untern Ende des Zimmers.

»*Sie ist weg!!!*« rief sie plötzlich, vor Frohlocken und Freude laut aufschreiend. »O barmherziger Gott, sie ist endlich weg!«

Im nächsten Augenblick sprang sie in ihrem Bett auf und sank auf die Knie nieder. Einen einzigen Augenblick lang schimmerten ihre Augen in dem grauen Zwielicht mit strahlender, überirdischer Schönheit, während sie einen letzten Blick der Liebe auf das Gesicht ihrer Tochter heftete.

»O, meine Liebe, mein Engel,« murmelte sie, »wie glücklich werden wir nun miteinander sein!«

Indem sie diese Worte sprach, schlang sie ihre Arme um Rosamundes Hals und drückte ihre Lippen entzückt auf die Lippen ihres Kindes.

Der Kuß zögerte, bis ihr Haupt sanft vorwärts sank, an Rosamundes Brust – zögerte, bis der Augenblick der göttlichen Barmherzigkeit kam und das müde Herz endlich Ruhe fand.

---

## Neuntes Kapitel

### *Vierzigtausend Pfund*

Kein volkstümlicher Ausspruch ist weiter verbreitet als die Maxime, welche behauptet, die Zeit sei die große Trösterin, aber wahrscheinlich drückt kein volkstümlicher Ausspruch die Wahrheit unvollkommener aus. Die Arbeit, die wir verrichten, die Verantwortlichkeiten, die wir übernehmen, das Beispiel, welches wir Andern geben müssen – dies sind die großen Tröster, denn diese bringen gegen die Krankheit des Grams die ersten Heilmittel in Anwendung.

Die Zeit besitzt bloß die negative Eigenschaft, den Gram sich abzehren und abstumpfen zu lassen. Wer, der überhaupt beobachtet, hat nicht bemerkt, daß die von uns, welche sich am frühesten von dem Schlage eines großen Kummers über Todesfälle erholen, die sind, welche die meisten Pflichten gegen die Lebenden zu erfüllen haben? Wenn der Schatten des Unglücks auf unsern Häusern ruht, dann ist die Frage für uns nicht, wie viel Zeit hinreichen wird, um den Sonnenschein wieder zu uns zurückzubringen, sondern wie viel Beschäftigung wir haben, die uns vorwärts an den Platz bringt, wo der Sonnenschein auf uns wartet. Die Zeit kann viele Siege für sich beanspruchen, aber nicht den Sieg über den Gram. Der Haupttrost über den Verlust teurer Angehöriger, welche in das Jenseits eingegangen, ist in der großen Notwendigkeit, an die Lebenden, welche noch da sind, denken zu müssen, zu finden.

Die Geschichte von Rosamundes täglichem Leben, jetzt, wo das Dunkel eines schweren Herzenskummers sich darauf niedergesenkt hatte, war an und für sich ein genügender Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung. Als die ganze Kraft, selbst ihres starken Charakters, durch den unaussprechlichen, furchtbaren Schlag des plötzlichen Todes ihrer Mutter niedergeworfen worden, war es nicht

der langsame Verlauf der Zeit, der sie wieder aufrichten half, sondern die Notwendigkeit, welche nicht auf die Zeit wartete – die Notwendigkeit, welche sie an das erinnerte, was sie ihrem Gatten schuldig war, der ihren Kummer teilte, dem Kinde, dessen junges Leben mit dem ihrigen zusammenhing, und dem alten Manne, dessen hilfloser Schmerz keinen andern Trost fand, als den, welchen sie ihm geben konnte und dessen Resignation nur ein Vorbild in der ihrigen fand.

Gleich vom Anfang an war die Aufgabe, ihn aufrecht zu erhalten, bloß ihr zugefallen. Ehe noch die erste Stunde der Nacht auf das Ende des Tages folgte, ward Rosamunde von dem Bett ihrer Mutter durch die Notwendigkeit hinweggerissen, ihm bis an die Tür entgegenzugehen und ihn darauf vorzubereiten, daß er das Zimmer des Todes beträte.

Diese furchtbare Wahrheit ihm allmähig und behutsam vorzuführen, bis sie ihm Auge in Auge gegenüberstand, ihn den unvermeidlichen Schlag tragen und überwinden zu helfen – dies waren die heiligen Pflichten, welche alle Hingebung Rosamundes in Anspruch nahmen und ihrem Herzen wehrten, allzu egoistisch bei dem eigenen Kummer zu verweilen.

Es war nicht die kleinste der Prüfungen, welchen sie jetzt gegenüberzutreten hatte, den Zustand von Hilflosigkeit zu sehen, in welchen der alte Mann durch die Last eines Kummers versetzt war, den er für sich allein nicht die Kraft hatte zu tragen.

Er sah aus wie ein Mensch, dessen Geisteskräfte in eine Betäubung versenkt sind, aus welcher sie sich nie wieder emporrichten können. Stundenlang saß er neben seiner Spieluhr, streichelte und liebte sie von Zeit zu Zeit und flüsterte mit sich selbst, während er sie ansah, versuchte aber nie, sie spielen zu lassen. Es war das noch einzige Andenken, welches ihn an die Freuden und Leiden, die einfachen Familieninteressen und Neigungen seines vergangenen Lebens erinnerte.

Als Rosamunde sich das erste Mal neben ihn setzte und ihn bei der Hand ergriff, um ihn zu trösten, ließ er seine Blicke zwischen ihrem mitleidigen Gesicht und der Spieluhr hin- und herschweifen

und wiederholte wie geistesabwesend immer und immer wieder dieselben Worte: »Sie sind alle fort – mein Bruder Max, mein Weib, mein kleiner Joseph, meine Schwester Agathe, Sara, meine Nichte. Ich und meine kleine Spieluhr sind nun noch allein miteinander in der Welt. Mozart kann nicht mehr singen. Er hat nun sein letztes Lied gesungen.«

Am zweiten Tage war keine Veränderung an ihm zu bemerken. Am dritten legte Rosamunde das Gesangbuch ehrerbietig auf die Brust ihrer Mutter, eine Locke von ihrem eigenen Haar um das Buch herum und küßte das wehmütige, friedliche Antlitz zum letzten Male.

Der alte Mann war bei diesem stummen Abschiede bei ihr und folgte ihr nach als Alles vorüber war. Neben dem Sarge und später, als Rosamunde ihn wieder mit zu ihrem Gatten nahm, war er noch in dieselbe Apathie des Grams versunken, die sich seiner gleich von Anfang an bemächtigt hatte. Als man jedoch davon zu sprechen begann, daß die sterbliche Hülle den nächstfolgenden Tag nach dem Kirchhofe von Porthgenna gebracht werden sollte, bemerkte man, daß seine trüben Augen plötzlich hell wurden, und daß seine bis jetzt so zerstreute Aufmerksamkeit jedem hierauf bezüglichen Worte folgte.

Nach einer Weile erhob er sich von seinem Stuhl, näherte sich Rosamunden und sah sie schüchtern an.

»Ich glaube, ich könnte meinen Schmerz besser ertragen, wenn Sie mich Sara begleiten ließen,« sagte er. »Wäre sie am Leben geblieben, so wären wir zwei miteinander nach Cornwall zurückgekehrt. Wollen Sie nun, da sie gestorben ist, mich auch noch mit ihr dahin zurückkehren lassen?«

Rosamunde machte sanfte Gegenvorstellungen und versuchte ihm zu zeigen, daß es am besten sei, die Leiche unter der Aufsicht ihres Dieners transportieren zu lassen, auf dessen Treue man sich verlassen könne und dessen Stellung ihn als die geeignetste Person erscheinen lasse, um mit Verrichtungen und Verantwortlichkeiten beauftragt zu werden, welche nahe Verwandte nicht im Stande wären, mit hinreichender Fassung zu übernehmen. Sie sagte ihm ferner, ihr Gatte beabsichtige noch einen Tag in London zu bleiben,

um ihr Zeit zu der Erholung und Ruhe zu gönnen, deren sie unbedingt bedürfte, und daß sie dann nach Cornwall zurückkehren und wieder in Porthgenna zu sein gedächten, ehe das Begräbnis stattfände.

Deshalb bat Rosamunde den alten Mann inständig, sich jetzt in diese Stunden der Trauer, wo sie alle drei durch die Bande der Sympathie und des Kummers aneinander gefesselt wären, nicht von ihnen zu trennen.

Schweigend und unterwürfig hörte er zu, während Rosamunde sprach; als sie aber fertig war, wiederholte er dennoch seine Bitte. Er hatte jetzt einmal weiter keinen Gedanken, als mit den sterblichen Überresten des Kindes seiner Schwester nach Cornwall zurückzukehren.

Leonard und Rosamunde sahen beide, daß es vergeblich sein würde, sich ihm länger zu widersetzen; beide fühlten, daß es grausam wäre, ihn zwingen zu wollen, bei ihnen zu bleiben, und daß man ihm dagegen keine größere Freundlichkeit beweisen könnte, als wenn man ihm erlaubte, die Leiche zu begleiten.

Nachdem die beiden jungen Ehegatten daher ihren Diener instruiert, dem alten Mann soviel als möglich alle Belästigung und Mühe zu ersparen, auf seine Wünsche, so weit er sie zu erkennen geben würde, einzugehen und ihm allen möglichen Schutz und Beistand angedeihen zu lassen, ohne sich jedoch seiner Aufmerksamkeit allzusehr aufzudrängen, stellten sie es ihm frei, das einzige Vorhaben auszuführen, welches ihn noch mit den Ereignissen und Interessen des vorübergehenden Tages verknüpfte.

»Ich werde Ihnen,« sagte er, als er Abschied nahm, »bald noch besser dafür danken, daß Sie mich mit Allem, was mir von Sara, meiner Nichte, übriggeblieben, aus diesem Lärm und Getöse Londons fortgehen lassen. Ich will meine Tränen trocknen so gut ich kann und mich bemühen, mehr Mut zu besitzen, wenn wir uns wiedersehen.«

Am nächstfolgenden Tage, als Rosamunde und ihr Gatte miteinander allein waren, suchten sie Zuflucht vor dem Drucke der Gegenwart, indem sie miteinander vor der Zukunft und von dem

Einflüsse sprachen, welchen die Veränderung in ihren Vermögensumständen auf ihre künftigen Pläne und Projekte ausüben müßte.

Nachdem sie dieses Thema erschöpft, kam das Gespräch auf ihre Freunde und auf die Notwendigkeit, einigen der ältesten ihrer Bekannten die Ereignisse mitzuteilen, welche auf die Entdeckung im Myrtenzimmer gefolgt waren. Der erste Name, den sie, während sie diese Frage erwogen, nannten, war der des Doktor Chennery, und Rosamunde, welche eine nachteilige Wirkung auf ihr Gemüt befürchtete, wenn sie ihre Gedanken unbeschäftigt ließe, erbot sich sofort, an den Vikar zu schreiben, kurz zu erzählen, was, seitdem sie das letzte Mal mit ihm Briefe gewechselt, geschehen, und ihn zu bitten, in diesem Jahre ein ihr und ihrem Gatten schon lange gegebenes Versprechen zu lösen, nämlich seine Herbstferien bei ihnen in Porthgenna Tower zu verleben. Rosamundes Herz sehnte sich nach dem Anblick des alten Freundes und sie kannte ihn genau genug, um versichert zu sein, daß ein Wink über die Trübsal, von welcher sie heimgesucht worden, und über die schwere Prüfung, die sie zu bestehen gehabt, hinreichen würde, Doktor Chennery unverweilt, sobald es mit seinen amtlichen und häuslichen Pflichten vereinbar wäre, zu ihnen zu führen.

Das Schreiben dieses Briefes erweckte zugleich die Erinnerung an einen zweiten Freund, dessen Bekanntschaft mit Leonard und Rosamunde allerdings erst aus neuer Zeit datierte, dessen Zusammenhang mit der Kette von Umständen aber, welche zur Entdeckung des Geheimnisses geführt, ihn zu einem gewissen Anteil an ihrem Vertrauen berechtigte.

Dieser Freund war Doktor Orridge, der Arzt in West Winston, welcher zufällig die Veranlassung gewesen, Rosamundes Mutter an das Bett ihrer Tochter zu führen.

An diesen schrieb Rosamunde jetzt, indem sie sich auf das Versprechen bezog, welches sie ihm bei ihrer Abreise von West Winston gegeben und welchem zufolge er Nachricht von dem Resultat ihrer Nachforschungen in dem Myrtenzimmer erhalten sollte.

Sie teilte ihm mit, daß diese Nachforschungen zur Entdeckung einiger sehr betrübenden Familienereignisse geführt, die aber nun zu den Ereignissen der Vergangenheit zu rechnen seien. Mehr als dies war einem Freund, der eine solche Stellung ihnen gegenüber einnahm wie Doktor Orridge, nicht nötig zu sagen.

Rosamunde hatte eben die Adresse dieses zweiten Briefes geschrieben und zog zerstreut mit ihrer Feder Linien auf dem Löschpapier, als sie zu ihrer Verwunderung zornig streitende Stimmen auf dem Korridor draußen vernahm. Fast ehe sie noch Zeit hatte, Vermutungen darüber anzustellen, was dieser Lärm wohl zu bedeuten habe, ward die Tür heftig aufgestoßen und ein langer, schäbig gekleideter, ältlicher Mann mit einem mürrischen, hagern Gesicht und zottigen, grauen Bart kam hereingestiegen, während der Oberkellner des Hotels in großer Entrüstung ihm auf dem Fuße folgte.

»Ich habe diesem Menschen,« begann der Kellner, das letzte Wort nachdrücklich betonend, »ich habe diesem Menschen dreimal gesagt, daß Mr. und Mistreß Frankland –«

»Nicht zu Hause wären,« unterbrach ihn der schäbig gekleidete Mann, den Redesatz vollendend. »Ja, das sagtet Ihr mir und ich sagte Euch, daß der Mensch die Gabe der Rede bloß benutze, um Lügen zu sagen und daß ich Euch deshalb nicht glaubte. Ihr habt mir auch wirklich eine Lüge gesagt. Hier sind Mr. und Mistreß Frankland beide zu Hause. Ich komme in Geschäften und beabsichtige, ungefähr fünf Minuten lang mit Ihnen zu sprechen. Ich setze mich, obschon man mich noch nicht dazu eingeladen hat, und nenne meinen Namen – Andrew Treverton.«

Mit diesen Worten setzte der Sonderling sich kaltblütig auf den nächsten Stuhl.

Leonards Wangen erröteten vor Zorn, während er sprach, Rosamunde aber mischte sich ein, ehe ihr Gatte ein Wort sprechen konnte.

»Es wäre zwecklos, Lenny, sich über diesen Mann zu erzürnen,« flüsterte sie. »Es wird am besten sein, wenn wir ihm gegenüber ganz ruhig bleiben.«

Sie gab dem Kellner einen Wink und damit die Erlaubnis, das Zimmer zu verlassen – dann wendete sie sich zu Mr. Treverton.

»Sie dringen uns,« sagte sie ganz ruhig, »Ihre Gegenwart zu einer Zeit auf, wo ein tief betrübender Trauerfall uns zu Streitigkeiten aller Art völlig unfähig macht. Wir sind jedoch bereit, Ihrem Alter mehr Rücksicht zu schenken als Sie unserem Kummer angedeihen lassen. Wenn Sie meinem Gatten etwas zu sagen haben, so ist er um meinetwillen bereit, sich Gewalt anzutun und Sie ruhig anzuhören.«

»Und ich werde um meiner selbst willen mit ihm wie mit Ihnen die Sache kurz machen,« entgegnete Mr. Treverton. »Noch niemals hat ein Weib Gelegenheit gehabt, lange an mir die Zunge zu wetzen, und dies soll auch nimmermehr der Fall sein. Ich bin hierhergekommen, um Ihnen dreierlei zu sagen. Erstens hat Ihr Anwalt mir die ganze Geschichte der Entdeckung in dem Myrtenzimmer, und wie sie dieselbe gemacht, erzählt. Zweitens habe ich Ihr Geld bekommen. Drittens gedenke ich es zu behalten. Was meinen Sie dazu?«

»Ich meine, daß Sie sich nicht die Mühe zu nehmen brauchen, länger in diesem Zimmer zu verweilen, wenn Sie weiter nichts wollen als uns sagen, was wir schon wissen,« entgegnete Leonard. »Daß Sie das Geld bekommen haben, ist uns bekannt, und daß Sie es zu behalten gedenken, daran haben wir nie gezweifelt.«

»Dann sind Sie also wohl fest überzeugt davon?« sagte Mr. Treverton. »Sie hegen wohl keinerlei versteckte Hoffnung, daß künftige Flausen und Verdrehungen des Gesetzes dieses Geld wieder aus meiner Tasche herausangeln und in die Ihrige zurückführen werden? Die Ehrlichkeit verlangt, Ihnen zu sagen, daß auch nicht der Schatten einer Möglichkeit vorhanden ist, es werde jemals so etwas geschehen, oder ich jemals großmütig werden und Sie auf eigenen Antrieb für das Opfer belohnen, welches Sie gebracht haben. Ich bin bei der betreffenden Gerichtsbehörde gewesen, ich habe die ganze Geschichte zu Protokoll nehmen lassen, das Geld ist mir in aller Form ausgezahlt worden, ich habe es bereits sicher bei meinem Bankier untergebracht und für Sie so lange ich danken kann nie ein einziges wohlwollendes Gefühl in

meinem Herzen gehegt. So lautet wenigstens das Zeugnis, welches mein Bruder mir ausstellte, und dieser kannte meinen Charakter natürlich besser als irgend jemand anders. Noch einmal sage ich Ihnen beiden: Sie bekommen von diesem ganzen bedeutenden Vermögen auch keinen roten Heller wiederzusehen.«

»Und ich sage Ihnen nochmals,« entgegnete Leonard, »daß wir durchaus nicht zu hören wünschen, was wir bereits wissen. Es ist eine Beruhigung für mein Gewissen und das meines Weibes, auf ein Vermögen verzichtet zu haben, welches wir nicht das Recht hatten zu besitzen, und ich spreche sowohl meine als Rosamundes Meinung aus, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Versuch, unserer Verzichtleistung auf dieses Geld einen eigennützigen Beweggrund unterzuschieben, eine Beleidigung gegen uns beide ist, deren Sie sich schämen sollten.«

»Ist das wirklich Ihre Meinung?« sagte Mr. Treverton. »Sie, der Sie das Geld verloren haben, sprechen zu mir, der ich es gewonnen habe, auf diese Weise? Und,« fuhr er sich plötzlich zu Rosamunde wendend fort, »billigen Sie es, daß Ihr Gatte einen reichen Mann, der Sie beide glücklich machen könnte, auf diese Weise behandelt?«

»Ja wohl billige ich es,« antwortete sie. »In meinem ganzen Leben bin ich nie herzlicher mit ihm einverstanden gewesen, als eben jetzt in diesem Augenblick.«

»Oho,« sagte Mr. Treverton, »dann machen Sie sich aus dem Verluste des Geldes wohl ebensowenig als er?«

»Er hat Ihnen schon erklärt,« sagte Rosamunde, »daß es für mein Gewissen eine ebenso große Beruhigung ist wie für das seine, darauf verzichtet zu haben.«



Mr. Treverton stellte den dicken Stock, den er führte, sorgfältig aufrecht zwischen seine Knie, legte kreuzweise die Hände darauf, stemmte auf diese das Kinn und stierte in dieser Haltung Rosamunde unverwandt und forschend an.

»Ich wollte, ich hätte Shrowl mitgebracht,« sagte er bei sich selbst. »Ich wollte, er sähe dies. Es verblüfft mich und ich glaube, es würde auch ihn verblüfft haben. Diese beiden Leute,« fuhr er fort, indem er wie verlegen von Rosamunde auf Leonard und von Leonard wieder zurück auf Rosamunde blickte, »sind allem äußern Anscheine nach menschliche Wesen. Sie gehen auf den Hinterbeinen, sie sprechen ganz geläufig durch artikulierte Laute ihre Gedanken aus, sie haben die gewöhnliche Anzahl von Gliedmaßen und scheinen mir nach Größe und Gewicht ganz gewöhnliche menschliche Wesen von der

gewöhnlichen zivilisierten Sorte zu sein. Und dennoch sitzen sie da und nehmen den Verlust eines Vermögens von vierzigtausend Pfund so gleichmütig hin wie Krösus, der König von Lydien, den Verlust eines halben Penny hingenommen haben würde.«

Er erhob sich, setzte seinen Hut auf, nahm den dicken Stock unter den Arm und trat Rosamunde einige Schritt näher.

»Ich gehe jetzt,« sagte er. »Wollen Sie mir die Hand drücken?«

Rosamunde kehrte ihm verächtlich den Rücken.

Mr. Treverton kicherte mit der Miene unendlichen Wohlbehagens in sich hinein.

Mittlerweile hatte Leonard, der in der Nähe des Kamins saß und dem wieder die Zornesröte ins Gesicht stieg, nach der Klingelschnur getastet und eben war es ihm gelungen, dieselbe in die Hand zu bekommen, als Mr. Treverton sich der Tür näherte.

»Klinge nicht, Lenny,« sagte Rosamunde. »Er geht von selbst.«

Mr. Treverton stieg über die Schwelle und warf dann einen Blick zurück in das Zimmer mit einem Ausdruck von Verwunderung und Neugier, als ob er in einen Käfig blickte, welcher zwei Tiere von einer ihm bis jetzt noch gänzlich unbekannt gebliebenen Gattung enthielte.

»Ich habe in meinem Leben allerhand wunderliches Zeug gesehen,« sagte er bei sich selbst. »Ich habe auf unserm erbärmlichen kleinen Planeten und unter den Geschöpfen, die ihn bewohnen, mancherlei Erfahrungen gemacht, aber niemals sind mir derartige menschliche Phänomene vorgekommen wie diese beiden.«

Ohne weiter ein Wort zu sagen, schloß er die Tür und Rosamunde hörte ihn wieder in sich hineinkichern, während er den Korridor entlang ging.

Zehn Minuten später brachte der Kellner einen an Mistreß Frankland adressierten versiegelten Brief. Derselbe war, wie er sagte, in dem Gastzimmer des Hotels von dem »Menschen« geschrieben worden, der sich fast mit Gewalt in Mr. und Mistreß Franklands Zimmer gedrängt. Nachdem er dem Kellner den Brief zur Bestellung übergeben, war er, lustig seinen dicken Stock

schwenkend und vor sich hinlachend, eiligst fortgegangen.

Rosamunde öffnete den Brief.

Die eine Seite desselben enthielt eine auf ihren Namen ausgestellte, durchkreuzte Anweisung auf vierzigtausend Pfund.

Auf der andern Seite standen folgende erläuternde Zeilen:

*»Nehmen Sie dies – erstens weil Sie und Ihr Gatte die einzigen Menschen sind, die ich je kennengelernt, von welchen sich nicht erwarten läßt, daß der Reichtum sie zu Schurken machen werde – zweitens weil Sie die Wahrheit gesprochen und dadurch ein Vermögen verloren haben, während Sie es durch Verschweigen der Wahrheit sich hätten sichern können – drittens weil Sie nicht das Kind der Komödiantin sind – viertens weil Sie es nehmen **müssen**, denn wenn Sie es jetzt nicht nehmen, so vermache ich es Ihnen in meinem Testament. Leben Sie wohl. Kommen Sie nicht etwa, um mich zu besuchen, schreiben Sie mir auch keine Danksagungsbriefe, laden Sie mich nicht ein, zu Ihnen aufs Land zu kommen, loben Sie nicht meine Großmut und vor allen Dingen hüten Sie sich, wieder etwas mit Shrowl zu tun zu haben.*

Andrew Treverton.«

Das Erste, was Rosamunde, nachdem sie und ihr Gatte sich ein wenig von ihrem Erstaunen erholt hatten, tat, war, daß sie der Weisung, die ihr verbot, einen Danksagungsbrief an Mr. Treverton zu schreiben, ungehorsam ward. Der Bote, den man mit diesem Briefe nach Bayswater sendete, kam ohne Antwort zurück und meldete bloß, ein unsichtbarer Mann mit einer heiseren, rauhen Stimme habe ihm zugerufen, den Brief über die Gartenmauer zu werfen und sich dann schleunigst wieder zu entfernen, wenn er nicht den Schädel eingeschlagen haben wollte.

Mr. Nixon, welchen Leonard sofort von dem Vorgefallenen benachrichtigte, erbot sich freiwillig, noch denselben Abend nach Bayswater zu gehen und einen Versuch zu machen, ob er mit Mr. Treverton im Auftrage des jungen Ehepaares sprechen könnte.

Er fand Timon von London zugänglicher als er gedacht. Der

Menschenfeind war wenigstens für diesmal auf guter Laune. Diese außerordentliche Veränderung war durch das Gefühl von Befriedigung hervorgerufen worden, welches er darüber empfand, daß er soeben Shrowl den Abschied gegeben, und zwar aus dem Grunde, weil sein Herr, nachdem er die Torheit begangen, Mistreß Frankland ihre vierzigtausend Pfund zurückzugeben, keine passende Gesellschaft mehr für ihn sei.

»Ich sagte ihm,« sagte Mr. Treverton, bei der Erinnerung an den Abschied zwischen seinem Diener und ihm wieder in sich hineinkichernd, »ich sagte ihm, ich könnte nach dem, was ich getan, unmöglich erwarten, daß ich seinen fortgesetzten Beifall erwürbe und daß es mir deshalb nicht einfallen könne, ihn unter diesen Umständen länger auf seinem Posten zurückzuhalten. Ich bat ihn, meine Handlungsweise so schonend und nachsichtig als möglich zu beurteilen, besonders da die erste Ursache, welche dazu geführt, der Umstand sei, daß er den Plan des Schlosses Porthgenna kopiert, wodurch Mistreß Frankland zu der Entdeckung in dem Myrtenzimmer geführt worden. Ich wünschte ihm Glück, eine Belohnung von fünf Pfund dafür bekommen zu haben, daß er die Ursache zur Rückgabe eines Vermögens von vierzigtausend Pfund geworden, und dekomplimentierte ihn dann mit einer höflichen Demut, die ihn halb wahnsinnig machte, zum Hause hinaus. Wir haben in der Zeit unseres Beisammenseins so manche Lanze miteinander gebrochen; bis auf den heutigen Tag gelang es mir nie, ihn aus dem Sattel zu heben, aber nun habe ich ihn endlich doch noch auf den Sand gesetzt.«

Obschon Mr. Treverton bereit war, von Shrowls Niederlage und Entlassung so lange zu sprechen als der Anwalt ihm zuhören wollte, so ließ er doch in Bezug auf Mistreß Frankland, als Mr. Nixon das Gespräch auf diese bringen wollte, durchaus nichts mit sich anfangen. Er wollte keine Botschaft anhören und ebensowenig irgend ein Versprechen in Bezug auf die Zukunft geben.

Über sich selbst und seine eigenen Projekte war ebenfalls weiter nichts aus ihm herauszubringen, als daß er die Absicht hatte, das Haus in Bayswater zu verkaufen und wieder auf Reisen zu gehen,

um die menschliche Natur in verschiedenen Ländern nach einer Methode zu studieren, die er noch nicht versucht – nämlich mit dem Bemühen, nicht bloß das Schlechte, was in dem Menschen ist, sondern auch das Gute ausfindig zu machen. Er sagte, diese Idee wäre in ihm durch den Wunsch erweckt worden, zu ermitteln, ob Mr. und Mistreß Frankland vollkommen ausnahmsweise menschliche Wesen wären oder nicht. Gegenwärtig sei er geneigt zu glauben, daß sei es wären und daß seine Reisen wahrscheinlich zu keinem bemerkenswert genügenden Resultate führen würden.

Mr. Nixon bat ihn dringend, ihm eine freundliche Botschaft an seine Klienten aufzutragen, damit er diese davon zugleich mit der Nachricht von seiner beabsichtigten Abreise in Kenntnis setzen könnte.

Diese Bitte brachte jedoch weiter nichts hervor als ein sardonisches Kichern, auf welches dann eine am Gartentore an den Anwalt gerichtete Abschiedsrede folgte.

»Sagen Sie diesen beiden sonderbaren Menschen,« sagte Timon von London, »daß ich meine Reisen aus Überdruß vielleicht aufgebe, wenn sie es am wenigsten erwarten, und daß ich möglicherweise dann zu ihnen komme und mir sie noch einmal ansehe, um von dem beklagenswerten Schauspiel, welches die Menschheit im Allgemeinen bietet, wenigstens noch ein befriedigendes Gefühl zu haben, ehe ich sterbe.«

---

## Zehntes Kapitel

### *Die Morgenröte eines neuen Lebens*

Vier Tage später standen Rosamunde, Leonard und Onkel Joseph zusammen auf dem Kirchhofe von Porthgenna.

Die Erde, zu welcher wir alle zurückkehren, hatte sich über einer sterblichen Hülle geschlossen. Sara Leasons mühevollen Pilgerschaft hatte endlich ihr stilles Ende erreicht. Das Grab des Bergmanns, von welchem sie zwei Mal heimlich zum Andenken einige Grashalme gepflückt, hatte ihr nun im Tode die Heimat gewährt, welche sie im Leben niemals kennen gelernt. Das Tosen der Meeresbrandung verhallte zu einem leisen Gemurmel, ehe es ihren Ruheplatz erreichte, und der Wind, welcher freudig über das offene Meer hinfegte, zögerte ein wenig, wenn er den alten Bäumen begegnete, welche an den Gräbern Wache hielten, und wehete dann sanft weiter durch die Myrtendecke, welche alle in ihren glänzend grünen Ring eingeschlossen hielt.

Einige Stunden waren vergangen, seitdem die letzten Worte des Gebets nach dem Einsenken des Sarges gesprochen worden. Der frische Rasen lag schon auf den Erschollen und der alte Leichenstein, auf welchem die Grabschrift des Bergmanns stand, war wieder an seinem früheren Platze zu den Häupten des Grabes angerichtet worden.

Rosamunde las ihrem Gatten die Inschrift leise vor.

Onkel Joseph war ein wenig von ihnen hinweggegangen, während Rosamunde auf diese Weise beschäftigt war, und allein an dem Fuße des Grabhügels niedergekniet. Mit liebender Hand streichelte und klopfte er den frisch aufgelegten Rasen – wie er oft Saras Haar in den längstvergangenen Tagen ihrer Jugend gestreichelt – wie er später oft ihre Hand geklopft, als ihr Herz entmutigt und ihr Haar ergraut war.

»Sollen wir den alten verwitterten Buchstaben, wie sie jetzt dastehen, noch einige neue Worte beifügen?« fragte Rosamunde, als sie die Inschrift zu Ende gelesen hatte. »Es ist noch leerer Raum auf dem Steine übrig. Sollen wir ihn vielleicht mit den Anfangsbuchstaben des Namens meiner Mutter und dem Datum ihres Todestages ausfüllen? Ich fühle etwas in meinem Herzen, was mir zu sagen scheint, daß ich *dies* tun soll, aber nicht mehr.«

»So möge es auch sein, Rosamunde,« sagte ihr Gatte. »Diese kurze und einfache Inschrift ist die angemessenste und beste.«

Rosamunde blickte, während Leonard diese Antwort gab, nach dem Fußende des Grabes und verließ ihn auf einen Augenblick, um sich dem alten Manne zu nähern.

»Nehmen Sie meine Hand, Onkel Joseph,« sagte sie, indem sie ihn sanft an der Schulter berührte. »Nehmen Sie meine Hand und lassen Sie uns miteinander nach Hause zurückkehren.«

Er erhob sich, während sie noch sprach, und sah sie zweifelhaft an. Die Spieluhr lag in ihrem abgenutzten Lederfutteral auf dem Grabe nahe an der Stelle, wo er gekniet hatte. Rosamunde hob sie vom Grase auf und hing sie ihm um, wie er sie stets zu tragen pflegte, wenn er auf der Reise war. Er seufzte ein wenig, indem er Rosamunden dankte.

»Mozart kann nun nicht mehr singen,« sagte er. »Er hat nun sein Lied der letzten aller meiner teuern Angehörigen vorgesungen.«

»Sagen Sie nicht der letzten,« entgegnete Rosamunde, »sagen Sie nicht der letzten, Onkel Joseph, so lange *ich* noch lebe. Wird Mozart um meiner Mutter willen nicht auch *mir* vorsingen?«

Ein Lächeln – das erste, welches sie seit der Zeit ihrer Trauer gesehen – umspielte zitternd seine Lippen.

»Das ist ein Trost,« sagte er; »ja fürwahr, es ist ein Trost für Onkel Joseph, das zu hören.«

»Fassen Sie meine Hand,« wiederholte sie in sanftem Tone; »kommen Sie nun mit uns nach Hause.«

Er blickte sehnsüchtig auf das Grab herab.

»Ja, ich will Ihnen folgen, wenn Sie mir immer nach dem Tore

vorangehen wollen.«

Rosamunde faßte den Arm ihres Gatten und führte ihn nach dem Wege, der aus dem Kirchhof hinausführte.

Als beide nicht mehr sichtbar waren, kniete Onkel Joseph wiederum am Fuße des Grabes nieder und drückte seine Lippen auf den frischen Rasen.

»Leb wohl, mein Kind,« flüsterte er und legte seine Wange einen Augenblick auf das Gras, ehe er sich wieder erhob.

Am Tore stand Rosamunde und wartete auf ihn. Ihre rechte Hand ruhte auf dem Arm ihres Gatten; ihre linke Hand streckte sie nach Onkel Joseph aus.

»Wie kühl die Luft ist,« sagte Leonard. »Wie angenehm klingt das Rauschen des Meeres! In der Tat, es ist heut ein schöner Sommertag.«

»Der herrlichste und freundlichste des ganzen Jahres,« sagte Rosamunde. »Die einzigen Wolken am Himmel sind glänzend und weiß; die einzigen Schatten auf dem Moor liegen leicht wie Eiderdaunen auf dem Heidekraut. Die Sonne strahlt in ihrer goldenen Pracht und das Meer wirft ihr Bild aus seiner blauen Tiefe zurück. O, Lenny, wie ein ganz anderer Tag ist es als jener schwüle, drückende und nebelige, wo wir den Brief in dem Myrtenzimmer fanden! Selbst der schwarze Turm unseres alten Hauses da drüben gewinnt neue Schönheit in der hellen Luft und scheint sich mit seiner schönsten Erscheinung angetan zu haben, um uns bei dem Beginn eines neuen Lebens willkommen zu heißen. Ich will es für dich und Onkel Joseph, wenn ich kann, zu einem glücklichen Leben machen – so glücklich wie der Sonnenschein, in welchem wir jetzt alle drei wandeln. Du sollst, so viel an mir liegt, Geliebter, niemals bereuen, eine Frau geheiratet zu haben, welche keinen persönlichen Anspruch auf die Ehre eines alten Familiennamens hat.«

»Ich kann meine Vermählung niemals bereuen, Geliebte,« sagte Leonard, »denn ich kann niemals die Lehre vergessen, welche mein Weib mir gegeben.«

»Was für eine Lehre, Lenny?«

»Eine sehr alte Lehre, Geliebte, die wir aber nie oft genug

beherzigen können. Die höchsten Ehren, Rosamunde, sind die, welche kein Zufall uns rauben kann – die Ehren, welche *Liebe und Wahrheit* uns verleihen!«

– E n d e –